

UB Braunschweig 84



10137-471-6

Ha-308(45-47)

Braunschweigische Heimat



1959

45. Jahrgang · Heft 1



Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

Inhaltsverzeichnis

Seite

Wo lag das „castrum Scladheim“?	
Von Dr. Hans-Adolf Schultz, Braunschweig, Fuchsweg 11	1
Der Wortstamm „Wer“ — in ostfälischen Orts-, Flur- und Gewässernamen.	
Ein namenkundlicher Beitrag zum Streit um die Werla.	
Von Dr. Werner Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6	15
Die Anfänge der Windmühle zu Veltenhof.	
Von Pfarrer Dr. Wolf-Dietrich v. Kurnatowski, Braunschweig, Leonhardstraße 26	21
Aus dem alten Rábke. 5. Das fröhliche Rábke.	
Von Karl Böhme, weiland Pastor zu Rábke, mitgeteilt aus dessen ungedruckten Aufzeichnungen von Ministerialrat i. R. Rud. Homann in Rábke	26
Wat säon unbedarften Dörpjunge in Sebbeltzüusen alles beliwet hât.	
Von Studienrat i. R. Otto Berge, Bad Gandersheim, Hildesheimer Straße 3	29
Ostern vor 'en Harze.	
Von Zahnarzt Dr. Otto Rohkamm, Bad Harzburg, Herzog-Julius-Straße 14	33
Aus der Heimatpflege:	
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1958	35
Neues heimatliches Schrifttum	39

Postscheck-Konto: Hannover Nr. 440 65, Bankkonto: Brschwg. Staatsbank Nr. 1273, Braunschweig



Dieses Röstverfahren garantiert einen absolut reinschmeckenden, klaren, sauberen Kaffee, weil die Aerotherm-Röstung jede geschmackliche Beeinflussung des empfindlichen Röstgutes ausschließt.

Die aerotherme Röstung ist im Hause Heimb's & Sohn erdacht u. entwickelt worden

Kaffeegrößterei HEIMBS & SOHN Braunschweig

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag

45. Jahrgang

April 1959

Heft 1

Wo lag das „castrum Scladheim“?

Eine Streitfrage im Lichte der Untersuchungen 1958
in Schladen (Landkreis Goslar)

von H. A. Schultz

In den letzten Jahren stand Schladen im Mittelpunkt recht schwieriger, aber äußerst interessanter geschichtlicher Untersuchungen. Eine große Anzahl verschiedener Meinungen über Lage der curtis Werla, Lage der curtis Scladheim, Lage des castrums Scladheim, Verlauf der Okerfurt, weiteren Verlauf der Straßenzüge wurde schriftlich und mündlich geäußert. Nachdem nun auch das Max-Planck-Institut zu Göttingen sich in einem Colloquium vom 5. bis 7. Januar 1959 unter anderem mit diesen geschichtlichen Problemstellungen von Schladen eingehend beschäftigt hat, erscheint es notwendig, die bisher erzielten Ergebnisse zu diesem Zeitpunkt niederzulegen einmal als Bericht über die bisher erfolgten, zum anderen als Grundlage für kommende Untersuchungen und Diskussionen.

Einige urkundliche Überlieferungen seien dem Untersuchungsbericht vorausgeschickt.

Kaiser Heinrich IV. verschenkte 1086 die curtis Werla an den Bischof Udo von Hildesheim (Ukb. Hochstift Hild. I, 148). Sie war Teil eines umfangreichen Königsgutes. In der Urkunde ¹⁾ wird gesagt, daß nicht dieser gesamte Besitz an den Hildesheimer Bischof geschenkt wurde, sondern daß einige Teile, z. B. der Harzwald mit dem Forstrecht und die Güter der Stiftsherren des Domstiftes Goslar ausgenommen waren.

Eine zweite Nachricht liegt von 1110 vor. Der Hildesheimer Bischof belehnt den Edlen Eiko von Dorstadt mit der curtis Scladheim (Ukb. Hochstift Hild. I, Nr. 169 ²⁾). Vermutlich ist diese curtis die 1086 an den Bischof verschenkte curtis Werla. Aufschlußreich ist die weitere Erwähnung „mit der dort errichteten Burg und allem Zubehör außer der Kirche“. Hier taucht zuerst das castrum, d. h. die Burg in der Überlieferung auf. Sicherlich hatte dieses castrum Scladheim die Aufgabe, die Hildesheimer Diözese an ihrer Ostgrenze zu abzusichern.

Nach Höfer (Bau- und Kunstdenkmäler Kr. Goslar, S. 233) ist der Wandel in der Benennung (curtis Werla — curtis Scladheim) darauf zurückzuführen, daß Kaiser Heinrich V. forderte, daß „die Bischöfe alle regalia dem regnum, vor allem die curtes, welche dem Reiche von altersher gehört hätten, freigeben sollten“. Um Schwierigkeiten in Hinsicht auf die Forderungen zu vermeiden, sei die

59, 288

Schenkung und zugleich die Namensänderung erfolgt. Die Urkunde von 1110 läßt aber nicht nur hierauf wichtige Schlüsse zu, sondern sagt in ihrem weiteren Wortlaut „mit der dort errichteten Burg“, daß wahrscheinlich erst kurz vor 1110 ein castrum errichtet worden ist. Ferner wird in der Urkunde erwähnt, daß zu der Schenkung „alles Zubehör außer der Kirche“ gehört habe, d. h. die Kirche gehörte nicht zur Burg selbst, wie man wohl folgern könnte. Die beiden letzten Vermutungen waren maßgebend für die im Jahre 1958/59 durchgeführten Untersuchungen sowohl auf dem Domänengelände als im Ort an der leicht erhöhten Kirchstelle, nahe des „Sellhofes“.

Die Edlen von Dorstadt nennen sich seit 1175 Grafen von Schladen. Nach Bode (Uradel S. 39, 40, 45) werden sie nur „Schloßgrafen“ gewesen sein; eine „landrechtliche Grafschaft“ werden sie nicht in Besitz gehabt haben. Es liegt nahe, anzunehmen, daß, wie in den Bau- und Kunstdenkm. Kr. Goslar ausgedrückt, sie bereits vorher, also vor 1110, vor ihrer Belehnung mit Schladen, schon Reichsgut besessen haben. Auch ist bei ihnen sehr stark das Bestreben nachzuweisen, selbständig zu werden, d. h. das Lehnverhältnis der Burg Schladen langsam ausklingen zu lassen. Ihr Verhältnis zum Hildesheimer Bischof scheint zeitweilig sehr getrübt gewesen zu sein. So standen sie 1279–1322 im Kampfe Herzog Heinrich des Wunderlichen mit Bischof Siegfried II. auf herzoglicher Seite. Auch nach dieser Zeit führte ein Graf Meinhard von Schladen den Kampf, bei dem die Burg Schladen belagert worden war, gemeinsam mit Herzog Heinrich den Wunderlichen und dem Edelherren von Werder noch weiter.

Bis 1353 verblieb das „Haus zu Schladen“ im Besitze der Grafen von Schladen. Der letzte dieses Stammes, Graf Albrecht, verkaufte es dem Bischof Heinrich von Hildesheim und dem Domkapitel für 1900 Mk löth. Silbers (Hild. Urkb. V. 511). Kaiser Karl IV. bestätigte am 30. Januar 1362 diesen Verkauf und die Einfügung des Schlosses Schladen in das Stift Hildesheim.

In der nun folgenden Verpfändungszeit wechselte die bischöfliche Burg Schladen sehr häufig ihren Pfandinhaber. Einmal waren es die Herren von Salder, dann die von Wanzleben, von der Asseburg, von Schwicheldt, von Spiegelberg, von Bortfeld, von Veltheim, von Wunstorf und von Schenk. Nur kurze Zeit war sie im Pfandbesitz der Stadt Braunschweig gewesen (Germer, H. Landesgebietspolitik ... 1937, S. 92).

1485 drangen Braunschweiger und Goslarer Bürger in der Fehde des Bischofs Barthold von Hildesheim gegen die mit der Stadt Hildesheim verbündeten Städte ein und verwüsteten die Burg im gleichen Jahre schwer. In den Kämpfen der Hildesheimer Stiftsfehde kam die Burg Schladen 1521 kampflos in den Besitz des Herzogs Heinrich des Jüngeren von Braunschweig-Wolfenbüttel. Auch im Frieden von Quedlinburg 1528 blieb sie in gleicher Hand.

Verhängnisvoller war das Jahr 1552, als Graf Volrad von Mansfeld vor die Burg zog. Schon 10 Jahre vorher war eine ähnliche Belagerung von den Truppen des Schmalkaldischen Bundes erfolgt. Bei dieser fielen nun „dat Slot, Vorwerk und alle Gebuwede“ dem Brande zum Opfer. Sengend und plündernd zogen die Söldlinge des Grafen Volrad durch das Gebiet und verheerten alles.

Elf Jahre später nimmt der Sohn Heinrich des Jüngeren, Herzog Julius, in der Burg Schladen seinen Wohnsitz. Dies setzt voraus, daß nach der Zerstörung

1552 ein schneller Wiederaufbau — und vermutlich Erweiterungsbau errichtet worden ist.

Während des 30jährigen Krieges wurde das „feste Schloß“ von den Truppen Wallensteins belagert, bis daß es 1626 aufgegeben werden mußte. Wallenstein selber nahm hier sein Quartier, auch fand hier am 11. Januar 1626 die Besprechung mit Tilly statt.

Das Schicksal der Burg verlief weiterhin wechselvoll. Am 27. Juli 1626 nahmen sie die Dänen im Handstreich und König Christian IV. verlegte sein Quartier in diese Feste. Nach der Schlacht bei Lutter a. Bbge. (27. August 1626) drangen die kaiserlichen Truppen wieder in Schladen ein, 1631 mußten sie aber den Schweden weichen. Erst 1643 wurden Amt und Burg Schladen an das Stift Hildesheim zurückgegeben. Die Verwaltung des Amtes übernahm ein Drost, die des Amtshofes ein Amtmann. In dieser Zeit, und auch vornehmlich im frühen 18. Jahrhundert werden in dem Amtshof viele Um- und Neubauten erfolgt sein.

1802 vollzog sich die Umwandlung des Amtshofes in eine staatliche Domäne. 1813 fiel Schladen an Hannover.

Auf dem Amtshofe soll 1837, nachdem 1699 schon einmal sowohl hier als auch im Dorfe Schladen eine tüchtige Feuersbrunst gewütet hat, eine weitere viele Gebäude vernichtet haben.

Als Ergänzung zu dieser nur kurz erwähnten, geschichtlichen Übersicht muß noch erwähnt werden, daß das Dorf Schladen erstmals 1154 nachgewiesen werden kann. Seine alte Bezeichnung ist „Scladheim“. „Schon Arnold hielt die -heim-Orte für Gründungen der Franken. Viele der -heim-Orte sind auf oder nahe bei altem Königsgut entstanden. Sie liegen besonders an strategisch wichtigen Stellen und längs der Flüsse wie Oker und Aller, an welchen sich die fränkische Eroberung vorschob.“ (Müller, Th., Ostfäl. Ldsk. S. 142). Die Entstehungszeit des Namens Scladheim wird man wohl bei vorsichtiger Berücksichtigung aller Möglichkeiten (s. W. Flehsig im gleichen Heft) für fränkisch ansehen müssen. Allgemein gesehen ist das Gebiet Schladen-Werlaburgdorf (Umbenennung von Burghof (Ldkr. Gsolar) seit 4. 10. 1958) uraltes Siedlungsland. Erste menschliche Spuren weisen in die mittlere Steinzeit.

Wie die Entwicklungen anderer Ortschaften zeigen, wird auch hier das Dorf Schladen sich wesentlich im Schutze der Burg fortentwickelt haben.

Diese geschichtlichen Überlieferungen geben recht bedeutungsvolle Anhaltspunkte. Sie lassen aber, sobald man versucht, die in den Urkunden erwähnten Anlagen örtlich festzulegen, weite Lücken offen. So berühren vor allem drei Fragen uns, deren Klärung erforderlich wäre, um die Geschichte der curtis, des castrum und des Dorfes Schladen zu erkennen.

1. Lag die 1086 erwähnte curtis Werla im Gebiet von Schladen? Lag sie entweder unter der heutigen Domäne oder lag sie im Orte Schladen selbst?
2. Ist die curtis Scladheim aus der curtis Werla hervorgegangen? Liegt lediglich eine Namenswandlung (siehe Höfer) vor? Ist das 1110 erwähnte castrum mit allem Zubehör auf dem Boden der curtis Scladheim errichtet worden?
3. Lag etwa die curtis im Dorfe selbst? Ist erst kurz vor 1110 an einer zweiten Stelle das bischöfliche castrum, das 1110 an den Edelherrn Eriko von Dorstadt verlehnt wurde, erbaut worden?

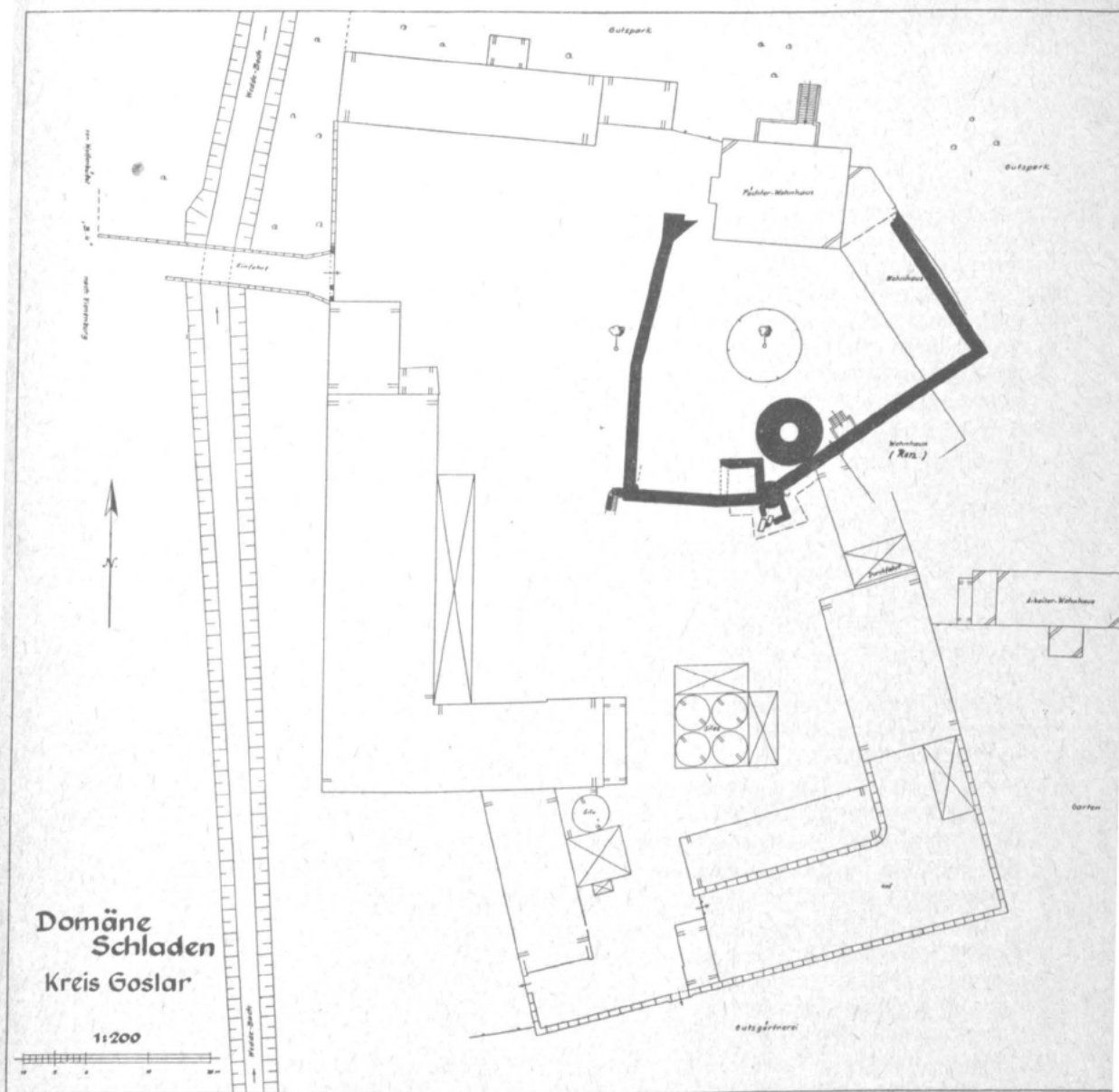


Abb. 1

Grundriß des Domänengeländes mit Eintragung der 1958 aufgefundenen mittelalterlichen Burgmauern.

1. Untersuchung im Domänenhof

Träger der Untersuchung: Gemeindeverwaltung Schladen (Gemeindedirektor Adolf Reinecke)

Domänenpächter: Georg von Kaufmann, Schladen

Wissenschaftliche Leitung: Dr. H. A. Schultz (Landesmuseum Braunschweig), Braunschweig

Vermessung: Stadt-Oberinspektor J. Schmidt, Sa.-Lebenstedt

Geolog. Untersuchung: Dr. K. Kummer, Sa.-Lichtenberg

Arbeiter der Gemeindeverwaltung: K. Vorlob, Schladen, Harzstr. 19; P. Hübner, Schladen, Franz-Kaufmann-Str. 9; Dieter Arlt, Schladen, Taternberg, tageweise: Fr. Korun und K. Weiß, Schladen. Aufsicht: Fr. Koch, Schladen, Dammstr. 5

Dauer der Arbeiten: 2. September 1958 bis 4. Oktober 1958.

Am 2. September 1958, früh 7.30 Uhr, wurde auf dem Domänenhofe mit der Untersuchung begonnen. Der Bitte Herrn von Kaufmanns, die Untersuchung immer nur auf einen kleinen Teil des Hofes zu beschränken, um den Wirtschaftsbetrieb nicht zu stören, wurde entsprochen. Als erstes wurde eine planmäßige Aufmessung des Gesamthofes vorgenommen. Besondere Berücksichtigung fanden hierbei die augenscheinlich älteren Fundamentmauern, die sich in zwei Gebäuden, so in dem Renaissance- an der Südostecke und in dem Bürogebäude an der Ostseite, überbaut noch vorfinden. Damit wurden auch schon die Frage angeschnitten, erstens das Alter der jetzt stehenden Bauten zu ermitteln und in zeitliche Beziehung zu den Fundamentmauern zu setzen, und zweitens zu ermitteln, ob im Boden der Domäne noch Reste älterer Bauten lagen.

Abschnitt I: Da sich schon an der Nord-West-Seite des Renaissance-Baues — der Seite, die dem Hofinneren zuliegt — deutliche Unterschiede zwischen dem aufgehenden Mauerwerk und den

Fundamentschichten ergaben, wurde an dieser Stelle mit der Aufdeckung des Bodens begonnen, und zwar zunächst in einer Länge von 2,50 m und einer Breite von 1,80 m. Das Ergebnis der Abdeckung war: Bis zu einer Tiefe von 0,15 m lagen oberflächlich verschiedene Schotter- und Splittschichten, die wohl erst in den letzten Jahrzehnten zur Befestigung der Fläche aufgetragen worden waren.

Abb. 2

Der „Renaissance-Bau“ an der Südseite des Domänenhofes.

An der Stelle, an der die Arbeiter stehen, wurde die Untersuchung 1958 begonnen (Abschnitt I).



Unter dieser folgte eine Schuttschicht (Stärke 1,10 m), in der sich viele Mörtel- und Kalkbruchsteinstücke befanden. Erst dann folgte eine Schicht, die zwar auch Schuttschicht, aber nicht in späterer Zeit gestört war. Als nächstes kam eine schwärzlich-graue Schicht, die ebenfalls viele Bruchstücke von ehemaligen Bruchsteinmauern in sich hatte. Leider ließ sich dieses Profil nur bis in eine Tiefe von 2,10 m nachweisen. Ferner ergaben sich in diesem ersten, zunächst nur versuchsweise angelegten Graben deutliche Hinweise auf die Bebauung dieser an den Renaissance-Bau in südwestlicher Richtung angrenzenden Fläche. Es trat eine starke Bruchsteinmauer in Fortsetzung der Vordermauer des Renaissance-Gebäudes auf. In der Art der Bearbeitung, in den Größenverhältnissen der vermauerten Steine, damit der Bänke und in der Anordnung der Schichten untereinander zeigten sich wesentliche Unterschiede zwischen dem unteren Fundamentbau und der vermutlich im 16. Jahrhundert aufgesetzten Renaissancemauer. Das untere Fundament wies eine Mauerstärke von 1,80 m auf und zeigte nach der Südseite zu eine in der ganzen Länge zu verfolgende treppenartige Absatzmauerung (vgl. Burgmauer Dankwarderode, Untersuchung 1951 auf dem Wilhelmsplatz)³⁾.

Ferner ließ sich leicht feststellen, daß man beim Aufbau des Renaissance-Gebäudes einen wesentlichen Teil der sicher damals noch stehenden alten Mauer geschleift und den unteren Teil wieder verwendet hat.

Da dieser erste Versuchsgraben, der an sich nur Kenntnis über zu erwartende Schichtverbände vermitteln sollte, so gute Hinweise auf frühere Bauzeiten gestattete, wurde er bis zur ersten Eckbildung, d. h. von der Renaissance-Mauer aus bis auf eine Länge von 4,45 m erweitert. Gleichzeitig wurden auch die an den Außenkanten der Mauer angefangenen Gräben erheblich tiefer gelegt. Bis in eine Tiefe von 3,75 m konnten die einzelnen Schichten erkannt werden. Bei 3,75 m begann gewachsener Boden — ein gelblich brauner, sehr feiner Flußsand. Das Wasser quoll sofort so stark heraus, daß die Untersuchung an dieser Stelle abgebrochen werden mußte.



Abb. 3

Die nach dem Süden vom Mauereckturm ausgehenden Mauerteile — nach Abdeckung der obersten zwei Bodenschichten.

Bei Freilegung dieser ersten starken Mauer, deren Gefüge an allen Stellen tadellos erhalten war, zeigte sich schon, daß sie nach dem Westen zu keinen Abschluß erhielt, sondern daß sich hier weitere Mauerzüge in verschiedenen Richtungen anschlossen. Unmittelbar im Verlauf der Mauer kam ein kreisrunder (Durchmesser 4,30 m) Mauerturm zum Vorschein, der mit der eben beschriebenen Mauer in einheitlichem Verbande stand. Dieser wurde in der Mitte zu öffnen versucht. Er erwies sich aber als völlig massiv. Auch er zeigte an seinen Seiten ein leider durch spätere Zubauten stark gestörtes Profil in der soeben beschriebenen Art. (Profilhöhe ebenfalls 3,75 m).

Bei der Freilegung dieses Mauerturmes ergab sich fernerhin, daß in westlicher Richtung noch eine ebenso starke Mauer in gleicher Art und ebenfalls in festem Verband zu ihm abging. Im ganzen gesehen, verlief die als erste erkannte Mauer ausgehend von der Innenseite des Renaissancegebäudes zunächst auf den Mauereckturm zu und dann in etwas nach Norden verschobener Richtung eine weitere Mauer. Es war klar, daß hier in diesem zusammenhängenden Stück nur eine ältere Begrenzungsmauer eines sehr frühen Burginnenhofes vorliegen könne.

Nach dem Süden zu schlossen sich an den Mauereckturm kleinere und weniger tiefgehende Mauerteile an, die einst vielleicht einen kleinen viereckigen Raum von 1,55 m x 1,34 m begrenzten. Leider waren an dieser Stelle die Mauern sehr beschädigt, weil hier ein später angelegter Kanal geführt war, von dem auch noch Abdeckplatten ermittelt werden konnten. Zunächst konnte über diesen Anbau nur soviel gesagt werden, daß er in keinem Zusammenhange mit der schweren Mauer und dem Mauereckturm stand.

Wesentlich interessantere Ergebnisse wurden bei Freilegung eines ebenfalls vom Mauereckturm ausgehenden weiteren Mauerzuges (III) gewonnen. Er stand keineswegs im Verbande mit dem Mauereckturm. Er besaß auch nicht die große Stärke. Gesteinsmäßig ließen sich ebenfalls Unterschiede feststellen: Einmal Kalkstein durchsetzt mit Buntsandstein, andermal Kalkstein und Sandstein. Seine Breite betrug 1,40 m. Er ließ sich bis zu einer Ecke auf einer Länge von 4,82 m feststellen. Die Gräben an seinen Seiten mußten bis auf 3,80 m herabgeführt werden, ehe der gewachsene Boden erreicht war. Es zeigte sich überall, daß die vorgefundenen älteren Mauern stets auf dem gewachsenen Boden aufgesetzt, aber nicht mehr in diesen eingetieft waren. Die Profile zeigten verschiedene Schuttschichten, deren Trennung sehr schwierig war.

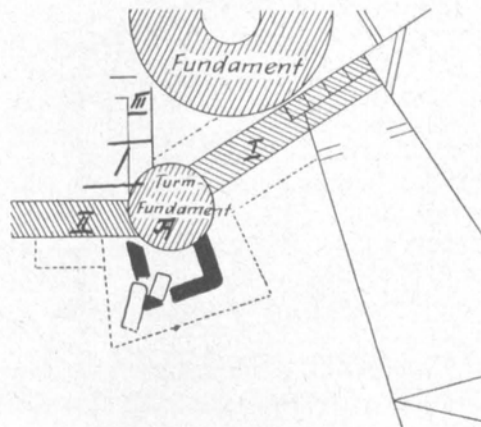


Abb. 4

Wesentlich schwächere und weniger tiefgehende Mauerteile an der Südseite des Mauereckturmes A.

Diese Mauer III wurde nun auch von ihrer Nordecke aus weiter verfolgt. Beim Abheben der obersten Schichten zeigte sich sehr bald, daß unmittelbar nach der inneren Ecke in der Wand auffällig rundbogig gestellte Steine in der dritt-obersten Schicht herauskamen. Je weiter nun die Schichten in die Tiefe abgetragen wurden, desto klarer zeigte es sich, daß diese rundbogig gemauerten Steine zu einer rundbogigen Tür gehörten, die einstmals durch spätere Zumauerung verschlossen worden war. Ihre Maße waren: lichte Höhe 1,80 m und lichte Breite 1,09 m. Nach der Außenseite zu, d. h. nach dem Norden zu, fanden sich an diese Türöffnung anschließend noch zwei seitliche wandartige Aufmauerungen, die aber nicht so tief in den Erdboden hineinreichten. Dieses war ein klarer Beweis dafür, daß sie ursprünglich nicht zu der Tür gehörten, sondern daß sie erst später hinzugebaut worden waren.

Die Mauer mit der Tür verlief noch 3,80 m in westlicher Richtung weiter und bog dann auf die Begrenzungsmauer in einem rechten Winkel ab. Ohne Zweifel waren dies die Fundamentmauern eines auf der Innenfläche gegen die Begrenzungsmauer aufgebauten Hauses. Allein in diesem Bau ließen sich an der Türseite drei deutlich voneinander zu unterscheidende Bauphasen wahrnehmen: Die erste — ein mit Fundamentmauern von 1,40 m Stärke errichteter Bau in Anlehnung an die äußere Begrenzungsmauer mit der Türöffnung im untersten Stockwerk an der Nordseite. Die zweite — der weitere Anbau in Form von zwei Mauerflanken außerhalb der Tür — dient zur Begrenzung einer hinausgehenden Treppe. Das Bodenniveau muß damals schon wesentlich höher als beim ersten Bau gelegen haben. Die dritte — die Aufstockung des vermutlich zerstörten Gebäudes und die Zumauerung der bis dahin offenen Tür.

Nur der Ostgraben, gezogen an der Nordostseite der Gebäudemauer, ergab ein sehr gutes Schichtprofil (s. Profilzeichnung, Abb. 6, ebenfalls bis 3,75 m tief).

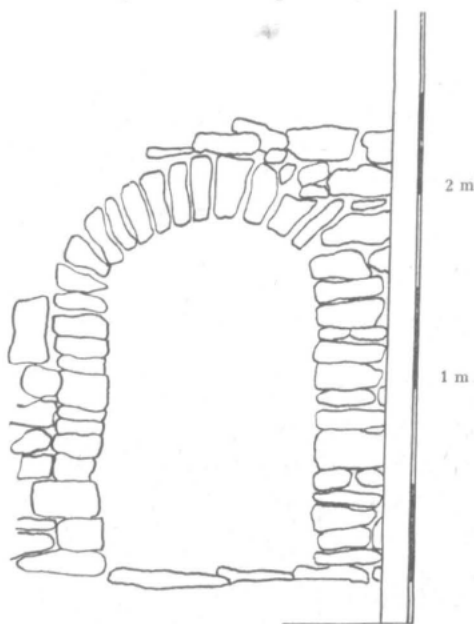


Abb. 5

Die im untersten Teil der Mauer III aufgefundene Tür — nach dem Forträumen der späteren inneren Zumauerung.

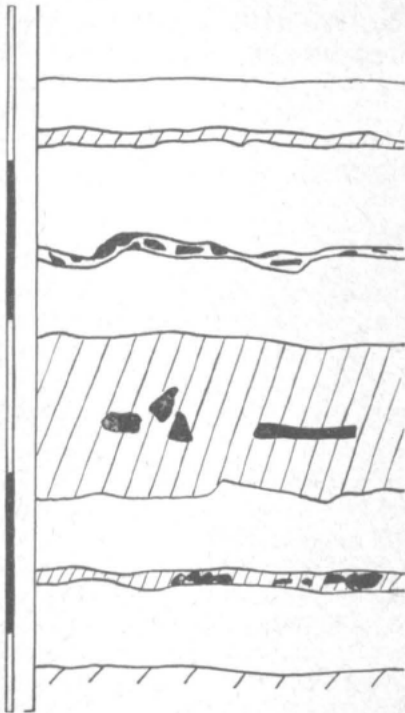


Abb. 6

Im Profil an der Nordost-Seite der Gebäudemauer traten vier sehr klar zu unterscheidende Brandschuttschichten auf.

oberste (4.) Brandschuttschicht

drittunterste (3.) Brandschuttschicht (14.—16. Jahrh.)

zweitunterste (2.) Schuttschicht

unterste (1.) Brandschuttschicht

gelbbrauner Sandboden

Es wurde gekennzeichnet und unterteilt durch vier verschiedene, auch verschiedenen starke Brandschuttschichten: Die unterste lag, von Bodenoberkante aus gerechnet, in 3,05 m Tiefe, d. h. etwa 0,70 m über dem gewachsenen gelbbraunen Sandboden. Ihre Stärke betrug zwischen 8 und 10 cm. Sie enthielt reiche Mengen dunkelbraunen rötlichen Lehm, Holzkohle, Knochenreste (Schwein und Rind), angekohlte Kalkbruchsteine, leider jedoch keine Scherben. Sie verlief fast völlig waagerecht. Die zweitunterste Brandschicht fand sich — wieder von oben gesehen — in einer Tiefe von 1,55 m und lag, da sie eine beachtliche Stärke von 0,85 m aufwies, 1,35 m an ihren tiefsten Stellen über dem gewachsenen Sandboden. Sie muß von einem sehr großen Brande herrühren, da sich in ihr in großer Fülle im Brand gewesener Lehm-, Gesteins- und Eichenholzstücke vorfanden. Bei diesem Brande müssen sehr große Zerstörungen erfolgt sein. Auch fanden sich in ihr viele, im Vergleich zu den übrigen, sehr große Baustücke. Scherben lagen auch hier nicht darin. Die drittunterste Brandschuttschicht fand sich von oben gesehen in 0,85 m Tiefe; ihre Stärke betrug 0,10 bis 0,15 m. Sie verlief nicht gleichmäßig, sondern zeigte in Stärke und Tiefe wesentlich Abweichungen. In ihr fanden sich Scherben des 14. bis 16. Jahrh. Die oberste Brandschicht lag schon 0,35 m unter der Oberfläche, auch ihre Stärke betrug 0,10 bis 0,15 m. Sie enthielt ebenfalls gebrannten Lehm, der geradezu schichtförmig durch Feuer verschmolzen war. Ihr Verlauf war recht unregelmäßig, je nach Art des damaligen Zustandes des Bodens.

Zwischen diesen vier Brandschichten, die für eine spätere Betrachtung der zeitlichen Ansetzung der Bauphasen von größter Bedeutung sein werden, fanden

sich Schichtverbände, die ausnahmslos zeigten, daß sie jeweils durch Aufschutt-
schichten nach Bränden entstanden waren. Nach diesem Befunde wird die
früheste Oberfläche, d. h., das erste Bodenniveau des Burghofes nur 0,70 m über
dem gewachsenen Boden gelegen haben. Während der einzelnen Brände und Zer-
störungen haben sich so starke Schuttschichten darauf gebildet, daß das Boden-
niveau von der ersten bisher nachgewiesenen Bebauungszeit (zunächst allgemein-
zeitlich gesehen) bis heute um 3,05 m gehoben ist.

Bei Freilegung dieses Mauerzuges III, sowie bei Anlage des ersten nördlichen
Begrenzungsschnittes hatte sich in geringem Abstände (0,60 m) ein weiterer
runder Bauteil zu erkennen gegeben (siehe Übersichtsplan). Er wurde nach und
nach freigelegt und ergab sich als ein starker Bergfried von kreisrunder Grund-
fläche. Sein Durchmesser von Außenkante zu Außenkante betrug 10,50 m, die
Mauerstärke 3,75 m, der Durchmesser des lichten Innenraumes 3,0 m. Sein Mauer-
gefüge entsprach dem des nach dem Burginnenhof angesetzten Baues mit der
Mauer III.

Da die Profile an der Südseite der Begrenzungsmauer in Anlehnung an
Mauer I nur sehr unklare Schichtenverhältnisse erkennen ließen, wurde vom
Mauereckturm A aus noch einmal ein 2,5 m langer Graben nach der Südseite zu
angelegt. Die Profile der Wände zeigten hier einen wesentlich besseren Aufbau
(vgl. Profilzeichnung Abb. 7). Die vier bereits beschriebenen Brandschuttschichten
ließen sich auch hier einwandfrei erkennen. Der Unterschied bestand lediglich
darin, daß die unterste Brandschicht nicht waagerecht ausstrich, sondern daß sie
geneigt nach unten und außen zu verlief und damit anzeigte, daß hier um die
Begrenzungsmauer I ein Graben verlaufen ist. Die schwärzliche Farbe des Brand-
schuttes vermischte sich hier mit dunklen Schluckschichten.

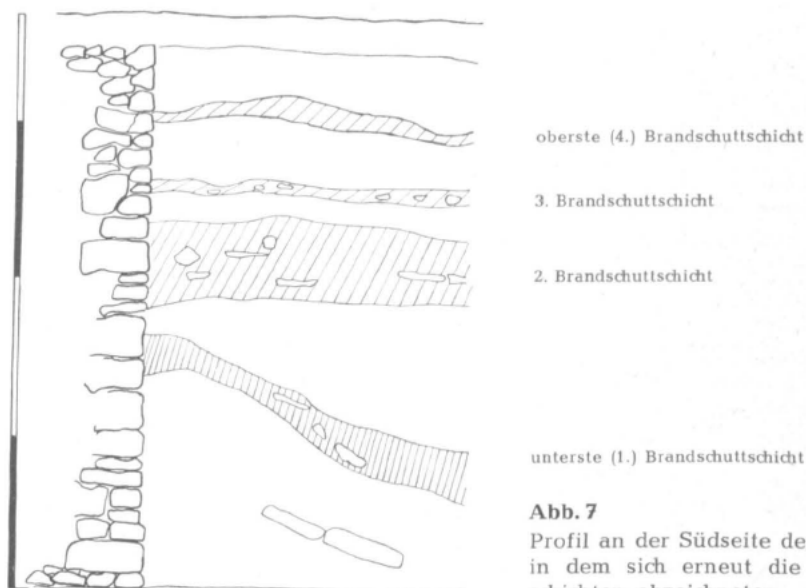


Abb. 7

Profil an der Südseite des Mauereckturmes,
in dem sich erneut die vier Brandschutt-
schichten abzeichnen.

Der Abschnitt I der Untersuchung 1958 ergab nach diesen Darstellungen:

Die Freilegung der sehr alten Begrenzungsmauer (I), ausgehend von der Burginnenseite des Renaissancegebäudes (sie ist vermutlich im 14. und 16. Jahrh. erneut als Fundamentmauer für weitere Bauten verwendet worden), den mit dieser Mauer einheitlich errichteten Mauereckturm (A),

die Fortsetzung der Mauer I über den Mauereckturm A hinaus (II),

die nach Norden an den Mauereckturm angesetzte, nicht im Verbande stehende Mauer (verschiedene Mauerstärke und -struktur) zugehörig zu einem an die Begrenzungsmauer angesetzten Bau, dessen Nordseite noch eine rundbogige Türöffnung aufwies, aus deren Umbauten auf drei verschiedene Bauzeiten geschlossen werden kann,

den Bergfried, der in seiner großen Stärke an der südöstlichen Innenseite der Burg errichtet worden war,

den Burggraben, der an der Außenseite der Begrenzungsmauer unmittelbar entlanglief.

Abschnitt II

Nachdem gemäß der Vereinbarung mit dem Domänenpächter der Abschnitt I wieder zugeschüttet und einplaniert war, wurde westlich von ihm eine weitere Fläche aufgedeckt, in der es galt, die Ecke, d. h. das Umbiegen der Begrenzungsmauer nach Norden zu erfassen.

Diese Mauer entsprach in jeder Art der in Abschnitt I besprochenen Begrenzungsmauer. Auch sie reichte noch 3,70 m hinab.

In diesem Abschnitt II konnte jedoch ein anderer Befund gewonnen werden, der am Mauereckturm infolge der Störung innerhalb der Schichten offenbleiben mußte. Auch hier waren nach außen zu (nach Südwesten) kleinere Mauern ganz ähnlich denen südlich des Mauereckturmes angebaut worden. Ihre Struktur war hier wie dort sehr brüchig. Die einzelnen Bausteine lagen nicht regelmäßig in Schichten, sondern waren innerhalb der Schichten mal hoch oder mal schräg gestellt. Da das Profil für die ganze Tiefe sehr gut erhalten war, konnte erkannt werden, daß diese angesetzten Mauern nicht so tief hinunterreichten, ja, daß sie bereits über der zweiten Brandschicht (von unten gerechnet) aufhörten. Die brüchige Struktur, die geringe Durchsetzung der Fugen mit Mörtel, die z. T. hochkant gestellte Schichtung dürfen also nicht für die Ansetzung auf ein höheres Alter maßgeblich herangezogen werden. Erst eine planmäßig hochkant gestellte Schichtung über mehrere Schichtbänke hinweg würde zeitliche Rückschlüsse gestatten.

So war das wichtigste Ergebnis in Abschnitt II neben der Festlegung der südwestlichen Ecke der Begrenzungsmauer die Erkenntnis, daß die an diese angesetzten, nach außen verlaufenden, etwas schwächeren Mauerzüge vermutlich erst einer Bauzeit des 16. Jahrhunderts angehören, da in ungestörter Folge die zwei untersten Brandschichten sich noch unter dem Mauerverband nachweisen ließen.

Abschnitt III

Im östlichen Teil des Burghofes wurde Abschnitt III aufgedeckt. Zunächst wurde ein 2,5 m langer und 2,0 m breiter Schnitt an die Innenseite des Renaissancebaues

(zwischen Zugang des Renaissancebaues und Bürogebäudes) gelegt. Die im Fundament an einer Seite freigelegte Mauer ließ sich bis 4,20 m in die Tiefe verfolgen. Sie glich in allem der Mauer I. In den ausgehobenen Schuttschichten waren ebenfalls wieder deutlich die vier Brandschichten festzustellen. Damit war erwiesen, daß die Fundamentmauer dieses Baues ein altes Stück der Begrenzungsmauer war, die an der gesamten Innen- und Außenseite des Renaissancebaues weiterlief.

Als nächstes mußte der weitere Verlauf dieser Begrenzungsmauer und die Ecke festgestellt werden, in der diese nach Nordwesten abbog. Um dies festlegen zu können, wurden an der Außenseite des Bürogebäudes zwei untereinander verbundene Flächen (s. Übersichtsplan Abb. 2) abgedeckt: Die eine, die unmittelbar an dem Gebäude entlang und eine zweite, die senkrecht auf das Bürogebäude zulief. Als Fundament der äußeren Bürogebäudemauer ist als Ergebnis auch hier die alte Begrenzungsmauer anzusehen. Sie weist eine Stärke von 3,0 m auf, steht nicht — wie auf den anderen Seiten — auf gewachsenem Sandboden, sondern auf einem Pfahlrost — Eichenpfähle (Durchmesser 0,43 m) und darübergelegt eine Schicht Eichenbalken (Stärke 0,17 m). Auch waren in ihr Reste zweier früher Schießscharten nachzuweisen.

Schwierig ist es, die Nordecke der Begrenzungsmauer zu ermitteln, da dieser Teil, der vermutlich noch außerhalb des Bürogebäudes liegt, sehr stark mit Backsteinbauten des Pächterwohnhauses übersetzt ist.

Die Untersuchungen auf Abschnitt III zeigten, daß die in den Abschnitten I und II gefundene frühe Begrenzungsmauer sich auch noch unter dem Renaissance- und auch unter dem Bürogebäude nachweisen ließ. Vermutlich steckt auch an der Innenseite des Bürogebäudes noch ein älterer Fundamentteil, der aber bei den bisherigen Untersuchungen noch nicht eindeutig erkannt werden konnte.

Abschnitt IV

In Abschnitt II war die Südwestecke der Begrenzungsmauer festgelegt. Sie bog dort in einem scharfen Winkel nach Norden ab. In Abschnitt IV, im nordwestlichen Teil des Domäneninnenhofes, sollte der weitere Verlauf der Begrenzungsmauer gesucht werden. An zwei Stellen, vor der Mittelhoflinde und vor der Südwestecke des Pächterhauses, wurde die Mauer in der genau beschriebenen Art wieder aufgefunden. Mit einem leichten Knick verläuft sie an der gesamten Westseite des Domäneninnenhofes entlang und verbreitert sich zu der Westseite des Pächterhauses hin. Diese Verbreiterung scheint jedoch erst später angefügt worden zu sein.

Über die Bebauung der Domäne Schladen um 1795 gibt ein Plan Auskunft, der im Niedersächsischen Staatsarchiv in Hannover liegt. Er weist einige ungenaue Aufmessungen auf, so z. B. die falsche Eintragung des 1795 noch stehenden Bergfriedes, die deutlich verzeichnete südliche Begrenzung des Burginnenhofes u. a. Wohl aber gibt er selbstverständlich bei Berücksichtigung der unklaren Aufmessungen und damit ungenauen Eintragungen einen Anhaltspunkt für die Zeit vor etwa 160 Jahren. Aufschlußreich ist es, daß die während der Untersuchung gemachten Ergebnisse mit den Erkenntnissen aus diesem Plan übereinstimmen. Die eben in den einzelnen Abschnitten beschriebene frühe Begrenzungsmauer kann man auch hier im Verlauf der Gebäude herauslesen. Im ganzen zeigt der Plan Bauten, die nicht erst im 18., sondern sicherlich schon im 16. und

17. Jahrh. aufgebaut worden sind. Er gibt etwa den Eindruck wieder, den man von der Bebauung in der Renaissance erwarten muß.

Brunnen

Der Brunnen wurde auf dem Plan von 1795 an der Stelle eingetragen (siehe Abb. 8), von der im Volksmunde noch jetzt behauptet wird, daß es die „Brunnenstelle“ sei. Es wird vermutlich sehr aufschlußreich sein, ihn zu untersuchen. Heute befindet sich über ihm ein Rosenbeet, in dessen Mitte eine Linde steht.

Als Gesamtergebnis darf gesagt werden, daß in der Untersuchung 1958 eine Burganlage mit ihrer Begrenzungsmauer, mit ihrem Umflutgraben und mit einem Teil der inneren Gebäude gefunden ist, die sich nach Struktur und Art der Anlage auf drei größere Bauzeiten verteilen läßt:

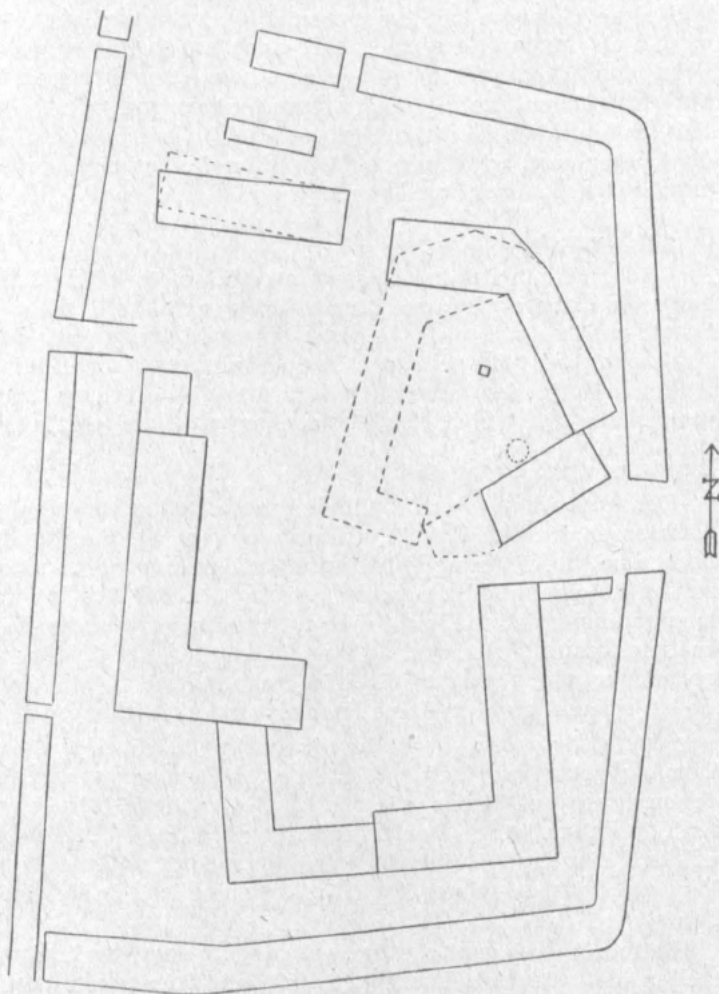


Abb. 8

Der umgezeichnete
Plan von 1795.

Aus der ersten, der frühesten, stammt vor allem die Begrenzungsmauer mit ihrem Mauereckturm,

der zweiten Bauzeit werden der starke Bergfried und das vom Mauereckturm nach Norden vorgebaute Innengebäude mit der dreifach veränderten Tür angehören,

der dritten gehören vor allem die über der alten Begrenzungsmauer aufgebauten Gebäude vornehmlich des 16. und 17. Jahrhunderts an.

Die alte Größe der Burg wird gekennzeichnet durch den Verlauf der Begrenzungsmauer. Der Durchmesser der so gebildeten Innenfläche betrug 57 m. Erst im 16. Jahrhundert wird die Anlage wesentlich erweitert worden sein. Der südlich der Begrenzungsmauer nachgewiesene Umflutgraben wird zugeschüttet worden sein, wie es das Profil des Schnittes am Mauereckturm und an der Südwestecke der Begrenzungsmauer erwies. Damals baute man infolge der kleinen Innenfläche die Gebäude nicht mehr auf diese, sondern setzte sie, die Begrenzungsmauer als Innenseite auswertend, nach außen. Es entstand damals die heutige Form des Wirtschaftshofes. Ob er schon einen früheren Vorläufer gehabt hat, ließ sich zunächst bei diesen Untersuchungen noch nicht ersehen. Einen erweiterten Umflutgraben, der sicherlich auch schon bei Bestehen der ersten Burganlage dagewesen war, wird ausgebaut und um das nunmehr größere Gebiet des Amtshofes herumgezogen worden sein.

Gefäßfunde

Leider fanden sich bei diesen Untersuchungen ältere Scherben in nur geringer Zahl. Aus der erwähnten Brandschicht (vgl. Profil Abb. 7) kamen vorwiegend Scherben des 13. bis 16. Jahrhunderts zum Vorschein. Bei dem Schnitt an der Außenseite des Bürogebäudes in den heutigen Park hinein (damals Burggraben) fanden sich in den untersten Schichten rötlichbraune Scherben mit schwarzer Innenseite, die wohl in das 11. Jahrhundert eingereiht werden müssen.

Zeitliche Einordnung

Den gemachten Scherbenfunden nach gehört die Anlage, so wie sie 1958 erschlossen werden konnte, frühestens dem 11. Jahrhundert an. Ob unter ihr noch eine ältere Anlage sich vorfindet, konnte während dieser Untersuchungszeit nicht eindeutig beantwortet werden. Wohl besteht die Möglichkeit, wenn man annimmt, daß vielleicht eine curtis-Anlage nicht massiv aus Steinen errichtet zu sein braucht. An den Stellen jedenfalls, die in den vier Abschnitten aufgedeckt wurden, standen die Mauern unmittelbar auf dem gewachsenen Sandboden auf und ergaben keine Hinweise auf eine frühere Anlage.

Abschließend sei noch darauf hingewiesen, daß die Straße westlich der Domäne (jetzt Hauptverkehrsstraße von Braunschweig in den Harz) der „Lindendamm“ und jene Straße, die südlich der Domäne (Straße von der Weddebrücke nach Hornburg) die „Dammstraße“ heißt. Diese Straßenbezeichnungen deuten an, daß hier einst aufgeschüttete Dämme oder Wälle lagen. Dies nimmt nicht Wunder. Es ist schwierig, ihr Alter festzustellen, da sie gänzlich eingeebnet worden sind.

Betrachten wir nun die drei eingangs gestellten Fragen, so dürfen wir feststellen, daß die Untersuchungen auf dem Domänenhof das Bild der Geschichte

von Schladen in topographischer Hinsicht wesentlich erweitert haben. Die curtis Scladheim konnte archäologisch noch nicht nachgewiesen werden. Wohl aber liegt die Bestätigung für die Vermutung nahe, daß man in der in der Untersuchung 1958 gefundenen verhältnismäßig kleinräumigen Burganlage das castrum Scladheim gefunden hat, das 1110 in der Urkunde mit den Worten „mit der dort errichteten Burg“ gekennzeichnet wird.

Möge dieser Hinweis Ansporn dafür sein, daß es wohl noch möglich ist, dem Boden geschichtliche Ergebnisse in archäologischer Methodik abzugewinnen. Wenn die Stelle des castrum nun festliegt, wird es vordringliche Aufgabe sein, die zeitlich davorliegende curtis, sei es im Boden der Domäne, sei es im Dorfe Schladen selbst, vielleicht im Sellhof, zu ermitteln.

¹⁾ Wortlaut der Urkunde: (Kaiser Heinrich IV. schenkt der Hildesheimer Kirche den Hof Werla nebst Zubehör. Worms, 1086, 1. Januar)

„In nomine sancte et individue trinitatis. Henricus divina favente clementia tercius Romanorum imperator augustus. Omnibus Dei nostrique fidelibus tam futuris quam presentibus notum esse volumus, qualiter nos ecclesie Hildinesheimensi mediante fideli nostro Udone eiusdem sedis episcopo curtem nostram nomine Werla et villas eodem pertinentes nomine Immenrothe et Jehthere...“

²⁾ Wortlaut der Urkunde: (Bischof Udo belehnt den Edlen Aicho von Dorstadt für die der Hildesheimer Kirche von ihm überlassenen Güter in Dreileben, Seehausen und Twiefelingen mit Hof und Schloß zu Schladen. 1110)

„U[do] divine bonitatis munere episcopus... Hanc eius beneficentiam laudabilem digna mercede remunerans curtem quandam nostri juris in Scladheim positam cum castro ibi fundato cum omnibus suis appenditiis preter aecclesiam...“

³⁾ Schultz, H. A., Die südliche Umfassungsmauer der Burg Dankwarderode in neuer Sicht. In: Heft 11 des Freundeskreises vom Gr. Waisenhaus, 1954, S. 1.

Der Wortstamm „Wer“ – in ostfälischen Orts-, Flur- und Gewässernamen. Ein namenkundlicher Beitrag zum Streit um die Werla

von Werner Flechsig

Im Jahre 1935 befaßte sich Edward Schröder, der Altmeister der deutschen Namenkunde, eingehend mit der Erklärung des Namens der Königspfalz Werla ¹⁾. Nach seiner Meinung war dieser Name von einem GW (Grundwort) gebildet, das in den meisten deutschen Landschaften als -loh weitverbreitet ist, in Ostfalen aber häufig in der lautlich etwas abweichenden Form -la(h) vorkommt. Es bedeutet lichter (Laub-)Wald oder Waldwiese. Gleich anderen Namenforschern nahm auch Schröder an, daß mit diesem GW vornehmlich heilige Gehölze benannt wurden. Die erste Silbe des Namens führte er auf ein mit lateinisch *vir*, 'Mann' urverwandtes germanisches Wort *wēr* zurück, das in den Zusammensetzungen *Wergeld* und *Werwolf* bis in die Neuzeit hinein lebendig blieb und den erwachsenen, waffenfähigen und bei Ratsversammlungen vollberechtigten Mann bezeichnete. Schröder nahm an, daß vor der Errichtung der Königspfalz Werla auf deren Gelände wie in Marklo an der Weser ein heiliger Waldbezirk gewesen sei, in dem sich die

Vertreter der benachbarten Gaue in heidnischer Zeit regelmäßig zu Beratungen zu versammeln pflegten. Eine solche Annahme lag um so näher, als Werla nachweislich seit 968 Schauplatz zahlreicher Landtage des sächsischen Adels und Hoftage der deutschen Könige gewesen ist. Warum sollten diese Versammlungen nicht auf eine jahrhundertelange Überlieferung zurückgehen, wie es der Name ‚Männerwald‘ so eindeutig zu besagen schien? Da Schröder damals mit Recht als Autorität in allen Fragen der Namensforschung galt, wurde seine einleuchtende Namensdeutung für Werla von den Historikern und Geschichtsfreunden widerspruchslos hingenommen und bildete fortan die vermeintlich unerschütterliche Grundlage für die herrschende Lehrmeinung über die Vorgeschichte der Pfalz Werla.

Aber auch ein Edward Schröder konnte irren. Es war ihm entgangen, daß das GW *-lōh* in Ostfalen nicht, wie er sich ausdrückte, „von vornherein“ als *-la(h)* erscheint. Auch in Ostfalen schrieb man zunächst *-lo(h)*. An seiner Stelle tritt in den mittelalterlichen Ortsnamenschreibungen die Form *-la(h)* nicht vor dem 12. Jahrhundert auf und setzt sich erst im 14. Jahrhundert allgemein durch. Das zeigen uns die Namensbelege für Timmerlah im Landkr. Braunschweig (9. Jahrh. *Dimbarloha*, 1158 *Timmerlo*, 1178 *Tymberlo*, 1302 *Tymmerla*), Engelage im Kr. Gandersheim (1209 *Engelo*, 1274 *Engela*), Steinlah im Kr. Goslar (1239 *Fridericus de Stenlo*, 1311 *Johannes de Stenla*), für den Waldnamen Krela auf dem Moritzberg bei Hildesheim (1253 *silva crelo*, nach 1302 *apud Crelonem*, 1318 *apud Crelonem*, 1326 *Krela*), einen verklungenen Waldnamen bei Harbke im Kr. Haldensleben (1332 *Bocloc*, 1345 *Bocla*) und einen ebenfalls verklungenen Waldnamen westlich von Braunschweig (1218 *Hiddenlo*, aber schon vorher 1187 *silva Hitdenla*). Für Braunlage im Harz, dessen Name zuerst gegen 1260 als *Brunenlo* bezeugt ist, läßt sich der Übergang zu Brunenla leider zeitlich nicht bestimmen, weil spätmittelalterliche Namensbelege fehlen. Umgekehrt fehlen von Bilderlahe im Kr. Hildesheim-Marienburg, vom Gehöft Buchladen bei Schladen im Kr. Goslar, Haverlah im Kr. Goslar und Wiedelah im Kr. Goslar Namenformen mit *-lo*, weil die urkundliche Überlieferung dieser Namen zu spät einsetzt (Ersterwähnungen: *Billerla* 1238, *Bocla* 1254, *Haverla* 1125, *Widela* 1312). Mit Ausnahme von Steinlah, dessen mundartliche Namensform in beiden Silben ganz aus dem Rahmen fällt, wird das GW bei allen diesen Namen, soweit sie noch gebräuchlich sind, mundartlich *-lā* gesprochen, also mit demselben dumpfen, langen *a*, durch das sowohl das altlange wie das gedehnte *a* in den ostfälischen Mundarten wiedergegeben werden. Dasselbe gilt für die ostfälischen FlN (Flurnamen) auf *-la(h)*, von denen wir keine mittelalterlichen Belege besitzen, wie z. B. *Aiklā*, *Armclā*, *Bastlā*, *Bauklā*, *Bentlā*, *Dorlā*, *Dritlā*, *Emtlā*, *Ewerlā*, *Fokelā*, *Forlā*, *Grolā*, *Hallā*, *Hartlā*, *Hillā*, *Hunneslā*, *Krailā*, *Marlā*, *Ollā*, *Osterlā*, *Quālā*, *Ringelā*, *Schamlā*, *Slingelā*, *Sniggelā*, *Stainlā*, *Stulā*, *Tēwelā*, *Timmerlā* und *Wāterlā*²⁾. Die weitverbreitete Ansicht, daß ON und FlN mit einem auslautenden *-l* durch Abschleifung des GWs *-loh/lah* ihre jetzige Form erhalten hätten, läßt sich also zum mindesten für den Bereich der ostfälischen Namen auf *-la(h)* als irrig erweisen. Das GW *-la(h)* blieb hier immer als schwere Endsilbe voll erhalten, mochte nun das vorhergehende BW ein- oder zweisilbig sein und auf einen Selbstlaut, ein *k*, *l*, *n*, *r*, *s* oder *t* ausgehen.

Ganz anders unser Werla! In den von C. Borchers zusammengestellten Werla-Regesten³⁾ finden wir vom 10. bis zum 12. Jahrhundert keine Urkunde, in der die für einen ostfälischen *-lah*-Ort zu erwartende Form *Werlo* vorkäme. Von den Verfassern erzählender Quellen schreibt nur Thietmar von Merseburg *Werlo* und *Werlu*. Thietmar war zwar Ostfale, wurde aber erst um 976 geboren und schrieb sein Werk gegen 1010, also 71 Jahre nach der ersten urkundlichen Erwähnung der Werla. Aus diesem Grunde und wegen der nicht unbeträchtlichen räumlichen Entfernung seines Amtssitzes von Werla verdienen die von ihm benutzten Formen des Namens nicht soviel Glaubwürdigkeit wie die der älteren Urkunden, die sämtlich in Werla selbst ausgestellt wurden. Die Schreiber dieser Urkunden mußten doch wohl, selbst wenn sie Stammesfremde waren, mit eigenen Ohren zur Genüge gehört haben, wie die königliche Pfalz von der eingesessenen Bevölkerung der nächsten Umgebung genannt wurde. Diese Urkundenschreiber aber gaben den ON bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts fast ausschließlich mit auslautendem *-a* wieder, nur einmal 947 etwas abweichend als *Uerlahan* und einmal 956 als *Uerlahu*. Eine ebenfalls flektierte Form *Werlaon*, die den ON im Dativ der Mehrzahl wiedergibt, gebrauchte neben Werla der Mönch Widukind von Corvey, der um 967 sein Geschichtswerk schrieb, und ihm folgend fast 200 Jahre später der Annalista Saxo. Von 1174 an findet sich in den Urkunden anstelle der Vollform *Werla* die abgeschwächte Form *Werle* bis zum Erlöschen der urkundlichen Überlieferung im 15. Jahrhundert.

Eine solche Abschwächung der Endsilbe *-la* zu *-le* können wir bei unzweifelhaft echten ON mit dem GW *-lah* in Ostfalen nirgends feststellen, wohl aber bei ON mit dem Suffix *-ila* oder *-ala*. Als Beispiel dafür nenne ich *Assel*, den ursprünglichen Namen für Burgdorf im Kr. Wolfenbüttel, der noch in Hohen- und Nordassel fortlebt (1170 *Assela*, 1186 *Asla*, aber schon 1139 und 1178 *Asle* und so fort bis ins 14. Jahrhundert, dann ab 1437 auch *Hohenassel* statt des älteren *Honasle* von 1406), *Berel* im Kr. Wolfenbüttel, dessen scheinbar älteste Namensformen *Berlon* und *Berle* aus Fälschungen des 12. Jahrhunderts stammen und daher nicht beweiskräftig sind (1243 *Berla*, aber schon 1215, 1226 und 1360 *Berle*, 16. Jahrh. *Berel*), *Bokel* im Kr. Gifhorn (1152 *Bokla*, 1247 *Bocle*), *Dassel* im Kr. Einbeck (Trad. Corb. *Dassila*, 1022 *Daschala*, 1201 *Dasle*, 1325 *Dassel*) und *Langeln* im Kr. Wernigerode (1073, 1109, 1128 *Langela*, aber schon 1100, 1144 und 1222 *Langele*, 1259 *Langhel*, 1278 *Langeln* mit zahlreichen entstellten Formen dazwischen und danach). Zu dieser Gruppe gehören sicherlich auch mehrere ostfälische ON, für die mangels frühmittelalterlicher Namensbelege nur spätmittelalterliche Formen mit der Endsilbe *-le* beigebracht werden können, nämlich *Bröckel* im Kr. Holzminden, *Espol* im Kr. Northeim, das fälschlich an die benachbarten heim-Orte angegliche *Roklum* im Kr. Wolfenbüttel, *Warle* im Kr. Wolfenbüttel und *Wassel* im Landkr. Hannover (Erstbezeugungen *Brockle* 1310, *Espele* 1280, *Rokele* 1198, *Warle* 1270, *Adeleidis de Wassele* 1189). Mit Ausnahme von *Warle* ist bei allen diesen ON das auslautende *-e* gegen Ende des Mittelalters ganz verschwunden, und auch bei *Warle* blieb es nur durch altertümelnden Kanzleigebrauch in der amtlichen Schreibform bis heute bewahrt, während der Volksmund *Warl* sagt.

Diese fortschreitende Abschwächung der Endsilbe *-la* über *-le* zu *-l* ist kennzeichnend für das Suffix *-ila* oder *-ala* in altdutschen Flußnamen, zu denen unter anderen in Ost-

falen die Hamel, im ostfälischen Teile Nordhessens die Diemel, in Thüringen die Hörsel, in Ostdeutschland Havel und Weichsel gehören. Solche Namen haften bei uns hauptsächlich an kleinen Bächen und sind von diesen zum Teil auf die an ihnen gelegenen Siedlungen oder Flurteile als Reviernamen übergegangen.

Genannt seien der durch Bördel fließende *Bördelbach* im Kr. Minden, die durch Espol fließende *Espolde* (mundartlich *Espele*) im Kr. Northeim, die bei Katlenburg in die Rhume mündende *Katel* im Kr. Osterode, der *Pandelbäk* bei Münchhof im Kr. Gandersheim, der *Bärelbäk* bei Volkersheim im Kr. Gandersheim und der *Süddelbäk* bei Gebhardshagen im Stadtkr. Salzgitter. Da häufig nach der Übertragung eines Fluß- oder Bachnamens auf eine benachbarte Siedlung oder eine unbebaute Uferzone der Wasserlauf seinen alten Namen verloren und eine neue, meist farblosere Bezeichnung (*Auc*, *Bäk*, *Rīc* u. ä.) dafür eingetauscht hat, brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn wir bei Assel-Burgdorf, Berel, Bokel, Bröckel, Dassel, Langeln, Roklum und Warle heute keine gleichartigen Bachnamen mehr vorfinden. Dasselbe gilt für FIN weiblichen Geschlechts wie *Apel*, *Bissel*, *Böckel*, *Moßel*, *Sammel*, *Scummel*, *Soimel*, *Twießel* und *Wadtel* in Ostfalen. Viele von ihnen, wenn nicht alle, werden wohl wie die genannten ON auf ehemalige Gewässernamen mit dem Suffix *-ila/-ala* zurückgehen.

Anders liegen die Dinge bei männlichen FIN auf *-(c)l*, von denen es in Ostfalen ebenfalls eine Menge gibt. Einige von ihnen, die häufiger vorkommen, sind durchsichtig, wie z. B. die Hügelbezeichnungen *Bücl*, *Höckel* und *Knücl*, andere aber kaum zu deuten und daher gewiß hochaltertümlich, wie der *Brauel*, *Bützel*, *Dodel*, *Fissel*, *Gaimel*, *Kassel*, *Staimel*, *Wissel* und zahlreiche weitere, deren Geschlecht wegen ihrer Zusammensetzung mit *-bardi*, *-busch*, *-holt*, *-kamp*, *-wīschie*, *-wādi* u. a. nicht eindeutig zu bestimmen ist. Da das Suffix *-il* (*-ol*, *-ul*) bei männlichen Wörtern auch zur Bezeichnung von Geräten dient (z. B. Bügel, Hobel, Löffel, Schlüssel), so ist es nicht ausgeschlossen, daß manche dieser dunklen FIN auf ehemalige Vorrichtungen von Menschenhand für wirtschaftliche, rechtliche oder kultische Zwecke zurückgehen.

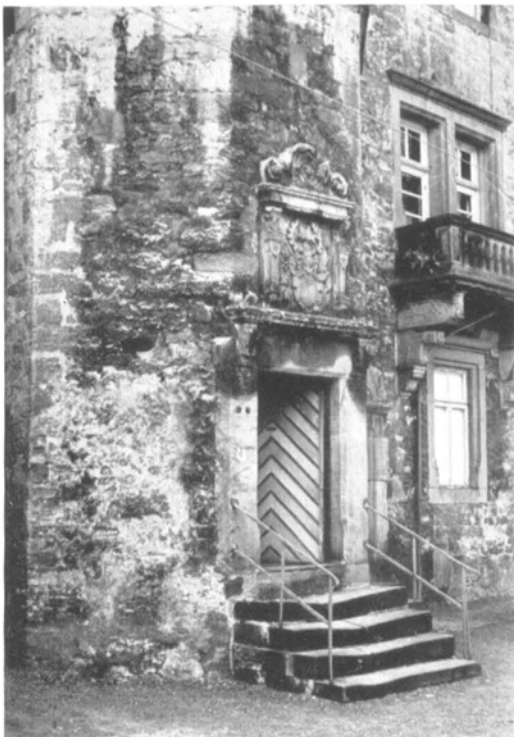
Eine solche Möglichkeit muß auch erwogen werden bei der Erklärung des rätselhaften *Werl*, der in Ost- und Westfalen mehrfach als männlicher FIN vorkommt. Da sind zunächst der „*Wērl*“, eine Wiese an der Oker bei Halchter im Kr. Wolfenbüttel, der „*Goisewērl*“, eine frühere Gänseweide an der Oker bei Rüningen im Kr. Braunschweig, und, mit einem wahrscheinlich von einer Dativform falsch hergestellten sächlichen Artikel, „*das Werl*“, eine Wiese zwischen der alten und neuen Fuhse bei Gadenstedt im Kr. Peine, ferner nach Preuß⁴⁾ im Lippischen ein „*Werl*“ an der Werre bei Schöttmar und ein „*Werrel*“ an einer Krümmung des Baches Bega in Hörentrup, nach Bause⁵⁾ in Westfalen ein Flurstück „*Im Werl*“ bei Warendorf und eine Wiese „*Im Werl*“ bei Rheda, Kr. Biedendbrück. Dazu kommen mit unbestimmbarem Geschlecht die Verkleinerungsformen „*die Werlcken*“, Wiesen zwischen der Weser und den Weserkämpfen (einem vermutlichen alten Weserarm) bei Kemnade im Kr. Holzminden und „*auf den Werlckens*“, ein Landstück von 65 Morgen an der Weser und am Lakebache bei Grave im Kr. Holzminden. Unbestimmbar ist das Geschlecht auch in der Zusammensetzung „*Werlwecken*“ bei Moringen im Kr. Northeim, die eine heute mundartlich nur noch als „*Wēken*“ bekannte Ackerfläche an einem Bache bezeichnete. Da alle diese FIN Ufergelände an Wasserläufen bezeichnen, liegt es am

nächsten, *wer-il* als eine Ableitung von altsächsisch *werr* s. ‚Hemmung, Stauwerk‘ zu deuten, das mit dem Suffix *-inge* heute noch als *wērije* w. ‚Flußwehr‘ in ostfälischen Mundarten bekannt ist. Ein *wer-il* könnte eine besondere Art oder ein Bestandteil eines Stauwerkes gewesen sein, das in alter Zeit vielerorts in Flüssen und Bächen wohl zu Fischereizwecken eingerichtet worden sein mag. Als sprachliches Gebilde verhält sich jedenfalls *wer-il* zu *wer* wie unser Schlüssel (nd. slot-il) zum Schloß (nd. slot).

Sehen wir den Werl in diesem Sinne als ein Appellativum an, so wäre es recht gut denkbar, daß der ON Werla nicht aus einer *Werila* entstanden ist, sondern aus einer *Werl-aha*. Dafür scheinen auch die ältesten urkundlichen Formen *Uuerlaha* (931, 937, 939), *Uuerlahan* (947) und *Uuerlahu* (946) zu sprechen. Die später vorherrschende Form *Werla* wäre dann durch Zusammenziehung des GWs *aha* zu *-a* gekürzt worden. Die Form *Werlaha* kann jedoch auch so erklärt werden, daß man das GW *-aha* erst nachträglich angefügt hat, um die Beziehung zum Wasser zu verdeutlichen, als *Wer(i)la* nicht mehr als Gewässername verstanden wurde, und daß später die drei *a* von *Wer(i)la-aha* zu einem einzigen zusammengezogen wurden. Ebenso zweifelhaft ist die richtige Trennung in *Wer-ila* oder *Werl-aha* bei den Namen der westfälischen Stadt *Werl* im Kr. Soest (9. Jahrh. *Werla*), der Bauernschaft *Werl* im westfälischen Kr. Beckum, des Dorfes *Werl-Aspe* im lippischen Kr. Lemgo, des Dorfes *Warle* im Kr. Wolfenbüttel, des FINs „*die Warl*“ und „*die große Warl*“, zweier benachbarter Wiesen an der Schunter bei Gr. Steinm im Kr. Helmstedt und des FINs „*die Warlewiesen*“ an einem Zufluß der Ohre bei Lössewitz im Kr. Helmstedt. Sowohl *Wērl* wie *Werl* mit kurzem *e* und *Warl* mit kurzem *a* können auf den gleichen Wortstamm *werr* zurückgeführt werden. Kurzes *e* vor *r* mit nachfolgendem anderen Mitlaut (außer *d* und *t*) wurde nämlich in Ostfalen gegen Ende des Mittelalters zum kurzen *a* gesenkt, blieb dagegen in Westfalen als *e* bewahrt oder wurde in einigen westfälischen Mundarten zum Kurzdiphthong *iä* gespalten, wie die mundartliche Aussprache des Namens der Stadt *Werl* als *Wiäl* zeigt. Kurzes *e* in offener Silbe wurde dagegen während des späten Mittelalters in Ostfalen zum geschlossenen *ē* gedehnt. Dadurch, daß bei der dreisilbigen Form *Werila* das *i* der Mittelsilbe früh schwand, trat das *e* der Stammsilbe in eine geschlossene Stellung, während bei der zweisilbigen männlichen Form *Weril* der zu *e* geschwächte Selbstlaut der Endsilbe anscheinend länger erhalten blieb und dadurch die Dehnung des Stammsilben vokals begünstigte.

Die Fragen nach der unterschiedlichen Lautentwicklung des Wortstammes *werr* in den genannten Namen und nach der richtigen Trennung des Namens *Werla* in *Wer-ila* oder *Werl-aha* sind aber nur für den Sprachforscher von Belang. Für den Historiker und Geschichtsfreund ist es allein wichtig zu wissen, daß *Werla* in jedem Falle ursprünglich ein Gewässername gewesen sein muß. Da aber auf dem Kreuzberg, dem Standort der ottonischen Königspfalz, kein Wasserlauf vorhanden ist, kann dieses Gelände nicht von Anfang an den Namen *Werla* geführt haben. Mit anderen Worten: Der Name ist von irgendeiner Bachniederung in der Nähe erst auf den Kreuzberg übertragen worden, als man die Königspfalz dort oben errichtete. Wäre damals *Werla* noch nichts weiter als ein Bachname gewesen, so wäre ein Grund für eine solche Namensübertragung nicht einzusehen,

Renaissancebau auf dem Gelände der schon 974 erwähnten Sehusaburg in Seesen mit Anbauten aus dem 19. Jahrhundert — jetzt Amtsgericht.



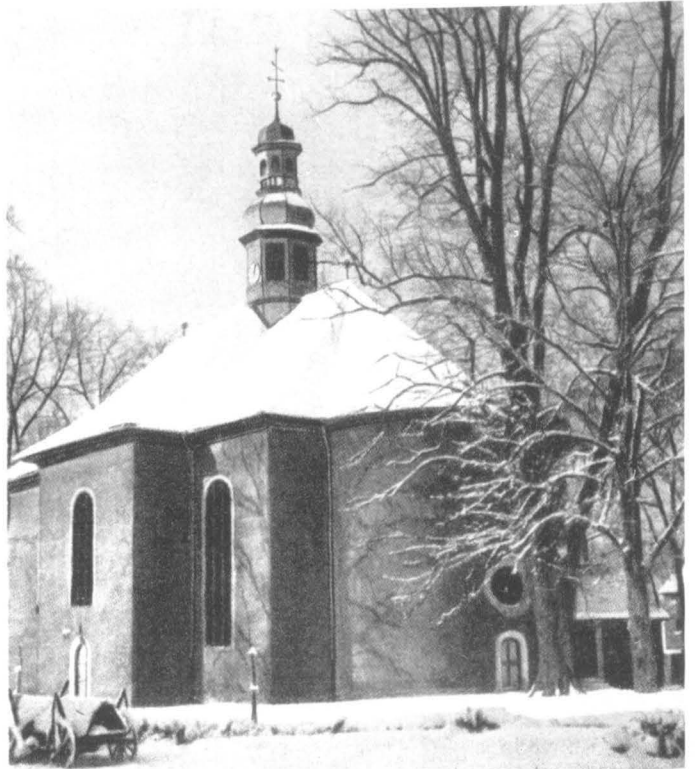
Eingang zum Treppenturm des Renaissancebaues der Burg Seesen mit dem Wappen des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig über Türsturz von 1592
Aufn. Schultz

Tafel II

Von der ehemaligen Hauptpfarrkirche St. Vitus der Stadt Seesen steht nur noch der mittelalterliche Turm. Das mehrfach durch Brände zerstörte Langhaus wurde schon vor 1846 abgebrochen und durch ein Schulgebäude ersetzt.



Aufn. Schultz



An der Stelle einer mittelalterlichen Kapelle wurde 1695 der Bau der neuen Stadt- und Schloßkirche St. Andreas begonnen.

Fachwerkbau auf einem alten Sattelhof in Seesen, von Drost Lüning nach 1704 errichtet und später von den braunschweigischen Herzögen als Schloß mit einem Lustgarten bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts genutzt. Danach wurde es Dienstgebäude des Forstamtes I.



Einschiffige Pfarrkirche St. Johannes zu Gittelde, in ihrem Unterbau mittelalterlich, errichtet auf einem Gelände, das nach der Überlieferung im 10. Jahrhundert einen Königshof getragen haben soll. Das Dorf Gittelde hatte damals als Markt- und Münzort besondere Bedeutung. Aufn. Schultz

Tafel IV

Herrenhaus der Burg Kirchberg bei Seesen,
in der Barockzeit auf mittelalterlicher Grundlage
erneuert. Aufn. Schultz



Fachwerkschnitzerei
des 16. Jahrhunderts am
südlichen Wirtschaftsgebäude
der Burg Kirchberg.

dieses Burgdorf eigentlich Werla geheißen habe. Zum Unterschied von diesem Werla im Tale wird nach Lüntzel⁶⁾ das ehemalige Pfalzgelände 1451 einmal *Honverle*, also das „hohe Werla“ genannt, und im Jahre 1505 spricht nach Lüntzel eine Urkunde, in der von den beiden gleichnamigen Siedlungen die Rede ist, von „*Werle ambo*“. Schließlich gaben nach einer ebenfalls von Lüntzel abgedruckten Quelle um 1600 Domina und Schätferin des Klosters Heiningen zu Bericht: „Mit diesem Dorff Werle werde gemeint das Dorff itzo Borchtorff genannt, dan zuvor hets Werle geheißen. Jedoch ists auch Borchtorff genandt worden. Inmassen solches ihre alte Register und documenta außweisen“.

Diese Überlieferung hat sich nun durch namenkundliche Untersuchungen als richtig erweisen lassen. Damit wird jeder weitere Rivalitätsstreit zwischen den Burgdorfern und den Schladenern über den Ursprung der Pfalz Werla gegenstandslos. Eine fränkische *curtis* in Schladen kann, wenn es sie gegeben hat, nicht die Keimzelle der Pfalz Werla gewesen sein. Die Burgdorfer waren vielmehr im Recht, als sie 1958 ihren farblosen Ortsnamen amtlich in Werlaburghof umbenennen ließen.

¹⁾ Edward Schröder: Der Name Werla (in: Zeitschr. d. Harzvereins f. Geschichte u. Altertums-kunde Jahrg. 68, 1935, S. 37—43).

²⁾ Diese und die folgenden mundartlichen und schriftlichen Formen ostfälischer Flurnamen sind dem Zettelarchiv des Braunschweigischen Wörterbuches und der Braunschweigischen Flurnamen-sammlung im Braunsch. Landesmuseum f. Geschichte u. Volkstum entnommen; dort sind auch deren Quellen nachgewiesen, die hier aus Platzmangel nicht einzeln genannt werden können.

³⁾ Carl Borchers: Werla-Regesten (in: Zeitschr. d. Harzvereins f. Geschichte u. Altertumskunde, Jahrg. 68, 1935, S. 15—27).

⁴⁾ Otto Preuß: Die lippischen Flurnamen. Detmold 1893; hier S. 158.

⁵⁾ C. Bause: Werl (in: Korrespondenzblatt d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung, Heft 36, 1917/18, S. 89).

⁶⁾ H. A. Lüntzel: Geschichte der Diözese und Stadt Hildesheim. Hildesheim, 1858. Bd. I, S. 431; zitiert von Borchers a. a. O. S. 27.

Die Anfänge der Windmühle zu Veltenhof

von Wolf-Dietrich v. Kurnatowski

Bei Durchsicht der im Stadtarchiv Braunschweig verwahrten Akten¹⁾ über die Windmühle vor dem Augusttore, die einst zum Siechenhospital St. Leonhard gehörte, kamen bisher nicht bekannte Unterlagen zutage, die über den Bau der Windmühle zu Veltenhof Aufschluß geben. Der Armen-Direktor Hofrat Johann Conrad Burghoff hatte im Jahre 1750 alle die Windmühlen vor dem Augusttore betreffenden Schriftstücke in zwei Aktenbänden vereinigen lassen. Da seit Errichtung des „Gemeinschaftlichen Armen-, Waisen-, Zucht- und Werkhauses“ im Jahre 1678 das Vermögen von St. Leonhard und St. Marien zusammengelegt war und der „Hof zu Veltheim“ dem Marienhospital gehörte, sind wohl irrtümlicherweise auch Unterlagen der Veltenhofer Mühle mit in diese Akten hineingekommen.

Die Windmühle zu Veltenhof ist auf Betreiben der verordneten Vorsteher zu „Vnser Liebenn Frauenn Hospitale“ Georgen v. Vecheldt (Jorgen von Vechelt) und Hanß (Hans) Dammann errichtet worden. Bei den Akten befinden sich in Abschriften und auch als Originalentwürfe „*De Erste supplicatio an Eineme Erbarenn Rath der Stadt Braunschweig wegens der Windmulenn*“ vom 23. November 1580 und „*De ander Supplicatio an Eineme Erb. Rath der Stadt Braunschweig der Windmolenn halber*“ vom 28. April 1581. „*Ehrnueste Erbare Vvndt Wolweise. Euwernn Erbar Weißheiten seinn Vnsere ganzwillige Dienste mit allem vleis zuvor bereidt. Großgenstige Herrenn, weldier großer Jammer Vvndt Elende itziger Zeitt Vnder Reichen Vvndt Armenn, Im schwange gehet, ist Ahne nott E. Erb. W. zu erhelenn...*“ Dann wird darüber geklagt, wie man wegen des großen Wassermangels in Oker und Schunter mit dem Mahlen des Korns für die Armen sehr geängstet würde. Es seien große Schäden an Korn, Fuhren, Essen, Trinken, Trinkgeldern und Arbeitsversäumnissen zu verzeichnen, weil zu den entlegenen Mühlen stets zwei Personen mitfahren müßten, die oft zwei, drei oder noch mehr Tage mit großen Unkosten in den Mühlen warten müßten. Käme man dazu, „*bei dem Hoffe zu Veltheim*“ eine Windmühle zu erbauen, dann hätten nicht nur die Armen ihren Vorteil, sondern man könne in Notfällen auch der Gemeinen Bürgerschaft helfen. Der Rat hat dieser Bitte sofort entsprochen, wofür sich die Vorsteher in der zweiten Eingabe „*wegenn der Armenn vleißig thun bedanken*“. Sie erwähnen, daß das Holz und alles, was sonst dazu nötig, mit großen Mühen und Unkosten verschafft, auch die Mühle aufzubauen verdingt und Gott Lob und Dank verfertigt sei. Dann fügen sie die Bitte an, daß der Rat diese Mühle dem Hospital „*so frey vvnndt eigenn seinn lassen wolle, alß das Hospital S. Lchenhardt, welches außer der Stadt gelegenn vvnndt viell weniger melens selbst vornöten, auch mit fuhr Diensten E. Erb. W. nicht vorhafftet, die Ihrenn zu genießen vvnndt zugebrauchenn haett.*“ „*Solches aber wird E. Erb. W. rhumlich nach zu sagenn sein Vvndt durch godt denn Almechtigenn, der sich selbst der Armenn annimpt, vvnndt sie allenn Christen Vvndt sonderlich der Oberigkeit befefelet, reichlich belohnet werden...*“

Erbauer der Mühle ist Meister Elias Hardeken von Peine. Die Akten enthalten einen persönlich geschriebenen Brief dieses Meisters vom 12. Januar 1581, in dem der Meister mitteilt, daß ihn sein Herr, der Herzog zu Holstein und Schleswig, ersucht habe, sich zu ihm zu verfügen, um dort etliche Arbeit zu verfertigen. Er bittet den Rat „*ganz dienstlich vnd vleißig*“, ihn bei seinem gnädigsten Fürsten und Herrn „*bis auf künftiges Pfingstenn zu entschuldigen.*“ „*Alß dan will...* Ich... alß ein gehorsamer Unternehmer zur willigkeit mit meiner geringenn Kunst mich finden vnd gebrauchenn lassenn.“ Bis Pfingsten hofft er, seinen Verpflichtungen in Braunschweig entsprochen zu haben, wo er sich mit dem Rat eingelassen hätte, zwei Windmühlen²⁾ „*fürderligst zu vorfertiggenn, daranne Ich bereit etzlige Wochenn gearbeitet vvnndt auch etzlich gelt empfingenn habe.*“

Der Mühlenbauvertrag über die Veltenhofer Windmühle ist am 30. November 1580 in Jürgen von Vecheldes Hause zwischen diesem und dem Meister Elias Hardeken geschlossen und beurkundet worden. Der Vertrag befindet sich bei den Akten. Erhalten ist auch die vollständige Kostenrechnung, nach der am 2. Dezember 1580 mit der Arbeit begonnen wurde. Andere Abrechnungen ergeben, daß die Windmühle zwischen Ostern und Pfingsten 1581 fertiggestellt worden ist.

Meister Elias Hardeken bekam für sich selber als Werklohn 90 Thaler (= 162 Gulden) und ein halbes Faß Bier. Die gesamten Baukosten beliefen sich einschließlich dieses Werklohns auf 1152 Gulden³⁾. Der urkundliche Vertrag beschränkt sich in übersichtlicher Weise auf die Aufzählung des vom Bauherrn zu beschaffenden Materials. Für den Schmied Hinrich Kock in Gittelde, der die große und die kleine eiserne Spille fertigen soll, hat Meister Elias Hardeken eine Werkzeichnung beigelegt. Inhaltlich ist der Vertrag vom 30. November 1580 einem anderen Mühlenbauvertrage nachgebildet, den die Akten in Abschrift und augenscheinlich als Muster für die Verhandlungen enthalten⁴⁾. Sein Wortlaut sei als Kulturdokument hier mitgeteilt:

„Heute denn 30 Marty Ao 1574 Ist der Edler vnndt Ehrnuester Mathies vonn Velthem vf Aderstit Erbsessenn, midt Meister Elias Hardekenn vmb eine windtmulenn zu fertiggenn eins wordenn Inn folgender massenn, Erstlich gibt der Eddele vnndt Ehrnuester Mathies vonn Velthem dem gedachtenn Meister Elias Hardekenn achtzich thaler ann gelde, Drittehalb faß hier Zwey Molder Roggenn. Zweine Himpten Erbsenn, Zweine thaler die gesellenn zu verlohnnenn, biß an die stit der Arbeit Ein halb faß hier die mulen zurichtenn, Die Abschlages sp...ie (unleserlich), Vnndt wo der Meister selbest oder seiner gesellenn einer vber einem tag ins Holtz fürsandt, vnndt ann der Arbeit gehindert wurde, soll Iglichenn zu tagelohne Sechz groschenn gereicht vndt gegebenenn werdenn, sonst soll der Eine tagk Inn dem vordingung midt seinn, vnndt Matthihes vonn Velthem dafür zu lohnenn nicht vorpflichtet seinn.

Hier Gegenn hefft Meister Elias Hardekenn angelobet, dem gedachtenn Matthies vonn Velthem Eine windtmule vierzehenn tage nach Osterenn zu Bawenn anzufahen, vnndt Inn Zwolf wochenn zufertiggenn zugesaget, vnndt vorheischenn, Idoch mit dem furbehalten, vnndt bedingung, daß ihne der gedachter Mathies vonn Velthem ann keinem Dinge so dazu gehorich Hinderungen wolthe leitenn lassenn, vnndt auñ fall solliches geschehe, vnndt er die gesellen darauf belohnenn solte, will er darumb Zusprechenn vndt daß seine Zufurderenn haben, Daß Zimmergerede, Vnndt werckzeugk will Ihme Mathies vonn Velthem vonn Hauß holenn, wiederumb nach vorfertigung der Mulenn dazu bringenn lassenn, auch wonung vndt vnterhalt, ann dem Ort da er Arbeitet, lassenn vorschaffenn, Daß zu fester Haltunge seinn dieser Dinge Zetteleenn zwene gefertigt, Derer Einenn der Eddele vndt Ernuester Mathies vonn Velthem behaltenn daß ander Meister Elias Hardekenn, zugestalt wordenn, Geschehenn nach Christy unsers Erlosers vndt salichmachers geburd Ihm Funfzehenhundert vier vndt Siebenzichsten Jahre den Dinstag post Judica.

Die Seger Belangende dieselbigenn will Mathies vonn Velthem selbest haltenn vndt belohnenn.“

Das Holz für die Windmühle des Hospitals Unserer Lieben Frauen in Veltheim wurde im Eickhorster Forst geschlagen. Zwei gute „Bohemische Molensteine Ideren von drittehalbe ellenn“ bestellte der Rat der Stadt Braunschweig durch ein Schreiben vom 10. Dezember 1580 bei dem „Burgermeister Rathmannen und Innungsmeistern der Alten Stadt Magdeburgk“. Zwei Wagen mit zwölf Pferden holten im Januar 1581 die Steine von „Meideborch“.

Die ersten Windmüller waren von Januar 1582 bis Ostern 1582 ein Meister Henny, vom Herbst 1582 bis Ostern 1587 Meister Henny Hanneckers aus Peine und ab Montag nach Quasimodogeneti Claweß Poleman von Himstit. Diesen mußten die Vorsteher schon im Juli 1587 entlassen. Sein Nachfolger war Andres

Detmers aus Peine, den die Vorsteher auf ein noch erhaltenes Empfehlungsschreiben hin einstellten. Ein kleines Heft mit vielen Nachrichten über die Windmühle und ihr Inventar enthält auch den vollständigen Wortlaut der zwischen den Vorstehern und Andres Detmers getroffenen vertraglichen Abreden. Darnach war vereinbart:

1. Der Müller soll von den Leuten, die auf des Hospitals Mühle mahlen lassen, das Korn getreulich einnehmen und verhegen, die rechte metzen davon nehmen — und zwar ohne Ausnahme von allem, was da gemahlen wird — und soll das in eine bestimmte „Mettekisten oder Tonnen“ tun und das den Vorstehern des Hospitals als seinen guten Herren getreulich wiederum austeilen und mehrten.

2. Des Hospitals als seines Gutsherren Korn will er wegen des ihm gezahlten Lohnes mit Fleiß ungemettet mahlen und zusammenhegen und sich dieser Aufgabe in besonderer Weise annehmen, aber den Fremden ebenso wie dem Hospital nur gutes Mehl machen.

3. Den Schlamm soll er, ohne der Leute und des Hospitals Schaden, zusammenhegen und für sich allein behalten.

4. In der Zeit des Heuens soll der Müller, sofern der Wind gut sein wird, für diejenigen mahlen, die ihm besonders genannt worden sind, aber auch nur die üblichen Metzen dafür nehmen.

5. Für die Metzen soll er von niemand Geld nehmen, wenn es ihm die Vorsteher des Hospitals nicht ausdrücklich bewilligt haben.

6. Er soll niemanden drängen, Trinkgeld zu geben.

7. Er soll die Mühle in Ordnung halten.

8. Er soll die Mühle auf seine Unkosten flicken und bessern. Die Vorsteher wollen ihm Holz und alles sonst Nötige verschaffen.

9. Wenn genug Wind vorhanden, soll er dem Hospital in Vorrat mahlen, damit in der Zeit der Heide die Fremden bedient werden können. Wenn kein Wind vorhanden und der Müller mit der Mühle auch sonst keine Arbeit hat, soll er verpflichtet sein, auf dem Hof bei notwendigen Arbeiten zu helfen.

Der Müller soll wiederum von der Mühle zu Lohn haben

1. die vierten Metzen und Himpten, die auf der Mühle gemahlen und verdient werden, ausgenommen nur des Hospitals eigenes Korn. Von des Hospitals Korn soll er zu Verdienst haben einen Silbergroschen für jeden Scheffel Roggen zu sichten und vier Braunschweigische Pfennige für jeden Scheffel Gersten oder Malz zu schroten,

2. für sich und seine Frau und Kinder hat der Müller auf dem Hofe freie Wohnung,

3. für Holz und Kohlen werden ihm jährlich 6 Gulden gegeben,

4. für das Licht erhält er jährlich zwei Himpten Rübensamen,

5. Fett und Talg werden ihm nach Notdurft der Mühle verabfolgt; es wird aber gewogen und angeschrieben,

6. Sichtbeutel und Kämme hält und verschafft ihm das Hospital,

7. Alle halbe Jahre soll ihm ein halbes Faß Bier gegeben werden.

8. Der Müller soll das Sichtgeld für sich allein behalten, doch damit die Leute damit nicht übernommen werden, besonderen davon geben wie es von Alters her gebräuchlich gewesen ist. Wer nicht sichten lassen wolle, den soll der Müller gleichwohl am Mahlen nicht hindern, noch ihn gänzlich abweisen.

9. Für die Zeit des Heuens haben die Vorsteher die Macht, den Sichtbeutel abzuhängen.

10. Das Vertragsjahr läuft von Michaelis bis Michaelis. Der Vertrag muß ein Vierteljahr vorher gekündigt werden, wenn er endigen soll.

Andres Detmers leistete am 26. Juli 1588 folgenden Eid:

„Nach dem er von den Herrn Vorstehern des Hospitals U. L. Fr. Ihre Windmühle auf ein Jahr lang angenommen, daß er nun diesen Vertrag in allen Punkten und Artikeln wie ihm dieselbigen vorgelesen, er sie auch bewilligt hat, getreulich und wohl, nach seinem besten Vermögen und Verstande halten wolle, auch obgedachten seinen Herren, bei derselben ihrer Mühlen getreu und hold sein, ihr bestes allenthalben fördern und fortstreben, auch ihren Schaden verhüten, wie einem getreuen Diener gebühret und wohl anstehe. Alß Ihm solle Gott helfen und sein heiliges Evangelium.“

Von Andres Detmers heißt es im September 1589, daß er „mit Leibesschwachheit beladen“ sei. An seiner Stelle verpflichteten die Vorsteher am 6. August 1589 Meister Hans Matthewes, den „Windtmüller von St. Egidien Dhore“, der erst 1597 die Mühle verließ.

Damit brechen in diesem Zusammenhang die Nachrichten über die Windmühle zu Veltenhof ab.

¹⁾ G IV 1 Nr. 163.

²⁾ Bei der zweiten Mühle handelt es sich möglicherweise um eine Windmühle des Hospitals U. L. Fr. vor dem Egidientore, dem späteren Augusttor, über die sich in den erwähnten Akten auch Unterlagen befinden. Mühlenbauvertrag und Kostenrechnung für diese zweite Mühle sind vorerst nicht bekannt.

³⁾ Die Kostenrechnung schließt an sich mit 576 Gulden, 3 Groschen, 6¹/₂ Pfennigen. Dann aber heißt es darin, daß zu der gemeldeten Mühle noch gekommen seien 12 große Steine unter den Füßen, von denen man dem Rat in der Altenwiek 4 Stück schuldig sei. Ferner habe man Meister Henny, dem Windmüller vor dem St. Egidientore einen eisernen Balken mit Holz bezahlt. Zu dem Zaun um den Windmühlenberg habe man an die 100 „Stacken“ und auch ungefähr so viel Bund „tungerde“ und noch 20 „Anschragen“ verwendet. Eichenholz sei mit 30 gewaltigen, auserlesenen Sägeblöcken aus des Hospitals eigentümlichem Gehölz (Eickhorster Forst) entnommen worden. Das könne man nicht als Geld rechnen. Mit Fuhrlohn und anderem, was auch nicht gerechnet sei, werde das aber nicht weniger wert sein als die ganze vorher vermeldete Summe. Deshalb würden die Gesamtkosten des Mühlenbaus mit 1152 Gulden verzeichnet.

⁴⁾ Sein Wortlaut sei als Kulturdokument hier mitgeteilt.

Aus dem alten Rábke

von Karl Böhme

5. Das fröhliche Rábke

Es ist leicht, vom alten Rábke ein Bild grau in grau zu malen. Sie hatten im Dorfe mäßigen oder ärmlichen Besitz, spärliche Ernährung, kümmerliche Wohnung, mannigfachen wirtschaftlichen Druck, sehr mangelhafte Gesundheit, die unmittelbarste Nachbarschaft des Todes, dazu große Eintönigkeit und Abgelegenheit. -- Das will uns gewiß ein trübseliges Dasein dünken, zu dem die häufigen Klagen der Rábker über ihre Lage völlig zu stimmen scheinen. Aber trotzdem wäre es verkehrt, zu meinen, die Leute hätten sich unglücklich gefühlt. Ihre Klagen mögen zum größten Teil begründet sein und die Verhältnisse richtig schildern, das kummervolle Gesicht, mit dem sie vorgetragen werden, ist doch nur Mummerei. Dahinter wohnt ein fröhlicher Sinn. Die Alten, die mit ihren Erinnerungen aus den letzten Jahrzehnten in die frühere Zeit mittelbar und unmittelbar zurückreichten, haben einmütig bezeugt, daß die Menschen damals vergnügter gewesen sind, obgleich es ihnen schlechter ging. Und diese Behauptung ist richtig. Im alten Dorfe hat keine geringere Lebensfreude geherrscht, bei der Arbeit und im gewöhnlichen Verlauf der Tage, wie bei besonderen Anlässen,

Die Worte, die die Rábker aus dem Blasen des Schweinehirten heraushörten: „*Ik froie mick, datt ik in Rábke bin*“, geben ihrer Grundstimmung Ausdruck. Mochten die anderen draußen es spöttisch oder verächtlich meinen, wenn sie sagten: „*Rábke löppet kain Hund op tau*“, oder „*Wär 'ne Fru ut Rábke hat, dä bruket kainen Hund*“. Wenn aber ausnahmsweise ein Rábker draußen seiner Heimat so fremd wurde, daß er sie nicht mehr achtete und sich geringschätzig über sie äußerte, so nahm man es ihm zwar sehr übel, doch mit siegesgewisser Überlegenheit drehte man den Spieß um und verspottete den Abtrünnigen. Dafür gibt das 18. Jahrhundert ein Beispiel in dem Korporal Neiseke, der von Nr. 63 an der Neisecken-Straße stammte. Bei seinem Besuche in Rábke urteilte er in eingebildeter gespreizter Weise abfällig über die hiesigen Verhältnisse. Die Rábker aber stifteten ihm deshalb ein bezeichnendes Denkmal in dem Verse: „*Ich bin der Korporal Neisius, wie komme ich über diesen Wasserfluß?*“ Da hatten sie ihn vor sich, wie er das Heimische verleugnete und sich so anstellte, als wisse er nicht einmal das andere Ufer des Mühlengrabens am väterlichen Hofe zu erreichen. Der Korporal Neisius muß noch heute den Spott tragen. Die Rábker ließen sich die Rede gefallen und wandten sie zur Ehre an; Rábke ist zu gut, als daß jeder erbärmliche Köter es erreichen kann. Die Rábker Frauen aber sind achtsam, wachsam und munter, wie keine anderen Frauen der Umgebung.

Darum blieb jeder gern im Dorfe, der einmal dazu gehörte. Darauf ging das Wort: „*Wär ainmal ut'n Taternspringe 'drunken hat, dāne weret de Rábker nich wāer los*“. Dem starken Heimatgefühl der Rábker lag ein keineswegs schwächeres Selbstbewußtsein zugrunde. Wohl konnte eine Magd, die im Garten von Nr. 20 Äpfel pflückte, vor Schrecken aus dem Baume fallen, als in der Smeestraße ein Mann mit blanken Knöpfen herankam und sich jemand den Scherz machte, ihr zuzu-

rufen: „*Da kummet de Herzog*“, sonst stand man im Dorfe fester auf den Füßen. Besonders im Gemeindehaupte faßte sich der Rübker Stolz zusammen. Einst trat im Krüge ein Fremder so störrig und unfügsam auf, daß der Wirt mit ihm nicht fertig werden konnte, sondern den Bauermeister holen mußte. Bei der Bestellung wurde aber gesagt, jener ungebärdige Mensch wäre der Herzog. Da antwortete der Halbspänner Lehnert, der damals das Amt bekleidete: „*Un wenn't de Herzog sülben is, hai mott sick doch böen*“. Um so schmerzlicher empfand man es natürlich, wenn umgekehrt der Vertreter der Gemeinde gedemütigt wurde. So erging es einem Bauermeister, der gern trank. Am Morgen nach dem Heiligen-Dreikönigstanz zechte er mit durstigen Gesellen im Krüge und sang gerade mit ihnen: „Unser Bruder war darmit bei, das muß ein versoffener Schweinehund sein: sieben besoffene Brüder, sieben müssen es sein, sieben mal sieben mal sieben, sieben besoffene Brüder müssen es sein“; da tat sich die Tür auf und herein trat der Justizamtman Käuffer aus Königsutter, ein gestrenger Herr, der keinen Spaß verstand. Den betrunkenen Bauermeister sehen und ihn für abgesetzt erklären, war nun eins. Einem Geschworenen wurden vorläufig die Geschäfte übertragen. Der Eindruck dieses schroffen Durchgreifens ist so groß gewesen, daß noch lange davon erzählt wurde.

Das Selbstgefühl der Rübker fand kräftige Nahrung in ihrem Zusammenhalten. Freilich standen die nicht dauernd hier Ansässigen meist etwas abseits; so der Pastor, Küster, Krüger, auch der auf dem Brunsleberfelde wohnende Förster Hofmeister, einige Müller und der Papiermacher. Anfang des 18. Jahrhunderts haben sie sogar, wie aus den Gevatterlisten hervorgeht, einen Kreis für sich gebildet, zu dem auch der eben erst hierher gekommene Tischler Kindermann, von auswärts aber die Frellstedter Hegereuter, sowie der Warberger Amtsschreiber und Braumeister gehörten. 70 Jahre später sehen wir den Lehrer Karten spielen mit einem Müller, Papiermacher und dem Förster vom Brunsleberfelde. Die Pastoren aber hatten, wie leicht erklärlich, noch weitere Beziehungen.

Ein gewisser Gegensatz zwischen diesen „Fremden“ und den Alteingesessenen ist sicher nicht selten zutage getreten, wie ihn denn auch 1758 der Amtmann anerkennt bei der Neuverpachtung des Kruges. Aber um so mehr schlossen sich die eigentlichen Rübker zusammen, und bei ihrer großen Überzahl hatten jene wenigen in ihrer doch auch beschränkten Absonderung nicht allzuviel Gewicht. Das Dorf fühlte sich und erschien zugleich als eine Einheit. Selbst die ehemaligen „Freien“, die kleinen Kotsassen, Brinksitzer, Anbauer und Häuslinge rechneten sich dazu und wurden von den „Großbauern“ dazu gerechnet, nicht bloß, weil sie vielfach unter sich verwandt waren, sondern auch, weil sie unter demselben wirtschaftlichen Drucke standen, im wesentlichen dieselbe Behandlung von oben her erfuhren und ihr Gedeihen in derselben Richtung suchten. Sogar die Diensten schlossen sich an mit Überzeugung und Eifer, wenigstens diejenigen, die aus dem Dorfe stammten oder länger hier gewesen waren. Die anderen aber wurden durch die Spinnstuben und die Knechtsgesellschaft zu einem gefügigen Gefolge. Und wenn natürlich mancherlei Mißgunst, Neid und Streit vorkam bis zu Gewalttätigkeiten und gerichtlichen Klagen, klaffende und dauernde Risse sind dadurch nicht entstanden. Das Ganze blieb unversehrt.

Wie aber der Zusammenhalt das Selbstgefühl steigerte, so haben beide der fröhlichen Lebensanschauung die Wege gebahnt. Sie erleichterten geradezu die Beseitigung von Schwierigkeiten und Übelständen, schützten vor mancher Not, der sich der Vereinzelte und Kleinmütige nicht hätte erwehren können, und machten das Unabwendbare erträglicher, das Alltägliche aber lichter und heiterer.

Von solchem Geist geleitet hängte der Volksmund diesem und jenem Dorfgenossen oder Orte Beina men an, die lächerlich klangen, neben anderen, die von trockener Sachlichkeit geprägt waren. Weshalb Nr. 89 die Hahnenburg genannt ist, wußte man bald nicht mehr, aber man lachte darüber, wie in neuerer Zeit über die Munneckenstraße 6, die Abzweigung von der Breiten Straße nach Nr. 23. Sie hatte das Zeitwort erhalten, weil sie so klein war unter den Straßen, wie der Kaufmann Munneck in Königslutter unter den Männern. Wenn einem Namen „Loggen“ vorgesetzt wurde, oder, wenn man vom ohlen Wachtmester Weibusch (Nr. 35) sprach, vom ohlen lüttgen Heine, vom ohlen Ferdinand (Gerdinand), vom ohlen Spanjohlen Lehnert (Nr. 82), von'n lüttjen Sölter und von einem Hofbesitzer als dem ohlen Brenner, so wurde auch das schon als leiser Witz aufgefaßt. Erst recht aber war es scherzhaft gemeint, wenn die Rede war von einem Fund oder Bautz und in der Beizeit von einem Zottel!

Man machte auch Verse über die Einwohner, allerdings ohne viel Geist und Kunst. Aber das Dorf hatte seinen Spaß an diesen Verzeichnissen und hat sie zum Teil lange im Gedächtnis bewahrt. Z. B. folgende Liste, freilich nur ein Bruchstück, und zwar aus der Zeit um 1850, aber ganz wie in alter Weise:

Mörs hett'n hohen Gebbel,
Hallermann is'n rechten Knebbel,
Hartmann is'n Smett,
Pape fritt sick dick und fett,
Krengel is'n Krusekopp,
Spanger is'n Arftegott,
Lehnert is'n Klumperel,
Stoffel itt de Kartuffel geren,
Hake makt den Plaug,
Sperber Vahldiek is nich rechte klauk,
Isenseesche hat platte Fäute,
Snier Homannsche seggt: Zucker smecket säute,
Wackermann is'n ekraten Kerel,
Stratensölter itt Kohlrabig geren,
Eitz slacht 'n Kalf,
Markworths kriet 't half,
Krampussen kriet de Strütte,
Luttchen Sölter is nist nütte.

Wat säon unbedarften Dörpjunge in Sebbeltzüusen alles beliwet hät

von Otto Berge

Wenn man ölder wärt, denket'n an säine jungen Jahre jären täoruic un glöft feste un sicher, dat alles froiher vñle better was, wu man mñ grouter Begaisterunge „Gold und Silber hab' ich gern“ esungen hät. Huite, wu dä Stimme täon Singen all täo rustich eworden is, summet man dat woll nochmal vur seck hen un denket „im Silberhaar“, dat ouk all en betten dünne 'worden is, „gern vergang'ner Zeiten“. Datt dat nich blouß ösch lüttjen Luien säo gaiht, dafur könnit wañ ösch säogar up Goethen beräopen. „Platt“ vurstund hai nich, wenn hai ouk süst vñle konne, deshalb mott eck dat up Hochduitsch seijen:

So gib mir auch die Zeiten wieder,
Da ich noch selbst im Werden war,
Da sich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebat,
Da Nebel mir die Zeit verhüllten,
Die Knospe Wunder noch versprach,
Da ich die tausend Blüten brach,
Die alle Täler reichlich füllten.

Na, säon bettjen was dat bañ ösch up'n Dörpe woll doch anderst. Dä „Quell gedrängter Lieder“, dä sprüdele bañ ösch ouk ganz lustich, — dä Lieder wörren blouß nich von ösch. Anstatt dä „tausend Blüten“ täo plücken, hewwet wañ ösch mähr an Appel, Biren, Swetschen un Körschen choulen, dä mannichmal nich emal in üusen aijenen Gären ewossen wörren. Awer mñ den Nñwele dat stimmet ganz genau. Daruwer hät mañ jñue Vater, dä in Sebbeltzüusen Schäolemeister was, mannichmal eklaget, un hät ouk af un an mñ jalen Onkele, den Rouerstocke, en betten in den Nñwel eslahn, dat hai seck vurtrecken solle.

Üuse lüttje Dörp Sebbeltzüusen (Siboldshäusen bei Bad Gandersheim) lañt säo waik un nuidlich midden in'n Eternadäle. Rinksherümme sind dä Felder, un up 'er Schanze in 'n Norden un up 'n Ewischen Barje („Äbtissenberg“ secht man up „Jäl“) un up 'n Kuilere in 'n Suiden is uwerall Boikenholt un ouk Dannenholt. Midden dur dat Däl twüschen düssen Barjen flütt dä Eterna, en lüttjet Beck, wu et Grimpen un Smerlen un Forellen inne gaff.

Sebbeltzüusen is en lüttjet Dörp, as eck all esecht hewwe, un hät küume mäl mähr as twaihundert un twintich Inwuhner ehat. Dä Schorsee, dä von Ganderßen nñ Seesen gaiht, dailt dat Dörp in 't Uwer- un Underdörp. Dichte an der Schorsee lañt dä Kräodi, dñ eck wejen säiner Wichtigkait jñ woll täoiterst nennen mott. In'n Uwerdörpe is dä Smñe, in'n Underdörpe, glaik an'er Eterna, lañt dä Kerke un dä Schäole un in 'n Suiden, an'n Mühlengraben, dä Mühle. Up twai grouten un ainen middleren Howwe sittet Büuren, en paar Anbüuern ackert mñ Kaijen oder huite all mit Treckern. Datäo kumet noch dä Handwerker: dä Smett, dä Discher, dä Schäoster, froiher wörren et säogår twai, dä Stellmaker, dä Snañer un dä Bäcker; denne dä Muierker un dä Dagelöhner. — En Swañ harre jñider

up 'n Stalle un vñle ouk Zñjen tño dñnen mññ Frñnd Auest spñter ùut Spñß ùmmer „jñ Zñjenbñnern“ se'.

Na dñsser Infñhrunge in dñ „Topographie“ un „Anthropologie“ von Sebbeltzñusen kñnnt wñ nñu bñ lñttjen mñ sailu, wu wñ Jungen òsch datwñschen tñorechtefunnen.

Da eck in'n Schñolehñuse upewossen sin, is et woll dat nñerste, dat eck ãrst davon mñ en betten vurtelle. Eck glñwe, man wennije wettet, wat dñ Schñolemester fur sñon ganzet Dñrp bedñtt. Tño ùusser Sebbeltzñischen Schñole hñren froiher ouk dñ Frñscherñschen (Wrescherñder) Kinder, un sño wñren dat mannichmñl uwer hundert Kinder, dñ bñ mññen Vadere in dñ lñttje un dñ groute Schñole jingen. Dñn kñrtesten Schñoleweck harre eck, wail eck blouß von der Stuwe uwer dñ Dñle tño gñh brñuke un denn glñk in'r Schñolestuwe was. Eck wundere meck hñte noch, wu mññ Vader et fertigebrocht hñt, dat hai all sññe Arbeit schaffe. In twai Dñrpern moßte hai Kerke houlen, ainen Sonndach in Sebbeltzñusen un dñn andern in Frñscheru, ùmmer afwesselnd. In'n Jemainderate fñhre hai Protekoll, make fur dñ Jemainde dñ Afrñknungen un moßte noch dñssen un dñne ouk bñ sññen Afrñknungen helpen. Lange Jahre moßten wñ morjens un abends luien, dat dñ Luie in 'n Dñrpe un up 'n Felle wußten, wat et an der Tañ was. Dat Klockenluien hñt òsch Kindern, mññen Swestern un meck, ùmmer Spñß emaket. Blouß in'n Wintere, wenn et morjens un abends in der leddñjen Kerke schummerich was, word et òsch doch en bettjen schñnerich tño Mñoe, un wñ wñren frouh, wenn wñ dñ Kerkendñr hinder òsch tñoslñuten kñnnen. Et was fur òsch Lñttjen 'ne recht sññere Arbeit, dñ Kerkenñuhr uptñotrecken. Man moßte lange kreckeln, bet dñ swaren Pundstñcke wñer uben wñren. Spñter kamm denn 'ne Frñue ùut'n Dñrpe tñon Luien, un ùuse Vader was dñsse aine Last lous. Et blaiwen aber noch jenñoch uwer.

Fur baide Dñrpe harre hai dat S t a n n e s a m t. Dat is an seck ja 'ne ãrenste Anjelñjenhait, awer mannichmal hewwet wñ dabañ doch en betten Spñß chat. Kamm da aines Dages ùut Frñscheru sñon jungen Bursche mñ sññner all en betten òlderlichen Brñut, sette sick mit ùhr up et Soufa, un mññ Vader, dñ nich sño nñpñ henekucket harre, frage: „Ihre Mutter ist wohl als Trauzeugin mitgekñnnen?“. Man kann seck woll denken, dat dñsse òrrtñum der oulen Brñut man wennich Spñß emaket hñt. Wenn se dñ Trñutñijen vurgetten harren, was den Schñen lichte aftñohelpen. Denne make mññ Vader ainfach dat Fenster up und raip Jñules un Hainrich Hillebrecht von 'n Nawerhowe ruwer, dñ woll grade in Hemmetärmeln bññ Holtsagen ouder bññ Messen wñrrn. Dñ wischen seck dñ Schñoh un dñ Hññe af, kaimen ruwer un maken in Hemmetärmeln dñ Trñutñijen; denn up 'n Dñrpe is ja jñder jñiden „der Persñnlichkait nach bekannt“, un dñ Hemmetärmel dñen der Fañerlichkait kainen Afrach. Von Frñscheru kaimen òfter junge Breddejams, sño von nijentain, twintich Jahren, dñ dñ Katte nich in'n Sacke harren kñpen wollen un balle nahñr en lñttjen Jungen ouder en lñttjet Mñken anmelden. Dat kamm awer bñ den Sebeltzñischen ganz selten vur, un eck mott tño ùhrer Ihre sejjen, dat sai nich sño nñtñtsch wñren.

Natuerlich stund ouk en Kasten mñ en rouen Kruize bñ òsch in'n Schappe, un butten an der Wand satt en groutet Bleckschild mñ dñnsilwñjen rouen Kruize, wail mññ Vader ouk dñ Statschou fur „Erste Hilfe in Unglñcksfñllen“ vurwalte. Wenn 'n denn noch hñrt, dat en grouten Garen un en Immenhñus in Ordnunge 'houlen werden moßten, denne suht 'n lichte in, dat en Dñrpschñolmester nich uwer lange Wñile tño klagen brñuket un datt dat „kulturelle Lñwen“ un dñ Ordnunge up 'n Dñrpe tñon grouten Dñile von 'n Schñolemestere aflhñget.

Nñu mottet wai òsch awer mñ den andern Luien in'n Dñrpe befaten. Fur òsch Lñttjen haiten dñ Vurfrñeten un Grouten alle „Onkel“ un „Tante“, blouß dñ Mñlder make da 'ne

Ütnahme. Dä hait einfach Mülder Sch. oulder baī dān gröttern Jungen ouk mī sāinen Ternaitsnamen dā Stachellüntjen. Of dat von sāinen stachelijen Bärte kamm, oulder wail hai en stachelijen Charakter harre un ösch wecke andeffen wolle, wenn waī in 'n Mühlengraben fischen, is swār tāo seijen. Dafür was awer sāine Früue ganz et Jijendēil, immer fründlich un mī ūhrer lütjen Spitzenhäowe sāo proper, dat eck sai huite noch vur Ougen hewwe. Ganz grout hewwe eck ūmmer up ūusen Nawer Onkel Hillebrecht ehoulē. Wat was dat fur en jūuen un uprechten Mann! In der blitzblanken Stuwe mī witten Sanne ūut Bornhūusen up dān Dellen hānge an der Wand dat Diploum fur drittich Jahre trūue Dainste as Vurstiher. Dabaī kann eck glaīk seijen, dat saīn twaīte Junge, Jūules, ouk wīer faībentwintich Jahre Vurstiher ewest is. — Von düssen Howwe un düsser Fomaīlije mott eck en betten mähr vurtellen, wail haīer edite oule jūue Art tāohūuse was. Düsse Hoff mī sāinen faībensedzich Morjen was dā ainzije middlere Hoff in ūusen Dörpe, nich raīk, awer ūmmer jūut in Ordnunge. Alles word tāo 'r richtigē Taīt edahn, un darūmme gaff et haīer kain Loupen un Jagen. Eck hewwe nich emal dā baiden dicken Päre, dān Schimmel un dān swarten Bluto, Galopp maken saihn, höchstens mal en lüttjen Drapp. Onkel Hillebrecht was en grouten Kinderfründ, un Wilhelm Goslār ūut 'er Nawerschaft, dā in maīnen Oldere was, un eck harren baī'n Kaffee in 'er Melkkamere ūuse feste Stīe. Wenn et in'n haiten Sommere up'er Schuinedāle sāo hübsch koile was, make Onkel Hillebrecht da af un an up en paar Strouhbunnen, dā ūut'n Fake 'hālt wörren, en lüttjen Middagesslap un froihe seck, wenn eck meck da midde up et Ouhr ledite. Of dat sāiner Rāohe jūut edahn hāt, glōiwe eck huite nich mähr. As richtigē Jungen, dā seck rījen möttet, hewwet waī baī düsser un jōnner Arbeit ūmmer en 'betten middehulpen un dafür up 'n brēien Ruinen von'n Schimmele dā Päre in dā Swemme raīen droft. En ganz grouten Dach was et, wenn von Ganderßen dā Daschemoschaīne kamm un Dampkettel un Dascher mit vaijer Pāren up 'n Hoff un in dā Schuine 'rücket worden. Baī'n Vespere un Middage se gaff et denn ouk Baijer un Sluck, un wail waī Jungen in der Banse middehulpen harren un an'n Dische nūu ouk midde in'r Rēije saiten, konnen waī ouk en lütjen Sluck ūut 'n Sluckglase nūhmen un mī 'en Fingere up'n Disch stippen, wenn waī dat Glās mā'n Nawere waīer schūwen. Wenn eck dānn abends na Hūs kamm, konne ainer kūume saihn, of eck en lütjen Swarten ūut Afrika was oulder en Sebeltzüische Junge. Et gaff da up 'n Howwe sāo mannije Arbeit, dā waī Jungen sūst noch maken konnen un ouk jāren dīen. Sāo hewwet waī mid 'er Swenke dān Pāren Hackelse un dān Kaijen mid'er Grēipe Grās oulder Klēiwer in dā Kriwwe 'dān, mannich Foier Roiwekölschen afeldēn, in der Presseküule midde Presse (Rübenschnitzel) festetrampet un baī mannijerlai mähr ehulpen. Wenn tāon Sonndage en Hahne 'fanget werden mošte un dā Jagd in'n besten Gange was, sī' Onkel Hillebrecht ūmmer: „Smaīt 'ne an'n Kopp, denn hinket hai nich“. Baī'n Forellenfangen kucke hai mannichmal en Ougenblick tāo un sī' ūut Spaß: „Wenn dūu düsse hest un noch aine, denn heste ja all twaī“. Hainrich, dā ölderste von den baiden Jungen, dā aine en betten swacke Jesundhait harre, darūmme nich fraīe un ouk dān Hoff nich annamm, harre dā Real-schāole in Ganderßen besodit. As eck 'ne später mal frage, of hai noch Lataīnisch könne, antwure meck, dat hārre hai all underplaijet. Tante Hillebrecht was 'ne stille, rūnhtje Früue. Eck hewwe da dā ganzen Jahre kain Scheltwurt ehürt, un wat Tante Hillebrecht sī', dat gult. Bet in maīne Studententaīt hewwe eck an warmen Sommerabenden da vur'n Hūuse midde up der langen groinen Bank esāten, Onkel Hillebrecht un Hainrich smōiken dā lange Paīpe, un dabaī spruken waī von allen, wat dā Landwōrtschaft angung, uwer dat Dörp un ouk mal uwer dā Poletik. Huite is dā Hoff in andere Hānne 'kumen, wail Jūules kaine Kinder harre.

Von den andern Höwwen kann eck wennijer vurtellen, awer jēider harre saīne Aijenārt; dat kunne ainer sāogar an den Pāren saihn. Baī Kelps wōrren alle Pāre swart, baī Stainhoffs wōrren se graīs. Up Kelps Howwe gung dat vīle lūuer tāo as baī Hillebrechts. Wumōichlich lag dat da anne, dat da en Tropp Jungen in der Fomaīlije wōrren, alle undersettete, starke Kārels mit brēien Schuldern un 'ner jūnen Bost. Dat harren se von ūhren Vadere 'arwet, dā baī ōsch Jungen „dā dicke Kelp“ hait, wat ja ouk stimme.

Dā kräftije Stimme kamm Vader Kelpē in der Kerke jūut tāo passe, wu wāī damals noch kaine Orjel harren un von der hai ouk nits wetten wolle, wail dā Anschaffunge tāo vīle in 't Jeld eretten hārre. „Dat gung ouk ahne Orjele.“ Et kamm awer mähr as ainmal vur, dat maīn Vater saīne Nout harre, mid'n Jesange durtāokumen, wail Vader Kelpē mit saīner kräftijen Stimme dā Jemaīnde baīnah ūmmerett, wenn hai en paar Tōine vurbāīgraip. Kainer in 'n Dōrpe kunne sāo jūut mid 'er Paītsche klappen as Kelps Jungen, un an kainer Sīe diēn se dat laiwer, as wenn se an der Schāole vurbāīführen. Up Kelps Howwe word dūchtich arbaijet. Vur ainen Jewittere gung et manichmal mid'n hougen Foire in vullen Galoppe in't Dōrp, un noch hūite hewwe eck dat „klapp klapp klapp klapp klapp klapp“ in 'n Ouhren, wenn an Winterdagen in Kelps Schuine mid'n Flājern doschen word. Baī'n Arnkranze gaff et da ūmmer Raīsbraī, un wenn dā Stimmunge houch kamm, word ouk dūchtich esungen.

Von dān Stainhoffschen Howwe, dā mal en Maijerhoff von'n Ganderschen Stifte was un dā hūite noch dat maīste Holt hāt, wait eck nich alltāovīle. Dā Vader Edeward was trotz saīnen korten Bainen en aīwerijen Jājer. Saīn Junge Robert, dā den Hoff uwername, was en ārensten, besunnen Mann, storf awer froih. Dā Robert, dā nūu up 'n Howwe sitt, is ouk wīer en Jājer. Aaine Taīt lang harren Stainhoffs froiher en paar stolze Pagelūnnen. Wenn dūsse in 'n Daīkgaren spazīren jingen, un dā Hahne mal 'ne Swanzfeddere vurlur, klatern wāī Jungen hille uwer't Stakitt un halen se ōsch. Ouk dūsse Hoff was ūmmer jūut in Ordnunge.

Wenn wāī nūu von den Būern wat chūrt hewwet, drōiwet wāī ouk dā A n b ū e r n , dā m i t K a i j e n a c k e r n , nich vurjetten. Ūluse Nawer Goslār, dā Muierker un Hūusslachter clārt harre un baī der Fuierwihr Horniste was, harre vaijer Kaije in 'n Stalle, maist brūune un ouk mal aine jāle. Hai beackere unjefāhr twintich Morjen. Wenn dā Kaije anesponnen wōrren, gung dat langsam. Schritt fur Schritt, dā Strate lank, un ebensāo langsam gung dat ouk vur'n Plāoge un der lje up'n Felle. Dat moste ūmmer sūutjen gahn, wail dā Melk nich tāo kort kumen drofte. Eck glōiwe, dat von allen Dīren dā Kaije den grōttesten Influß up dān mīnschlichen Charakter chat hewwet un noch hewwet. Dā Kāohbūern gahet alle hinder ūhren Kaijen sachte un sinnich. Wenn dat nich sāo wōrre, könne Onkel Goslār nich uwer noīnzich Jahre oult eworden saīn un hārre nich mit faībenachtzich Jahren noch up 'en Felle arbaijen können.

Maīn Frūnd Wilhelm Goslār, dā jenuu sāon jūnen Hūusslachter worden is, as et saīn Vater was, hāt damals bannich chult, as dā Slachter saīne laiwe jāle Kāoh weduhale.

(Fortsetzung folgt)

„Ostern vor 'en Harze

von Otto Rohkamm

Vorbemerkung der Schriftleitung:

Die hier geschilderten Bräuche sind noch heute in Bad Harzburg-Schulenrode lebendig.

De Snäi is wech, un de Winter is hen. De Da'e dai wieret all länker. „Ostera“ tuit uower et Land.

De stille Woche, dai gaiht 'er vorwech: de foule Maandach, de schaiwe Dinse-dach, de krumme Middewochen un de groine Denderdach. Do werd de leste broune Kuohl rinter ehaalt out 'en Garen, un de ierste groine Zalaat werd up'-edischet: Nejjenstärke. Nejjen Kruiter mett et säin: Spruten-Kuohl ¹⁾, Jiesche ²⁾ und Brennettele ³⁾, Souerampe ⁴⁾, Schorrbock ⁵⁾ un Kiesekrout ⁶⁾, Rammeße ⁷⁾, Rielße ⁸⁾ un Kalweskrupp ⁹⁾. Un viel Zipollen mett'er anne säin. Dat hält 'en Minschen jesund un et Läiw uopen, et ganze Jahr.

„Wär Rammeße itt in Monat Mai,
dai brouket in Jahre kaine Arznai!“

En stillen Fräidach jifft et Fisch up'en Disch, groine Härije; un Kaukenbacken-Sinnaben, do rucket dat ganze Hous na Semmele mit Rosäinen un Zuckerkauken, twai Finger dick.

Kummet awerst de Senndach 'ran, de ierste uOsterdach, denne sticket de Mudder en paar Palmen an 'en Spaiel, dai de Vader esnedden hat von 'er Saal-wäie, un de Krabbens dai springet un singet in House un up'er Strate:

„Wenn't uOstern is, wenn't uOstern is,
denn slacht' mäin Vader 'n Bock.
Denne danzt mäine Mudder,
denne danzt mäine Mudder,
denn kricht se 'n ruo'en Rock.“

En uOster-Senndach, do jifft et Lämmekenbra'en, Zickenlamm mit Katuffelzalaat un Rabintje ¹⁰⁾. Dat is en Middasebruot!

All wochenslank vorhär, wenn et ierste Froijahr seck mellet, un kain Snäi licht miehr, denne werd de Täit enutzet, tau'n Holthalen for et uOsterfuier. Na d'r Schaule un et Sennda'es na d'r Parre, do luopet de Jungens dralle na House un halet 'en Handwa'en. Se fahret in't Holt un uowerall hen in de Garens, wuo Raiserholt licht un drie'e Hecke. Alles werd tehuope 'rapet un up en grouoten Hucken ebrocht. Jieren niehmet de Jungens en betten Teerpappe midde uoder en uolt Teerfaat, wenn et 'rumhär licht. Dat flackert sau schiene un qualmei wäi dulle. Is ierst enauch Holt tehuope'sliepet, denne mott de Quandelpahl ¹⁰⁾, här, 'ne lanke groine Danne. Da wieret alle understen Äste un Twäije von aw'ehacket, datt 'er bluots noch de groine Wippel anne blifft. De Pahl werd midden in 'en Hucken estellet, in'eruo'et in de iEre, un et Holt werd ummerumm epacket. Up 'er Windsäite kummet 'er en Bund Struoh unter tau'n Anboiten.

De Fackeln sind all vorhär terechte 'maket. En gaatlich Enne drie'e Dannen-sticke werd aw'eborket un vielfeltich up'espellt. Twischen de entelnen Spliddern wieret Holtplecke un Hackespoine twischenestuken, un de Fackele werd unnen

an Enne mid 'en Tie'emeste hibsich blank emaket tau'n Anfaten. Telest werd se hen'ebrocht na'n Luffentramper, na'n Kregelnbäcker, datt dai se in 'en Back-uoben schufft, for en paar Da'e, damidde datt se knatterdrie'e werd.

Un wenn denne de gruote Dach ekuomen is, de ierste uOsterdach, wuo de Vader vor morjen bäi Rabennachte et uOsterwater haalt, Flaitenwater von Bieke, mett de Krabbens all vor d'r Kerke de Aier soiken, dai de Mudder hibsich broun emaket hat mit Zipollensluie. Dai hat se in Garen vorrstuoken. Un denne maket seck alle Lui'e ackerate terechte un fäin, un gahet tarlajtjen ¹¹⁾ in Senna-da'estuije.

Un et abens loppt alles na'n Tiewerbarrje. Da kummet dat ganze Volk tehuope, Junk und uOlt, bäin Fuire. Alles staiht un kann de Tait nich affoiben, bet de gretteste Junge, de Fähnekenfoirer, dai et miehste Holt hat tehuop-sliepet, un dai dadorch uok mieh Rechte hat, en Raitsticken out'er Huosenfick kricht, an et Struohbund hält un et uOsterfuier anboitet. Denne jouchet alles lout up. De Krabbens smäitet de Arme in de Lucht, hucket von ainen Baine up et andere un danzet um et Fuier. Dat knattert un knättert an Quandelpahle, datt de Glout bet in 'n duisteren Heben slait. De glouen Funken stiewet in de Nacht. Telest stertet de Hucken in seck tesamme. Do niehmet de Jungens de Mäkens an de Hand un springet dorch de Flammen. Dat bringet Glicke! Un de Mäkens, dai bange sind un nich springen willt, dai wieret in't Bockshorn eja'et.

De Jungens awerst, dai fackelt un fackelt. Se swinget de Fackeln rundum um 'en Kopp, datt de Flamme souset un brouset. uOwerall kraiset de Fuierkringe, flaiet de Funken, flackert de Fackeln.

Wenn ainder huoch buoben up'en Barje staiht, wuo en jieder en wäiten Blick hat in't Land vor 'en Harze, in't ostfälische Haimatland, da tellt hai woll foftich Fuier un mieh: uOsterfuier, Froidenfuier, Opperfuier. —

In Holte is et sau duister. Da reppet in Dannenhoste de Duo'envejjel, dat Läjkehaun. In 'en Dickichte licht noch de leste Snäi. Awerst dai uUlen sind all bäi 'en paaren un vom morjen hat de Goldamer up 'en wittdieren Busche 'säten, un hat buckstabäiert, ob hai noch flaitjen kenne säin uole, ewich näie Froih-jahrsleid.

In Harweste, do hat 'e 'raupen: „Bouer, Bouer, laat meck in däine Schuine!“
Nou singet 'e: „Bouer, Bouer, laat meck wedder rou - u - ut!“

¹⁾ Sprossenkohl, d. h. die kleinen Blättchen, die am abgeernteten Strunk des Braunkohls im Frühjahr ausschlagen und wie Spinat zubereitet werden.

²⁾ Giersch, *Aegopodium podagraria*.

³⁾ Brennessel.

⁴⁾ Sauerampfer.

⁵⁾ Scharbockskraut.

⁶⁾ Roßmalve, *Malva silvestris*.

⁷⁾ Bärenlauch, *Allium ursinum*.

⁸⁾ Schafgarbe, *Achillea millefolium*.

⁹⁾ Kälberkropf, *Selinum cicutaria*.

¹⁰⁾ Feldsalat, *Valerianella*.

¹¹⁾ eigentlich der Mittelpfahl, um den der Kohlenmeiler herumgebaut wird.

¹²⁾ geht spazieren.

AUS DER *HEIMATPFLEGE*

Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1958

I. Jahreshauptversammlung, Vortragsabende und Festakt

Für den 26. Februar 1958 waren die Vereinsmitglieder zur Jahreshauptversammlung im Vortragssaale des Städtischen Museums in Braunschweig eingeladen worden. Oberbaurat G. Hartwig eröffnete den geschäftlichen Teil mit dem Tätigkeitsbericht über das Jahr 1957. Es folgte der Kassenbericht des Schatzmeisters Dr. Schultz über den gleichen Zeitraum, der eine weitere erfreuliche Aufwärtsentwicklung der finanziellen Leistungsfähigkeit des Vereins erkennen ließ. Nachdem auf Antrag der Kassenprüfer dem Schatzmeister von der Versammlung Entlastung erteilt und für seine umsichtige Kassenführung gedankt worden war, trug im unterhaltenden Teile des Abends der bekannte Mundartdichter Wilhelm Kaune aus Ahstedt „Besinnliches und Heiteres aus dem Volksleben des Hildesheimer Landes“ vor. Er bot damit nicht nur Proben einer durch ihre vielen Zwielaute besonders klangvollen ostfälischen Mundart, sondern auch ein zu Herzen gehendes Bild der Volksart seiner engeren Heimat im Denken, Empfinden und Handeln ostfälischer Menschen.

Auf dem nächsten Vortragsabend sprach am 18. April im Städtischen Museum zu Braunschweig Regierungs- und Vermessungsrat Hente über „Aufgaben und Durchführung der Flurbereinigung im Verwaltungsbezirk Braunschweig“. Er gab einen fesselnden Überblick über die Geschichte der Umlegungs- und Meliorierungsmaßnahmen in unserer Heimat von der für ihre Zeit vorbildlichen und richtungweisenden Generallandesvermessung im 18. Jahrhundert, über die Separation im 19. Jahrhundert bis hin zu den neuesten Arbeiten der Kultur- und Vermessungsämter. Dabei gewann mancher Heimatfreund zum ersten Male eine klare Vorstellung davon, wie eng die Flurbereinigung mit den Problemen der sozialen Umschichtung in unseren Dörfern und mit der sich aus dem Leutemangel zwangsläufig ergebenden Technisierung der landwirtschaftlichen Betriebe verknüpft ist und wie schwierig es trotz der Einsicht in die Notwendigkeit der Umlegungen immer wieder ist, alle Beteiligten „unter einen Hut“ zu bringen. Für den Heimatschützer war es aber auch erfreulich zu sehen, wie verantwortungsbewußt die Kulturämter bei der Anlage neuer Feldwege und Abzugsgräben darauf achten, daß einer weiteren Entartung der Fruchtlandschaft zur Kultursteppe Einhalt geboten wird. Die schon erzielten Erfolge bei der Bepflanzung von Weg- und Grabenrändern werden hoffentlich überall bei den Grundeigentümern zur Nachahmung anreizen, nachdem es sich herumgesprochen hat, daß damit nicht nur das Landschaftsbild verbessert, sondern auch die Wirtschaftlichkeit der umgebenden Nutzflächen gesteigert wird.

Die festlichen Veranstaltungen zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz begannen mit der Eröffnung einer Ausstellung „Die ostfälische Landschaft in der bildenden Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts“ am 26. Oktober. Über sie ist schon eingehend in Heft 4/1958 unserer Zeitschrift berichtet worden, so daß hier darauf nicht noch einmal eingegangen zu werden braucht. Es folgte ein Festakt am 22. November in der stark besuchten Aula des Gymnasiums Martino-Katharineum zu Braunschweig. Nachdem G. Hartwig als Vorsitzender einen Überblick über die Geschichte des Vereins von 1908 bis 1958 gegeben hatte, überbrachten Grußworte und Glückwünsche Dr. Knost als Präsident des Verwaltungsbezirks Braunschweig und zugleich als Vorsitzender des Braunschweigischen Geschichtsvereins und des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde, Oberbürgermeister Bennemann als Vertreter der Stadt Braunschweig, Dr. Röhrig als Vorsitzender des Niedersächsischen Heimatbundes in Hannover und Dr. Rohkam in launigem Harzer Platt als Vertreter des Harzklubs. Bei dieser Gelegenheit überreichte Oberbürgermeister Bennemann eine mit großen Beifall quittierte

Geldspende der Stadt zur Förderung der Vereinsarbeit. Den Festvortrag mit Lichtbildern hielt Dr. H. A. Schultz über „Das bauliche Erbe der Renaissancezeit in Ostfalen als Niederschlag eines neuen Lebensgefühls“. Umrahmt wurden die Vorträge und Ansprachen durch Barockmusik, dargeboten vom Schulorchester des Gymnasiums unter der Leitung von Studienrat H. Rüßmann.

Auf der dritten Jubiläumsveranstaltung sprach am 12. Dezember im Städtischen Museum zu Braunschweig Oberregierungs- und -baurat E. Schärff über „Mensch, Natur und Technik in der Sicht des Wasserbauers“. Ausgehend von den tiefgreifenden Schädigungen, die der Natur von einer allzu rücksichtslos angewandten Technik in den vergangenen Jahrzehnten zugefügt worden sind, zeigte er, wie es gerade beim Wasserbau nötig und möglich sei, die wirtschaftlichen Bedürfnisse des Menschen mit den Lebensgesetzen der Landschaft ins Gleichgewicht zu bringen. Von einem gesunden Wasserhaushalt in der Natur sei nicht nur die Ertragsfähigkeit der landwirtschaftlich genutzten Böden abhängig, sondern auch die Volksgesundheit. Im Hinblick auf diese Schicksalsverknüpfung zwischen Wasser, Klima, Boden, Pflanzenleben und Menschenleben müsse alles daran gesetzt werden, um nicht nur die heimischen Gewässer wieder zu reinigen und den Grundwasserstand auf einer ausreichenden Höhe zu halten, sondern auch durch Uferbepflanzungen neue Windschirme und Grünungen als Regler des Kleinklimas zu schaffen. Der im Anschluß an den Vortrag vorgeführte Farbschmalfilm „Wohin mit dem Abwasser?“ gab einen eindrucksvollen Einblick in die nach Schärffs Plänen durchgeführten neuen Arbeiten zur Sammlung, Reinigung und landwirtschaftlichen Ausnutzung der Abwässer der Stadt Braunschweig, durch die zugleich die Oker künftig von gesundheitsschädlichen Verunreinigungen bewahrt werden soll.

II. Studienfahrten

Zwei Autobusse brachten am 17. Mai rund 100 Mitglieder zur ersten Studienfahrt in den Ambergau. Nach einem kurzen Besuch des Schloßparkes Dornburg wurde in Sö der länger Halt gemacht, um unter Führung des Schloßherren, Graf Hardenberg, einiges über die Geschichte des reizvollen Barockschlosses und seiner Bewohner zu hören, den Park zu umwandern und die Orangerie mit ihren dort gereiften Früchten zu bewundern. Am Berghange oberhalb von Nette wurde die Fahrt erneut unterbrochen. Hier bot sich für Studienrat Schröde Gelegenheit, von einem beherrschenden Punkte aus über die Geologie des Ambergaues zu sprechen und das Landschaftsbild zu erläutern. Dann führte er die Teilnehmer in den nahen Wald und schilderte anhand der dort reich entwickelten Frühjahrsflora den typischen Vegetationsrhythmus am Boden eines Eichen-Hainbuchen-Waldes. Nachdem man in Upstedt noch die mächtige, sagenumwobene Tilly-Linde, den vermutlich ältesten Baum des westostfälischen Hügellandes, staunend betrachtet hatte, ging es zur Kaffeetafel nach Gr. Hde. Dort statteten die Unentwegten unter Führung von Dr. Schultz und Lehrer i. R. Lampe der alten Dorfkirche einen Besuch ab, bevor die Rückreise in der beginnenden Dämmerung angetreten wurde.

Als 2. Studienfahrt war ein ganztägiger Ausflug mit der Eisenbahn nach Bad Harzburg am 22. Juni angesetzt worden. Obwohl eine mehrstündige Wanderung angekündigt war, hatten sich doch so viele Teilnehmer aus Braunschweig, Wolfenbüttel und Bad Harzburg eingefunden, daß zwei Autobusse der Post notwendig waren, um die Wanderlustigen vom Bahnhof Harzburg auf der alten Ilsenburger Straße bis zur Stätte der Wüstung Wanlefsrode im Schimmerwald zu befördern. Nachdem Dr. Schultz dort über die Geschichte und die im Boden steckenden Reste des ehemaligen Klosters gesprochen hatte und die Fahrt bis dicht an die Zonengrenze beim Eckerkrug fortgesetzt war, begann die Wanderung mit dem Aufstieg zu den Ruinen der Hasselburg und deren Besichtigung unter Führung von Dr. Schultz. Danach übernahm Dr. Rohkamm aus Bad Harzburg die Spitze, zeigte prächtige Fernblicke vom Woldsberge auf das nördliche Harzvorland bis Halberstadt und Schöningen, machte auf Einrichtungen für die Wildhege im Wald aufmerksam und führte über die Grauestein-Klippen, die Kattnäse und die Uhlenklippen mit dem Kreuz des deutschen Ostens zum Burgberg bei Bad Harzburg. Nach einer ausgiebigen Rast in der Gaststätte auf dem Burgberg hörten die Braunschweiger in der Aula der Harzburger Volksschule einen Lichtbildervortrag von Rektor Ehrhardt über „Alte Harzburger Volkstypen und Originale“. Dazu steuerte Dr. Rohkamm einige seiner plattdeutschen Geschichten aus Alt-Harzburg als humorvolle Würze und Veranschaulichung bei.

Die 3., ebenfalls ganztägige Studienfahrt ging mit Autobussen in den ehemals braunschweigischen Weserkreis Holzminden. Über Grasdorf, Bodenburg, Winzenburg, Alfeld und Delligsen gelangte man zunächst zu dem auf dem Südhange des Hilses gelegenen Asphalt-Bergwerk „Herzog Wilhelm“, wo Direktor Sievers von der Deutschen Asphalt-AG. in einem fesselnden Bericht die Entstehung des dort ausgebeuteten einzigen Naturasphallitlagers Deutschlands, die Verarbeitung, die Verwendung und den Absatz des Asphaltes sprach. Nachdem man über Eschershausen und Wickensen zum Kinderheim am Hange der Homburg emporgefahren und das letzte steile Stück bis zur Bergkuppe zu Fuß erstiegen hatte, bot sich vom Aussichtsturm ein umfassender Rundblick über einen großen Teil des Kreises Holzminden bis zum Hils, Ith, Vogler und Solling. An diese Eindrücke anknüpfend sprachen nach dem Verlassen des Turmes zwischen den Burgruinen Dr. H. A. Schultz über die Bauweise und Geschichte der Burg Homburg und das Geschlecht der Homburger und Prof. O. Hahne über Schicksale des Kr. Holzminden zur Zeit der Römerkriege und der Frankenherrschaft. Dann ging es bergab in den Bussen zum Mittagessen in dem anmutig am Waldrande gelegenen Stadtdendorfer Schützenhaus. Nachdem sich alle gestärkt hatten, wurde die Fahrt fortgesetzt über Stadtdendorf nach Bevern. Dort sprach Dr. W. Flechsig vor zwei besonders gut erhaltenen Bauernhäusern des ausgehenden 16. Jahrhunderts über die Entwicklungsgeschichte des niederdeutschen Vierständerhauses des Oberwesergebietes und seinen Einfluß auf die neuere Ausbildung des Fachwerk- und Dachgefüges des niederdeutschen Hallenhauses in Nordwestdeutschland. Im Anschluß daran zeigte Dr. Schultz das leider recht verfallene Schloß der Bevernschen Linie der braunschweigischen Herzöge, früher eins der prächtigsten Baudenkmale der „Weserrenaissance“ (1603/10 für Statius von Münchhausen erbaut). Bei der Weiterfahrt durch Bevern, Warbsen, Golmbach und Negenborn bot sich neben vielen herrlichen Landschaftsbildern noch wiederholt Gelegenheit, die zum Teil recht einheitlichen, altertümlichen Dorfbilder mit vorbildlich gepflegten Bauernhäusern des 16. bis 18. Jahrhunderts zu bewundern. In Warbsen ließ Oberbaurat G. Hartwieg die Busse für kurze Zeit halten, um auf ein besonders schönes Haus von 1705 aufmerksam zu machen, das er vor rund 20 Jahren umgebaut hatte, um es den neuzeitlichen Erfordernissen der Wohnkultur anzupassen und dadurch vor dem drohenden Abbruch zu retten. Seine Ausführungen über diesen beispielhaft gelungenen Umbau, von dem übrigens seinerzeit ausführlich in Heft 1/1943 unserer Zeitschrift berichtet wurde, zeigten den Heimatfreunden, wie schwierig und doch auch lohnend es ist, das Erbe alter bäuerlicher Baukunst durch eine sinnvoll verstandene praktische Denkmalpflege der Nachwelt zu erhalten, auch wenn die Lebens- und Wirtschaftsweise der Bauern sich tiefgreifend wandelt. Das letzte Besichtigungsziel war das ehrwürdige Zisterzienserkloster Amelungsborn, dessen Kirche noch in den letzten Kriegswochen 1945 durch Artilleriebeschuß schwer gelitten hatte. Nachdem Dr. Schultz dort über die Geschichte des Klosters und die Baugeschichte des 1144–1158 errichteten mächtigen Gotteshauses gesprochen hatte, berichtete der Kirchenvogt von den entstandenen Kriegsschäden und ihrer schon nahezu abgeschlossenen Behebung durch den Wiederaufbau in den letzten Jahren. Wegen des reichhaltigen Besichtigungsprogramms und eines unvorhergesehenen Aufenthaltes in Golmbach, kamen die Fahrtteilnehmer auf der Rückfahrt über den Hils erst bei Dunkelheit zur Kaffeetafel auf der Terrasse der Gaststätte Schleeberg oberhalb von Alfeld, doch bot sich dadurch die seltene Gelegenheit, das zu Füßen liegende Städtchen einmal im Schimmer seiner Lichter inmitten des nächtlich stillen Leinetales beobachten zu können.

Die 4. Studienfahrt am 20. September galt dem Besuche des Großen Bruches zwischen Jerxheim und Hornburg. Dort, wo der Übergang vom Kiebitzdamm bei Jerxheim über den Bruchgraben durch das Drahtverhau der Zonengrenze mitten auf der Brücke verrammelt ist, sprachen Dr. H. A. Schultz über die Versuche zur Schiffbarmachung und Entwässerung des Großen Bruches im 16. und 18. Jahrhundert und Oberbaurat E. Schärff über die neuesten Entwässerungs- und Meliorationsarbeiten, die in erfreulich guter Zusammenarbeit zwischen west- und ostdeutschen Dienststellen großzügig in Angriff genommen sind und schon greifbare Erfolge für die Landwirtschaft gezeitigt haben. Damit nähert sich ein jahrhundertealtes Problem nun doch seiner endgültigen Lösung. Nach den Gegenwartsfragen der Landschaftsgestaltung kam auf dem nahen Heeseberge über Jerxheim die ferne Vergangenheit zu Worte. Dort oben, wo sich ein prächtiger Rundblick auf Fallstein, Harz, Huy und Hakel, Asse und Elm und die dazwischen gelegenen Wellen fruchtbarster Lößböden mit ihren vielen reichen Dörfern bot, berich-

telten Dr. K u m m e r über die Erdgeschichte dieses Raumes und Dr. T o d e über dessen Besiedelung in vorgeschichtlicher Zeit. Einen besonders wichtigen Mittelpunkt vorgeschichtlicher Besiedlung in der Umgebung des Heeseberges zeigte Dr. Tode noch im einzelnen, als man auf der Weiterfahrt nach Westen dicht vor Watenstedt Halt machte, um den mächtigen Wall der „Hünenburg“ nahe der Straße zu ersteigen. Die Fahrt ging dann weiter über Winnigstedt und Wetzleben zur Kirche in Hedeper. Dort sprach Dr. S c h u l t z über den benachbarten Burghof der Familie Bötzel, dessen mittelalterliches Mauerwerk am Wohnhause noch an die Zeit der im Mittelalter an dieser Stelle stehenden Burg erinnert. Dazu gab Dr. W. K ü c h e n t h a l bis in die Dämmerung hinein ortsgeschichtliche Ergänzungen über die Höfe in Hedeper und ihre Besitzer aus seiner noch ungedruckten, erstaunlich umfangreichen Ortsgeschichte des Dorfes. So konnte das letzte Fahrtziel, die Kaffeetafel in der Gaststätte „Willekes Lust“ auf dem Kleinen Fallstein bei Hornburg, erst in völliger Dunkelheit erreicht werden.

Am 5. Oktober fand die 5. und letzte Studienfahrt statt. Besichtigt wurde unter Führung von Dr. H. A. S c h u l t z nur eingehend das ehemalige Zisterzienser-Kloster M a r i e n t a l im Lappwalde mit seinem vorbildlich wiederhergestellten Kapitelsaal, den übrigen Klostergebäuden und der stattlichen romanischen Kirche aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, wobei Prof. O. H a h n e einen Bericht über die Besiedelungsgeschichte des Lappwaldes einfügte. Die vorgesehene Wanderung durch den Lappwald von Mariental-Horst nach Grasleben mußte leider wegen der durch die Regenfälle der letzten Tage allzusehr aufgeweichten Wege ausfallen. Statt dessen gelangte man mit den Autobussen um so früher zur Kaffeetafel im Kurhaus G r a s l e b e n und hatte dort Gelegenheit, anstelle einer Besichtigung der Werksanlagen des Kalibergwerkes Grasleben einen fesselnden Vortrag des Lehrers S c h r a d e r über die Entwicklung Graslebens „Vom Bauernhof zum Industrieort“ (Brauerei, Kaliindustrie, Gummitabrik) zu hören.

III. Sonstige auswärtige Veranstaltungen

Am 1. Februar fuhren rund 100 Vereinsmitglieder in Autobussen nach L e h r e zum Schlachtfestessen. Es gab im „Braunschweiger Hof“ Pottwurst mit Kartoffelsalat, eine unter der Aufsicht von Heimatpfleger Fritz Fricke aus Lehre sorgsam nach altem Rezept zubereitete „Spezialität“, die früher im Nordteile des Landes Braunschweig bei keinem dörflichen Schlachtfest fehlen durfte, jetzt aber durch den städtisch beeinflussten Geschmackswandel auch auf dem Dorfe nur noch selten gemacht wird. Dr. W. F l e c h s i g gab dazu volkscundlich-kulinarische Erläuterungen über die Verbreitung der Pottwurst und ihres südlichen Gegenstückes, der Semmelwurst, in Ostfalen. Nach dem Essen begaben sich die Braunschweiger Heimatfreunde in die neue Turnhalle der Schule, wo der Landesverein gemeinsam mit der Gemeinde Lehre einen Heimatabend für die Einwohner von Lehre veranstaltete. Nach Begrüßungsworten unseres Vorsitzenden G. H a r t w i e g und des Kaufmanns R o s e n h a g e n als des Vertreters des Gemeinderates sprach zunächst Dr. H. A. S c h u l t z über Ziele und Arbeitsweise des Landesvereins. Es folgte sodann ein Lichtbildervortrag von Studienrat G. S c h r i d d e über „Naturschutz und Landschaftspflege im Braunschweiger Lande“. Zum Schluß trugen Frau K l i n z m a n n und Fritz Fricke heitere plattdeutsche Gedichte und Geschichten vor. Eingerahmt wurden die Ansprachen und Vorträge durch Heimatlieder, die vom Madrigalchor Lehre unter Leitung von R. M ü l l e r und vom Schulchor dargeboten wurden.

Am 7. März sprachen in Bad Gandersheim auf einer Veranstaltung der dortigen Ortsgruppe unseres Landesvereins Dr. H. A. S c h u l t z über die „Ausgrabungen der Burg Lichtenberg“ (mit Lichtbildern) und Dr. W. F l e c h s i g über „Gestalt und Wesen des Wilden Jägers und der Frau Holle in Ostfalen“ auf Grund neuer wortgeographisch-volkscundlicher Erhebungen. Anschließend entfaltete sich eine lebhaftige Aussprache über verschiedene brennende Fragen der Baupflege und Landschaftsgestaltung in und um Bad Gandersheim, die u. a. durch den Autobahnbau ausgelöst worden sind.

Am 27. September nahmen Dr. Tode, Dr. S c h u l t z, G. S c h r i d d e und Dr. F l e c h s i g an der Jahreshauptversammlung des Niedersächsischen Heimatbundes in Alfeld teil. Auf ihr wurde zu unserer Freude unser Schatzmeister Dr. S c h u l t z zum stellvertretenden Vorsitzenden des Heimatbundes gewählt. Damit hat unser Landesverein endlich ein seiner Bedeutung angemessenes Mitspracherecht in dieser Dachorganisation der Heimarbeit in Niedersachsen erlangt.

IV. Monatsversammlungen in Braunschweig

Außer im Juli und Dezember fanden wie in den Vorjahren am 2. Montag eines jeden Monats in Dannes Hotel Zusammenkünfte der Braunschweiger Mitglieder mit Kurzreferaten und Aussprachen statt. Es sprachen u. a. Dr. H. A. Schultz über seine Untersuchungen an der Harzburg und an Kirche und Burghof in Hedeper sowie über Reiseeindrücke eines Heimatpflegers in Belgien und Frankreich (mit Lichtbildern), Dr. W. Flechsig über „Gestalt und Wesen des Wilden Jägers und der Frau Holle im ostfälischen Volksglauben“ und über Mundartunterschiede im Ober- und Südharz (mit Tonbandaufnahmen), Prof. O. Hahne über den Lebenslauf und tödlichen Unfall des Prinzen Franz von Braunschweig-Lüneburg im Elsaß 1601, Notar H. Mollenhauer über heimatkundliche Beobachtungen im Kr. Gifhorn und in anderen Teilen unserer Heimat. W. Fanger zeigte meisterhafte eigene Farbaufnahmen von seltenen Pflanzen unserer Heimat, und Pastor A. Hosenhien las eigene Dichtungen aus der Magdeburger Börde.

V. Tätigkeit des Vorstandes

Der Vorstand trat 1958 dreizehnmal zu Sitzungen zusammen, und zwar am 20. Januar, 17. Februar, 10. März, 14. April, 12. Mai, 9. Juli, 11. August, 9. und 25. September, 22. Oktober, 10. November und 3. und 12. Dezember. Behandelt wurden hauptsächlich finanzielle und organisatorische Fragen, wie die Aufstellung des Haushaltsplanes der Vereinsmittel für das laufende Geschäftsjahr, die Vorbereitung der Vortragsveranstaltungen, der Studienfahrten, der Kunstausstellung im Rahmen der Jubiläumsveranstaltungen und die Herausgabe der Festschrift, zu der alle Vorstandsmitglieder Beiträge lieferten.

Daneben wurden aber auch zahlreiche Einzelaufgaben der praktischen Heimatpflege erörtert. Die Ergebnisse dieser Besprechungen fanden ihren Niederschlag in einem ausgedehnten Schriftwechsel mit Staatsbehörden, kommunalen und kirchlichen Stellen, befreundeten Vereinen und Einzelpersonen. Der wichtigste Erfolg auf dem Gebiete der praktischen Heimatpflege im Jahre 1958 war die endgültige Freigabe des bisherigen Truppenübungsplatzes im Westharz für zivile Zwecke der Forstwirtschaft und den ungehinderten Wanderverkehr, um die wir uns 2 Jahre lang bemüht hatten.

Zur Gewinnung neuer Anregungen für künftige Studienfahrten besuchte der Vorstand am 28. März die Erzaufbereitung und den mittelalterlichen Lehrschatz des Rammelsberges bei Goslar, am 27. Juni Tagebauanlagen, Elektrizitätswerk, aufgeforstete Abraummhalden und eine neue Teichanlage im Abbaugebiet der Braunschweigischen Braunkohlenwerke und am 14. September die Porzellanmanufaktur Fürstenberg und die Orte Deensen, Ottenstein, Kemnade und Hehlen im ehemals braunschweigischen Weserkreise Holzminde. Bei diesen Fahrten im Kleinbus wurden manche wichtigen Verbindungen mit gewerblichen Betrieben und heimatkundlich interessierten Persönlichkeiten aufgenommen, die sich für die weitere Arbeit des Landesvereins gewiß als fruchtbar erweisen werden. Fl.

Neues heimatliches Schrifttum

Dreihundert Jahre Buchler
— die Unternehmen einer Familie 1651—1958.

Herausgegeben von Walther Buchler
(Buchler & Co., Braunschweig).

Im Jahre 1858 hat Hermann Buchler in Braunschweig die bekannte Chininfabrik gegründet. Das Jubiläum des hundertjährigen Bestehens hat Dr.-Ing. Walther Buchler zum Anlaß genommen, in vorzüglicher Aufmachung eine Festschrift herauszugeben, die nicht nur das Interesse eines Fachmannes sondern auch jedes Heimatfreundes erweckt.

Die Ausführungen des Verfassers stellen eine wertvolle Familien- und Wirtschaftsgeschichte dar. Dabei sind die gemeinverständliche Sprache sowie zahlreiche Illustrationen besonders zu loben. Außerdem erhöhen Tabellen und Nachweise den Wert des Buches im wissenschaftlichen Sinne.

Die Familie Buchler kann auf eine lange und weltweite Tradition von Unternehmern zurückblicken. Wir erfahren von Vorfahren in Süddeutschland, von Anfängen im Handwerk, einer Buchlerschen Weinhandelskompanie in Gerlachsheim, Augsburg, Frankfurt am Main und Amsterdam, von anderen Weinhandlungen, ja auch einer

Lederfabrik in Würzburg und Budapest, Unternehmen in Triest und London.

Im 19. Jahrhundert war es Hermann Buchler, der eine besonders erfolgreiche Initiative entfaltete. Er gründete in Braunschweig 1857 eine Zuckerraffinerie (—1880) sowie die noch bestehende Chininfabrik ein Jahr später. Außerdem gelang ihm in Westpreußen die Kultivierung von Gütern.

Fesselnd sind die Ausführungen über die Verwendungsmöglichkeiten des Chins. Ein Kapitel ist auch dem bekannten Dr. phil. Friedrich Giesel und der Radiumfabrikation gewidmet. Besonders wirkungsvoll ist die Schilderung der Zerstörungen im zweiten Weltkriege und des mühsamen Wiederaufbaues. Der Verfasser hat die von ihm übernommene Aufgabe vorbildlich gelöst.

H. M.

Karl Asal, Naturschutz und Rechtsprechung. 80 Seiten, Leinen, 8,50 DM. Goecke und Evers, Krefeld 1958.

In einer Zeit, in der die Technik immer größere Rechte in der freien Natur beansprucht und auch die Wirtschaft immer weitere, ja teilweise hemmungslose Ansprüche an die Natur und ihre Bodenschätze stellt, kommen den Bestrebungen der Naturschützer immer größere Bedeutung zu. Auf der Grundlage des Reichsnaturschutzgesetzes des Jahres 1935 bauen sich in der Bundesrepublik die Naturschutzbehörden und die Naturschutzstellen mit ihren Beauftragten auf. Nach dem neuen Grundgesetz steht heute dem Bunde nur noch die Aufgabe zu, Rahmenvorschriften über Naturschutz und Landschaftspflege zu erlassen. Deshalb sind heute die Länder die obersten Naturschutzbehörden. Die in dem neuen Verfassungswerke verankerte Eigentumsgarantie und die Rechtskontrolle der öffentlichen Verwaltung ergeben vielfache juristische Probleme. Aus dem Erfahrungsschatz vieljähriger Naturschutzarbeit gibt Prof. Dr. Asal dem Naturschützer vielseitige Hinweise, wie dieser seine Arbeit in Übereinstimmung mit der neuesten Rechtsprechung durchführen kann. Dem Richter bietet diese Sammlung die Möglichkeit, sich mit der Gedankenwelt der Naturschützer auseinanderzusetzen. Diese zusammenfassende Darstellung gibt allen Naturschützern und Juristen die Unterlagen, die sie in der Praxis benötigen. Sie ist aber auch für andere mit dem Naturschutz in Berührung kommende Kreise von Interesse.

Schri.

Fritz Hartweg, Die Schmetterlingsfauna des Landes Braunschweig

und seiner Umgebung einschließlich des Harzes, der Lüneburger Heide und des Sollings. Herausgegeben von der Forschungsanstalt für Landwirtschaft, Braunschweig-Völkenrode. Braunschweig 1958. (1. Aufl., Frankfurt 1930). Zu beziehen von der Forschungsanstalt für Landwirtschaft. 5,— DM.

Vielen Mitgliedern des Landesvereins ist Herr Oberverwaltungsgerichtsrat Dr. jur. Fritz Hartweg, der Bruder unseres ersten Vorsitzenden, gut bekannt. Wir haben ihn auf verschiedenen Veranstaltungen des Jubiläumsjahres begrüßen dürfen. Wer von uns weiß aber auch, daß dieser verdienstvolle Jurist der bedeutendste Schmetterlingskenner unserer Heimat ist? In vielen Jahrzehnten eines fleißigen und erfolgreichen Sammlerlebens hat Dr. Hartweg eine Sammlung zusammengetragen, die nicht nur die Begeisterung eines jeden Entomologen sondern auch das freudige Erstaunen des Naturfreundes hervorruft. Wer wie ich schon häufiger das Glück hatte, im Sammlungszimmer die Schränke mit ihren vielen Kästen zu sehen und den erklärenden Betrachtungen des gelehrten Besitzers lauschen zu dürfen, der ist beglückt, daß dieses reiche Wissen nun seinen Niederschlag in dieser Schmetterlingsfauna des Landes Braunschweig gefunden hat. Wir müssen dem Verfasser von Herzen dankbar sein, daß er in den Tagen seines wohlverdienten Ruhestandes die Zeit und die ungeheure Arbeitskraft gefunden hat, diese Fauna zu vollenden. Von 1962 Arten, davon 894 Großschmetterlinge und 1068 Kleinschmetterlingen, wird berichtet. Sorgfältig sind alle Fundstellen aufgezeichnet. Neben den eigenen durch lange fleißige Sammlertätigkeit erworbenen Kenntnissen finden auch die Beobachtungen und Sammlungen anderer Forscher und Sammler ihre Berücksichtigung. Mit großer Freude liest man unter den aufgeführten Gewährsmännern auch die Namen jüngerer Mitarbeiter. Ich gebe der Hoffnung Ausdruck, daß sie ihrer Wissenschaft treu bleiben, in die Fußstapfen ihres Meisters treten und ihm so später alle Ehre machen möchten. Wie überall in den biologischen Wissenschaften fehlen auch auf dem schönen Gebiet der Schmetterlingskunde gründliche Systematiker. Ich wünsche der Schrift eine weite Verbreitung, damit sie nicht nur wissenschaftlichen Instituten sondern auch den an der Welt der Schmetterlinge besonders interessierten Naturfreunden und den biologischen Arbeitsgemeinschaften der Schulen gute Dienste leisten möge.

Schri.

Seit Jahrzehnten in Stadt und Land bekannt für gediegenen Schmuck

Lehler

DER GOLDSCHMIED NEBEN DER HAUPTPOST

Eigene Werkstatt



Landgrebe Ruf 3 09 83

Reinigt · Färbt

Ihr Vorteil: einfach zur »einfachreinigung«
Filialen in allen Stadtteilen



Bernhard Mackels

HEIZUNG UND LÜFTUNG

BRAUNSCHWEIG · JASPERALLEE 4 · FERNRUF 21646/47

11.0 - 000

SUCHEN SIE GUTE ANLAGEWERTE?

Wir beraten Sie fachmännisch beim Kauf und Verkauf
von Wertpapieren
und erteilen Auskunft in allen Geldangelegenheiten

VEREINIGUNG BRAUNSCHWEIGISCHER BANKEN UND BANKIERS

COMMERZBANK

Aktiengesellschaft
Filiale Braunschweig

DEUTSCHE BANK

Aktiengesellschaft
Filiale Braunschweig

DRESDNER BANK

Aktiengesellschaft
in Braunschweig

GEBRÜDER LÖBBECKE & CO.

Braunschweig

BANK FÜR GEMEINWIRTSCHAFT

Aktiengesellschaft
Niederlassung Braunschweig

C. L. SEELIGER

Wolfenbüttel

Braunschweigische Heimat



1959

45. Jahrgang · Heft 2



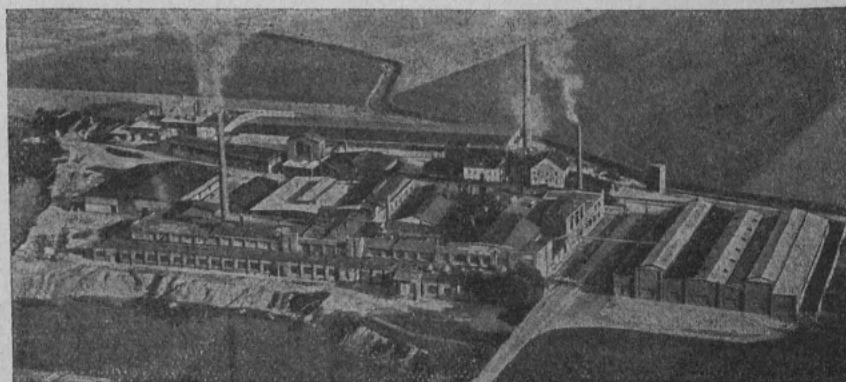
Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Waissenhaus Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Alte Namen für Feldabteilungen und Ackermaße in Ostfalen.	
Von Dr. Werner Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6	41
Wo lag das „castrum Scladheim“?	
Von Dr. Hans-Adolf Schultz, Braunschweig, Fuchsweg 11	48
Kleines Dorf am Rande großer Dinge.	
Von Dr. Hans Lindemann, Braunschweig, Celler Heerstraße 142	55
Wat säon unbedarften Dörpjunge in Sebbeltzüusen alles erliwet hät.	
Von Studienrat i. R. Otto Berge, Bad Gandersheim, Hildesheimer Straße 3	64
Aus der Heimatpflege:	
Dr. Werner Flehsig 25 Jahre Schriftleiter der „Braunschweigischen Heimat“	67
Ludwig Lüders †	69
Zum Gedenken an Rudolf Sievers	69
Neue Naturschutzmaßnahmen in den Landkreisen Helmstedt, Wolfenbüttel und Gandersheim	70
Neues heimatliches Schrifttum	71

Postscheck-Konto: Hannover Nr. 44065, Bankkonto: Brschw. Staatsbank Nr. 1273, Braunschweig



MARIENBERGER MOSAIKPLATTENFABRIK A.-G.

Keramische Werke für Wand- und Bodenfliesen

BROITZEM / BRAUNSCHWEIG

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag
Bezugspreis (-Mitgliedsbeitrag) 6,- DM · Postscheck-Konto: Hannover Nr. 440 65

45. Jahrgang

Juni 1959

Heft 2

Alte Namen für Feldabteilungen und Ackermaße in Ostfalen

von Werner Flechsig

Wer viel in deutschen Landen herumgekommen ist oder das landeskundliche Schrifttum gut kennt, wird wissen, daß die Benennungen für Feldabteilungen und Ackermaße von Landschaft zu Landschaft vielfach wechseln. Da solche Benennungen mit den alten Formen der Bewirtschaftung des Ackerlandes gewiß in recht frühe Zeiten zurückreichen, liegt es nahe, aus ihrer Verbreitung siedlungsgeschichtliche und stammeskundliche Rückschlüsse zu ziehen. Leider mangelt es jedoch bisher an großräumigen Untersuchungen über die Verbreitungsgebiete und Grenzen der einzelnen Namentypen und ihrer Bedeutungen. Wenn ich hier den Versuch mache, die für Ostfalen kennzeichnenden Benennungen herauszuarbeiten und zu begrenzen, so bin ich mir wohl dessen bewußt, daß manche Frage noch nicht endgültig beantwortet werden kann, solange der Flurnamenbestand in den an Ostfalen angrenzenden nieder- und mitteldeutschen Landschaften noch nicht in dem Maße erfaßt und durchforscht ist, wie glücklicherweise in großen Teilen des ostfälischen Raumes zwischen Mittelelbe und Oberweser, Südheide und Südharz.

1. Feld

Überall dort, wo in Ostfalen altes Bauernland nicht zu herrschaftlichen Großbetrieben zusammengefaßt war und noch nach den Regeln des Fruchtwechsels bewirtschaftet wurde, war die Gesamtheit des Ackerlandes früher in 3 Felder aufgeteilt. Hatte ein Dorf mehr als 3 Felder, so ist das ein untrügliches Zeichen dafür, daß die Gemarkung durch den Zuwachs von Feldern wüstgewordener Nachbardörfer über den ursprünglichen Umfang hinaus erweitert worden ist. Dreifelderwirtschaften gab es außer in Ostfalen auch in vielen anderen deutschen Landschaften. Ihre drei Hauptabteilungen wurden aber keineswegs überall als „Feld“ bezeichnet. Es kommen dafür auch Namen wie Esch, Flur, Zelge u. a. vor. „Feld“ bedeutete ursprünglich ja auch nicht Ackerland, sondern schlechthin eine waldfreie Fläche. In diesem Sinne diente das Wort während der Karolingerzeit als zweites Namensglied zur Benennung königlicher Forsthöfe auch in Ostfalen, wie *Astfeld*, *Bodenfelde*, *Bortfeld*, *Bursfelde*, *Dramfeld*, *Dransfeld*, *Ilfeld*, *Kalefeld*, *Lasfelde*, *Mollenfelde*, *Scharzfeld*, *Schmatzfeld*, *Sülfeld*, *Tudtfeld*, *Westfeld* und *Zellerfeld*. Da diese Siedlungen inmitten oder am Rande großer Wälder lagen und forstwirtschaftlichen Zwecken dienten, kann das Grundwort -feld gerade bei ihnen im Gegensatz zu den altbäuerlichen Siedlungen noch nicht dasselbe bedeutet haben,

was wir heute unter einem Felde verstehen. Einen Nachklang des ursprünglichen, allgemeineren Wortsinnes ‚waldfreie Fläche‘ bewahrt noch der Name „Steinfeld“ für das Schotterbett im Urstromtal der Oker zwischen Vienenburg und Schladen, das erst in der Neuzeit teilweise landwirtschaftlicher Nutzung erschlossen wurde.

„Feld“ als Abteilung der Ackerflur im Sinne der Dreifelderwirtschaft begegnet uns in Ostfalen, soweit ich feststellen konnte, eindeutig zuerst in einer Urkunde von 1319, wo Landbesitz bei Gr. Quenstedt im Kr. Halberstadt *„in dem ersten velde, — — — in dem anderen velde — — — in dem driddren velde — — —“* nachgewiesen wird¹⁾, sodann in einer als Kopie des 17. Jahrhunderts überlieferten Urkunde von 1356 über Lehnbesitz bei Timmern, Kr. Wolfenbüttel, wo *„dat ander veld“* und *„dat drüdde veld“* genannt werden²⁾. Die frühesten Belege für die später allgemein üblichen Bezeichnungen *„Sommerfeld“*, *„Winterfeld“* und *„Brakfeld“* (hochdeutsch: Brachfeld) fand ich in Urkunden über Pabstorf von 1489 und über Heudeber von 1494, beide im Kr. Halberstadt³⁾. In den Feldbeschreibungen und Flurkarten des 18. Jahrhunderts werden die drei Felder außer mit ihrem Gattungsnamen auch oft mit ihrem Flurnamen aufgeführt. Als Bestimmungswörter treten dabei niemals Personennamen zum Grundwort -feld, weil es sich ja nicht um geschlossenen Besitz eines Einzelnen handelte, sondern Namen für besondere Geländemerkmale auf dem Felde selbst oder in seiner nächsten Umgebung. Das zeigen Namen wie *Berg-*, *Wiesen-*, *Bruch-*, *Masch-*, *Teich-*, *Meer-*, *Stein-*, *Sand-*, *Rischen-*, *Diestel-*, *Strauch-*, *Busch-*, *Horst-*, *Holz-*, *Heid-*, *Birken-*, *Ähren-*, *Eschen-*, *Hainebüchen-*, *Mählen-*, *Hoppen-*, *Kohl-*, *Lerchen-*, *Silber-*, *Hütten-*, *Turm-*, *Kirchenfeld* u. a. m.

Nach Ausweis der eingesehenen Mundartwörterbücher und Flurnamenveröffentlichungen scheint „Feld“ in diesem ostfälischen Sinne als größte Abteilung des Ackerlandes bei der Dreifelderwirtschaft weder in Schleswig-Holstein⁴⁾, in der Bremer Gegend⁵⁾, in der Lüneburger Heide⁶⁾, in Westfalen⁷⁾ und Waldeck⁸⁾ noch in Kurhessen⁹⁾ und Thüringen¹⁰⁾ gebräuchlich gewesen zu sein. Auch Niekerken erwähnt es in seinem Buche über *„Das Feld und seine Bestellung im Niederdeutschen“* nicht in dieser Bedeutung¹¹⁾. Andererseits kannte man wohl in Ostfalen — von seinem Nordwestrande in den Kreisen Neustadt und Celle abgesehen — nicht das Wort *E s c h*, das in Westfalen, im Osnabrückischen, im Lüneburgischen und in Schleswig-Holstein etwa dem ostfälischen „Feld“ entsprach. Wo bei uns Flurnamen wie *„in den Esdien“* vorkommen, meinen sie zweifellos Eschenbäume¹²⁾, und selbst der vereinzelt nachweisbare Flurname *„Esd“* (m. oder s.) ist nach Ausweis der Örtlichkeit als ‚das Eschengehölz‘ zu erklären, gebildet wie Aik als ‚Eichengehölz‘ und Berk als ‚Birkengehölz‘. Die genaue Abgrenzung von Feld gegen Esch und andere sinngleiche Ausdrücke steht aber noch aus.

2. Wanne

Jedes Feld bestand in Ostfalen ursprünglich aus einer Anzahl von Wannen, an denen alle Bauernhöfe mit mehr oder weniger breiten Längsstreifen Anteil hatten. Durch diese Aufteilung war dafür Sorge getragen, daß kein Hof nur gutes oder nur schlechtes Land bewirtschaftete, sondern die verschiedenen Güteklassen des Bodens möglichst gleichmäßig an alle Bauern verteilt waren. Erst durch Erbgang, Verkauf und Tausch haben sich diese alten Verhältnisse im Laufe der Neuzeit zugunsten einer stärkeren Zusammenballung des Grundbesitzes mehr und mehr verwischt. Die sogenannte Gewanneinteilung der Ackerflur in der Drei-

felderwirtschaft findet sich nicht nur in Ostfalen, sondern auch in anderen deutschen Landschaften. Für die Unterabteilungen des Feldes war der Name Gewinn oder Gewende hauptsächlich in Mitteldeutschland gebräuchlich¹³⁾. In Ostfalen, wo die Vorsilbe ge- nach niederdeutscher Sprachgewohnheit im Mittelalter gemieden wurde, stand dafür das Wort Wanne, entstanden durch Angleichung des nd zu nn aus mittelniederdeutschem wande. In dieser Form ist es z. B. bezeugt 1399 für Göttingen¹⁴⁾, 1422 für Stötterlingenburg im Kr. Halberstadt¹⁵⁾ und 1444 für Gilzum im Kr. Wolfenbüttel¹⁶⁾. Noch heute ist Wanne als Name für Abteilungen des Ackerfeldes im größten Teile Ostfalens bekannt und dort, wo an Stelle von Flurnamen einzelne Lagen des Feldes farblos als 1., 2., 3., 4. Wanne usw. bezeichnet werden, sogar noch als Appellativum gebräuchlich. Im übrigen aber ist das Wort durch Hinzufügung kennzeichnender Eigenschaftswörter oder durch Zusammensetzung mit verschiedenartigen Bestimmungswörtern vielerorts zum Flurnamen geworden. So entstanden Bildungen wie *lange, kurze, krumme, lüttge, schiefe, spitze, blinde, verlornne, sore Wanne, Draierlings-, Fladis-, Kohl-, Kröppel-, Lehmkuhlen-, Lein-, Mittel-, Österlings-, Piepen-, Quer-, Sack-, Sölter-, Stieg-, Streit-, Sumpf-, Vogelbusch-, Winkelwanne* usw.

Nur ganz vereinzelt erscheinen auch Familiennamen als Bestimmungswörter, so *Bossen- und Wedemeyers Wanne*.

Eine Umfrage im Rahmen des 4. Mundartfragebogens des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum im Jahre 1954 erbrachte für Wanne als Feldabteilung Belege aus 365 Orten. Sie verteilen sich hauptsächlich auf die Kreise Helmstedt (35), Braunschweig (39), Wolfenbüttel (67), Stadt Salzgitter (21), Goslar (29), Peine (21), Hildesheim-Marienburg (43), Alfeld (11), Gandersheim (50), Holzminden (11), Einbeck (16) und Osterode (8). Durch Stichproben wurde das Wort ferner festgestellt in den Kreisen Halberstadt (Badersleben, Dardesheim, Dedeleben, Hessen, Ströbeck, Zilly), Oschersleben (Ohrsleben), Gifhorn (Dalldorf), Burgdorf (Immensen, Ilten) und Zellerfeld (Bad Grund, Lerbach, Lonau, Sieber). In Flurnamensammlungen fanden sich außerdem noch Belege für die Kreise Duderstadt, Göttingen, Northeim, Neustadt a. Rbg. (Cronsbohl, Luth, Mariensee)¹⁷⁾, Wanzleben (Gr. Germersleben, Gr. Ottersleben und Hohendodeleben)¹⁸⁾, Stadtkr. Magdeburg (M.-Neustadt)¹⁹⁾ und Wernigerode (Ilzenburg, Langeln, Minsleben, Reddeber, Schmatzfeld)²⁰⁾. Nach Vilmar¹²⁾ kennt man die Form Wanne auch im „sächsischen und „westfälischen“ Teile Nordhessens (Kr. Hofgeismar und Wolfhagen), desgleichen nach Preuß²²⁾ als Flurnamen im Lippischen und nach Bauer noch als Appellativum im Waldeckischen. Das Wort fehlt dagegen in den Mundartwörterbüchern für Westfalen, den Kr. Celle und Schleswig-Holstein. Aber selbst im nördlichen Ostfalen ist Wanne als Bezeichnung für Teile des Feldes gar nicht oder nur in einer abweichenden Bedeutung bekannt. Im Kr. Gifhorn wußten die Gewährsleute für Betzhorn, Böckelse, Hanksbüttel, Kästorf, Meinersen, Müden, Neudorf-Platendorf und Warmsen überhaupt keine Antwort auf die Frage nach einer alten Bezeichnung für größere Abteilungen der Feldmark, und aus Boitzenhagen, Leiferde, Westerbeck und Wilsche wurde statt Wanne „Koppel“ angegeben, aus Westerholz „Schlach“. Ähnlich steht es mit dem Nordteile des Kr. Peine. Dedenhausen, Eickenrode, Rüper, Wehnsen und Wipshausen wußten gar kein Wort anzugeben, Horst nur „Koppel“. In Abbensen, Alvesse, Edemissen und Eltze, Kr. Peine, sowie in Immensen, Kr. Burgdorf, versteht man

unter *Wanne* dasselbe wie *Ancwenne*, *Ancwennije* oder *Forrwenne*, also den Streifen an der Schmalseite eines Ackers, wo der Pflug wendet. Kl. Lafferde, Kr. Peine kennt sowohl diese Bedeutung wie die gemeinostfälische „alles Land zwischen zwei Wegen“.

Ist das Fehlen der *Wanne* im Nordteil Ostfalens nicht so verwunderlich, weil dieser ohnehin manche Sprachbeziehungen zum Nordniedersächsischen aufweist, so ist das Fehlen der *Wanne* im magdeburgischen Holzlande und seinen Randgebieten, die sonst so fest im ostfälischen Sprachverbände stehen, um so erstaunlicher. Dort tritt an die Stelle der *Wanne* nach Auskunft von A. Hansen in Eilsleben die *Breite*, über die noch zu sprechen sein wird. In der teilweise von Ostfalen aus besiedelten Altmark ist dagegen „*Wanne*“ wieder die allgemeine Bezeichnung für Abteilungen eines Feldes^{23a)}.

3. Kamp

In allen Teilen Ostfalens finden sich neben dem *Wannenland* und den *Breiten* auch *Kämp*. Mit dem Namen *K a m p* wurde ein mehr oder weniger großes Stück Rodeland bezeichnet, das nicht unter die Markgenossen aufgeteilt, sondern als geschlossener Block von einem Hofe aus beackert wurde. Da die mittelalterlichen Rodungen vornehmlich auf herrschaftlichem Boden erfolgten, kamen die *Kämp* zunächst meist in die Hand des Landesherrn, des Adels oder der Klöster und Kirchen. Soweit sie nicht Bestandteile großer Güter wurden, sondern weiter an Bauern verlehnt wurden, gingen sie später in bäuerliches Eigentum über und mehrten den Landanteil einzelner Höfe an der Feldmark. Daher kommt es, daß manche der mit *-kamp* als Grundwort gebildeten Flurnamen einen bäuerlichen Familiennamen als Bestimmungswort haben, wie z. B. *Dankers-*, *Dietrichs-*, *Fbelings-*, *Öhlers-*, *Telgenkamp* neben *Böttger-*, *Papen-*, *Köter-* und *Schaperkamp*.

4. Stücke

Ob die streifenförmigen Anteile der einzelnen Höfe an den *Wannen* früher mit einem besonderen Fachausdruck benannt worden sind, läßt sich weder aus den mittelalterlichen Quellen noch aus den Feldbeschreibungen der Generallandesvermessung im 18. Jahrhundert mit Sicherheit entnehmen. Nach Andrees Meinung hatte ursprünglich wohl jeder Hof von jeder Hufe seines Ackerlandes einen Morgen in jeder *Wanne*²⁴⁾. Demnach wäre „Morgen“ früher in Ostfalen nicht nur Ackermaß gewesen, sondern auch die Bezeichnung für die kleinste Einheit der Feldabteilungen bei der Dreifelderwirtschaft. Diese alten Verhältnisse haben sich aber im Laufe der Jahrhunderte stark verwischt. Durch die Erweiterung der Ackerflächen auf die zwischen den *Wannen* liegenden, vorher nicht beackerten Teile der Feldmark kamen zu dem alten Landbesitz der Höfe manche Ackerstücke von ungleichmäßiger Größe hinzu. Solche kleineren Teile des Restlandes scheint man „*Stücke*“ genannt zu haben. Um 1800 verstand man unter einem „*Ackerstück*“ in Ostfalen nach Gesenius²⁵⁾ einen zwei Ruten breiten Ackerstreifen von unbestimmter Länge. Als Flurname erscheint dieses Wort, meist in der Mehrzahlform „*Stücke*“, besonders häufig an der Mittelelbe. M. Bathe²⁶⁾ zählte 1936 in der Prov. Sachsen und im Lande Anhalt mehr als 4800 Belege für diesen Flurnamen, vorwiegend auf jüngem Rodeland. Im Gegensatz zum ostelbischen Jerichower Land und der Altmark, wo die „*Stücke*“ besonders gehäuft erscheinen, nimmt ihre Zahl nach Westen stark

ab. Auf dem Meßtischblatt Eilsleben, Kr. Haldensleben, liegen nach Bathe nur noch 4 „Stücke“. Ähnlich gering sind die Belegzahlen, die ich für das mittlere und westliche Ostfalen beibringen kann. Es sind 2 im gifhornischen Amtsbezirk Fallersleben (Heiligendorf, Sülfeld), je 3 in den Kreisen Wolfenbüttel (Ahlum, Apelnstedt, Bansleben), und Wernigerode (Reddeber, Schmatzfeld, Wasserleben), je 2 in den Kreisen Goslar (Dorstadt, Jerstedt) und Gandersheim (Hallensen, Naensen), 5 im Kr. Alfeld (Almstedt, Ohlenrode, Sellenstedt, Wöllersheim, Wrisbergholzen), je 1 in den Kr. Northeim (Hammenstedt) und Münden (Barlissen), keine in den Kr. Holzminden und Göttingen. Nur die Kr. Helmstedt und Braunschweig haben mit 23 und 9 Belegen einen etwas stärkeren Anteil an den „Stücken“, doch liegen diese bezeichnenderweise fast ausschließlich auf den geringwertigen Sandböden und mineralischen Naßböden.

5. Breite

Viel häufiger als „Stücke“ findet sich auch im mittleren und vor allem im westlichen Ostfalen das Wort „Breite“. Nach Gesenius²⁷⁾ verstand man unter diesem Namen (im Calenbergischen) ein in eins gepflügtes Ackerstück von 4 Ruten oder 2 Stücken Breite. Wahrscheinlich beziehen sich auf dieses Maß die zahlreichen Flurnamen mit -breite als Grundwort, die überall verstreut im westlichen Ostfalen anzutreffen sind, so in 38 Orten des Kr. Holzminden, in 10 Orten des Kr. Gandersheim, in 11 Orten des Kr. Northeim, in je 7 Orten der Kr. Alfeld und Göttingen und in 2 Orten des Kr. Münden. Im mittleren Ostfalen sind sie dagegen auffallend selten. Ich fand sie nur in 5 Orten des Kr. Wolfenbüttel (Berel, Kissenbrück, Nortenhof, Samleben, Schliestedt), in 3 Orten des Kr. Braunschweig (Destedt, Kl. Schöppenstedt, Lucklum) und in je 2 Orten des Stadtkr. Salzgitter (Gr. Mahner, Steterburg) und des Landkr. Goslar (Ostharingen, Vienenburg), gar nicht in den bisher erforschten Gemarkungen des Amtes Fallersleben. Ganz anders der Kr. Helmstedt. Dort kommt die Breite in 26 Gemarkungen vor, und zwar verteilt über alle Amtsbezirke, hauptsächlich allerdings bei solchen Orten, wo sich Rittergüter und Domänen befinden. Im Kr. Wernigerode hat sogar jeder Ort mehrere Breiten.

Damit schließen sich diese beiden Kreise an das magdeburgische Holzland und seine östlichen und südlichen Nachbargebiete an, wo nach A. Hansen in Eilsleben Braie nicht als ein verhältnismäßig schmaler Ackerstreifen von 4 Ruten Breite, sondern als Bezeichnung für größere Abteilungen der Feldmark gebraucht wird, also der mittel- und westostfälischen Wanne entspricht. Von Barneberg im Kr. Haldensleben wissen wir, daß eine Breite 32 Morgen 42 Ruten groß war. Ob im Kr. Helmstedt, wo die Wanne überall noch gut bekannt ist, beide Wörter als sinn- gleich miteinander in Wettbewerb traten oder ob dort „Breite“ noch im calenbergischen Sinne galt, läßt sich erst durch eingehendere Sonderuntersuchungen der Örtlichkeit klären. Ebenso muß es ungewiß bleiben, ob die mittelalterlichen Bezeugungen des Wortes brede in Ostfalen eine Breite im calenbergischen oder im magdeburgischen Sinne meinen. Anscheinend zuerst wird eine brede 1356 bei der Wüstung Runstedt zwischen Kl. Quenstedt und dem Huy im Kr. Halberstadt erwähnt, noch früher allerdings die Verkleinerungsform bredeken 1319 bei Gr. Quenstedt im gleichen Kreise²⁸⁾. 1409 erscheinen die Flurnamen Bukesbreide, Haselbreide und Steinbreide bei Nörten, Kr. Northeim, 1594 eine Sültebecks Breiden, Muirenbreide und Brinkens Breide bei Göttingen²⁹⁾.

6. Morgen

Das gewöhnlichste und wichtigste Flächenmaß für Ackerland, Wiesen und Waldland war in Ostfalen bis zur Einführung der neuzeitlichen Rechnung nach Hektar und Ar der Morgen. Bald nach dem Übergang der Urkundensprache vom Lateinischen zum Niederdeutschen erscheint hier bei Angaben über Landbesitz als Zählereinheit an Stelle des lateinischen iugerum das niederdeutsche Wort morg(h)en. So heißt es 1316 im Degedingebuch der Braunschweiger Altstadt „*en kamp van achte morghenen bi deme Altvælde unde vif morghene de schetet uppe de garden twischen sinte Peters dore unde deme Hoen dore*“³²⁾. Im 14. Jahrhundert finden wir ähnliche Beurkundungen des Wortes auch aus dem Hildesheimischen und Halberstädtischen. Allerdings verstand man später und wohl schon im Mittelalter unter einem Morgen durchaus nicht überall in Ostfalen eine gleich große Fläche. Nach Gesenius³³⁾ bestand um 1800 der Morgen in den Fürstentümern Wolfenbüttel, Calenberg und Lüneburg sowie im Fürstbistum Hildesheim zwar einheitlich aus 120 Quadratruten, deren jede 16 Fuß maß. Da aber der wolfenbüttelsche und der calenbergische Fuß verschieden lang waren, ergaben sich für 120 Ruten doch schon beträchtliche Unterschiede. Nach den Angaben in Meyers Konversationslexikon kamen auf den braunschweigischen Morgen 2501,58 qm, auf den hannöverschen aber 2621,02 qm, also rund 120 qm mehr. Noch stärker wichen vom wolfenbüttelschen Maß nach Gesenius ab, der Morgen im Fürstentum Blankenburg mit 90 bis 140 Quadratruten, in den Fürstentümern Göttingen und Grubenhagen mit 90 bis 100, in der Grafschaft Hohnstein am Südharz bei Walkenried mit 160 und im Magdeburgischen mit 180. Auch in anderen deutschen Landschaften, wo das Ackerland nach Morgen gemessen wurde, gab es keine Einheitlichkeit in der Größenordnung.

Nach dem Deutschen Wörterbuch war „Morgen“ als Ackermaß hauptsächlich in Nord- und Mitteldeutschland gebräuchlich. Wir wissen auch von einem rheinischen, einem hessisch-darmstädtischen und hessisch-nassauischen, einem bremschen, hamburgischen, mecklenburgischen und preußischen Morgen, doch stehen genauere Angaben über Geltungsbereich und Verbreitungsgrenzen noch aus. Im Oldenburgischen herrschte an Stelle des Morgens das Ackermaß Juk oder Jück, in großen Teilen Schleswig-Holsteins die Tonne oder Tunne, in Mecklenburg-Strelitz wie in Obersachsen Scheffel-Aussaat. Nicht als Ackermaß gebucht ist „Morgen“ im Altmärkischen Wörterbuch³⁴⁾, im Westfälischen Wörterbuch³⁵⁾, im Kurhessischen Idiotikon³⁶⁾, im Thüringischen Sprachschatz³⁷⁾ und im Obersächsischen Wörterbuch³⁸⁾. Er findet sich dagegen im Wörterbuch des Dorfes Hahlen, Kr. Minden³⁹⁾, im Wörterbuch der Soester Börde⁴⁰⁾, wo die weibliche Form „*ne muorgen*“ bezeugt ist, und im Waldecker Wörterbuch⁴¹⁾, nach dessen Angaben im Waldeckischen früher der calenbergische, seit 1850 der preußische (magdeburgische) Morgen galt. Die weibliche Form *morge* kannte man übrigens vor 100 Jahren nach Schambach⁴²⁾ auch in Göttingen-Grubenhagen, und sie ist als altostfälisch ausgewiesen durch die schon erwähnte Urkunde für Timmern, Kr. Wolfenbüttel von 1356, in der die Formen „*eine Morgen*“ und „*ein Morgen*“ abwechseln. In den Feldbeschreibungen und Flurkarten des 18. Jahrhunderts begegnen uns nur noch männliche Flurnamen mit -morgen als Grundwort. Solche Flurnamen sind über den größten Teil Ostfalens verbreitet und sind entweder mit Eigenschaftswörtern verbunden, wie *grote, lüttje, lange, krumme, schöne, rote, faule, kahle*,

scharfe Morgen, oder mit einem Zahlwort (*Neunmorgenkamp, Auf den 15 Morgen, die 40 Morgen*) oder mit einem Hauptwort, das die Bodenart, die Nutzungsart oder sonstige Merkwürdigkeiten des Geländes und seiner Umgebung kennzeichnet, wie *Bruch-, Klei-, Dreck-, Rohr-, Holz-, Wasser-, Schnecken-, Hunde-, Katzen-, Luchten-, Glocken-, Hunger-, Kirchen-, Kammermorgen* usw.

Unter den veröffentlichten Flurnamen der Kreise Celle und Neustadt, des Lipper Landes und der Grafschaft Ravensberg fehlen derartige Bildungen völlig, so daß man glauben möchte, dort sei Morgen als Ackermaß nicht üblich gewesen. Nach dem bisherigen Befunde sieht es so aus, als ob das ostfälische Morgen-Gebiet über Südwestfalen (Waldeck, Soest) mit dem rheinisch-niederländischen Morgengebiet zusammenhängt. Zur Unterweser bei Bremen, zum Hamburger Gebiet und zu den schleswig-holsteinischen Marschen, wo ebenfalls nach Morgen gemessen wurde⁴³), bestand anscheinend von Ostfalen aus keine wortgeographische Verbindung. Obwohl gerade aus der Bremer und Hamburger Gegend sehr frühe mittelalterliche Belege für Morgen als Ackermaß vorliegen (1139 „IV morgā terrae“, 1250 „iugera que vulgo morgen dicuntur“)⁴⁴), scheint er dort nicht von altersher bodenständig zu sein. Es ist doch auffällig, daß er gerade dort vorkommt, wo sich niederländische Kolonisten angesiedelt haben und auch sonst im mundartlichen Wortschatz wie in den Flurnamen manche niederländischen Sprachreste nachzuweisen sind⁴⁵). Die Landmessung nach Morgen könnte also sehr wohl von Niederländern dorthin mitgebracht sein.

Im nächsten Hefte werde ich das Flurnamenwort „Acker“ und die für die Wortgeographie besonders aufschlußreichen ostfälischen Ackermäße Vorling, Drone und Gartling behandeln und zusammenfassend darlegen, was aus der Verbreitung der ostfälischen Namen für Feldabteilungen und Ackermäße an siedlungsgeschichtlichen und stammeskundlichen Erkenntnissen zu gewinnen ist.

(Schluß folgt)

1) Urkundenbuch des Hochstifts Halberstadt, herausg. v. G. Schmidt, Bd. 3, Nr. 2012.

2) Stadtarchiv Braunschweig, Edikte XXII b folio 507, mitgeteilt von O. Habne in seiner handschriftlichen Chronik von Timmern.

3) Urkundenbuch des Klosters Ilseburg, hrsg. v. E. Jacobs, Bd. 2, Nr. 409 und Nr. 430.

4) Otto Mensing, Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch, 5 Bände 1925/35.

5) Bremisches Wörterbuch, 6 Bände, 1767/71 und 1869.

6) Eduard Kück, Lüneburger Wörterbuch, Bd. I. 1942.

7) a) Friedrich Woeste, Wörterbuch der westfälischen Mundart, 2. Aufl. bearbeitet von E. Nörrenberg, 1930.

b) Hermann Schmoeckel und Andreas Blesken, Wörterbuch der Soester Börde, 1952.

8) Karl Bauer, Waldeckisches Wörterbuch, hrsg. v. H. Collitz, 1902.

9) A. F. C. Vilmar, Idiotikon von Kurhessen, 1868. — Fritz Hofmann, Niedersächsisches Wörterbuch, zusammengestellt auf Grund der Mundart von Oberellenbach, Kr. Rotenburg, 1926.

10) L. Hertel, Thüringer Sprachschatz, 1895.

11) Walter Niekerken, Das Feld und seine Bestellung im Niederdeutschen, Hamburg 1925; hier S. 59.

12) Werner Fiedsig, Baum und Strauch in ostfälischen Flurnamen (in: Jahrbuch 1951 der Naturwarte Braunschweig-Riddagshausen S. 67—75).

13) Stichwort „wenden“ bei Vilmar a.a.O. wie 9); hier S. 448. — Stichwort „Gewende“ bei Hofmann a.a.O. wie 10), S. 106; — Luise Gerbing, Die Flurnamen des Herzogt. Gotha u. die Forstnamen des Thür. Waldes, 1910.

14) Urkundenbuch der Stadt Göttingen, Bd. I, Nr. 300.

15) Urkundenbuch des Klosters Stötterlingenburg, hrsg. v. C. v. Schmidt-Phiseldeck 1874; hier Nr. 191.

16) Die Vicedominatsrechnungen des Domstifts St. Blasii zu Braunschweig 1299—1450, hrsg. v. H. Goetting und H. Kleinau 1958; hier S. 378, Z. 20.

17) Kurt Heckscher, Die Volkskunde des Kr. Neustadt am Rübenberge, 1930; hier S. 279.

18) Werner Burghardt, Die Flurnamen des Stadtkr. Magdeburg und des Landkr. Wanzleben (ungedruckte Dissertation Halle 1958).

19) a.a.O. wie 18.

20) Walter Grosse, Geschichte der Stadt und Grafschaft Wernigerode in ihren Forst-, Flur- und Straßennamen, 1929; hier S. 59 (Endelwanne), 67 (Grasewanne), 102 (lüttge Wanne), 135 (Steinwanne), 145 (Wanne).

- 21) a.a.O. wie 9); hier S. 448.
 22) Otto Preuß, Die Lippischen Flurnamen. 1893; hier S. 154.
 23) a.a.O. wie 8); hier S. 111.
 23a) K. Lehmann und W. Schmidt, Die Altmark und ihre Bewohner. Bd. 1. 1911.
 24) Richard Andree, Braunschweiger Volkskunde. 2. Aufl. 1901. S. 146.
 25) Carl Gesenius, Das Meierrecht mit vorzüglicher Hinsicht auf den Wolfenbüttelschen Theil des Herzogthums Braunschweig-Lüneburg. Bd. 2, Wolfenbüttel 1803; hier S. 37.
 26) Max Bathe, Die Herkunft der Siedler in den Landen Jerichow. Halle 1932; hier S. 109 ff.
 27) a.a.O. wie 25).
 28) a.a.O. wie 1); hier Nr. 2012.
 29) Zeitschrift „Die Spinnstube“, 3. Jahrg., Göttingen 1926; hier S. 319 und 463.
 30) a.a.O. wie 25); hier S. 31.
 31) Georg Schambach, Wörterbuch der niederdeutschen Mundart in den Fürstenthümern Göttingen und Grubenhagen 1858; hier S. 270.
 32) Urkundenbuch der Stadt Braunschweig, hrsg. v. L. Hanselmann. Bd. 2, Braunschweig 1900; hier S. 437, Z. 24 f.
 33) a.a.O. wie 25); hier S. 32—34.
 34) Joh. Friedr. Danneil, Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart. 1859.
 35) a.a.O. wie 7). -- 36) a.a.O. wie 9). -- 37) a.a.O. wie 10).
 38) Karl Müller-Fraureuth, Wörterbuch der obersächsischen und erzgebirgischen Mundarten. 2 Bde. 1911.
 39) Chr. Frederking, Wörterbuch des Dorfes Hahlen b. Minden.
 40) a.a.O. wie 7b); hier Sp. 189. — 41) a.a.O. wie 8); hier S. 160. — 42) a.a.O. wie 31); hier S. 138. — 43) a.a.O. wie 4); hier Bd. 3, Sp. 674.
 44) a.a.O. wie 11); hier S. 73 f. (Stichwort „Morden“).
 45) Hermann Teuchert, Die Sprachreste der niederländ. Siedlungen im 12. Jahrh. Neumünster 1944; S. 194.

Wo lag das „castrum Scladheim“?

Eine Streitfrage im Lichte der Untersuchungen 1958/1959
 in Schladen (Landkreis Goslar)

(Fortsetzung *)

von H. A. S c h u l t z

II. Untersuchung an der evangelischen Kirche

Träger: Gemeindeverwaltung Schladen

Eigentümer: Kirchgemeinde Schladen (Pastor Wiesner)

Wissenschaftliche Leitung: Dr. Schultz (Landesmuseum Braunschweig)

Vermessung: Dr. Schultz (Landesmuseum Braunschweig)

Helfer: E. Schmidt, Braunschweig, Lessingplatz 3; P. Hübner, Schladen

Datum: 26. Januar 1959.

Bei einer Begehung des alten Dorfteiles und bei einer Betrachtung des Dorfgrundrisses Schladen mit Eintragung der alten Wegeverhältnisse zeichnete sich deutlich in der Mittellage eine sicherlich natürlich gebildete Höhe im Mittelpunkt als Kern der Gesamtanlage ab. Sie liegt nicht unmittelbar unter der Kirche, sondern nordwestlich von dieser, etwa in dem Bereiche des alten „Sellhofes“. Eine Bearbeitung der Geschichte dieses Hofes würde sehr wesentlich sein, da heute nur noch sehr schwer seine alten Umrisse zu erkennen sind.

*) In Heft 1/1959 unserer „Braunschweigischen Heimat“ wurden die Untersuchungen auf den inneren Abschnitten des Domänenhofes mit ihren Ergebnissen erläutert, die im September und Oktober 1958 erzielt werden konnten. Wir werden unseren Mitgliedern gern weitere Kenntnis von dem Forschungsstande dieser hochinteressanten Frage in kurzen Berichten vermitteln.

Zur Klärung der einleitend angeschnittenen Fragen ist es auch notwendig, einmal im Dorfe selbst an diesen sich durch Straßenverhältnisse abzeichnenden Punkten Untersuchungen anzustellen.

Als erste wurde die Kirhhöhe in ihrer Grundfläche vermessen und dann das Gebiet der Kirche näher beachtet.

Betrachtet man die Kirche in ihrem heutigen Zustande, so erkennt man einen im Grundriß quadratischen Turm, dessen Westseite völlig erneuert ist, dessen Nord- und Südseiten aber sehr auffällige Unterschiede in Bauart und Gestein zeigen. Man ist durchaus geneigt, diese Unterschiede als Kennzeichen verschiedener Bauzeiten — vielleicht sehr früher Zeiten — zu deuten. Die Mauerstärke dieses im Erdgeschoß massiv errichteten Turmes beträgt an den Nord-, West- und Südseiten 1,75 m und an der Ostseite, der Begrenzungsmauer nach dem Kirchenschiff zu, sogar 2,00 m. Auch diese großen Mauerstärken könnten für ein mittelalterliches Alter sprechen.

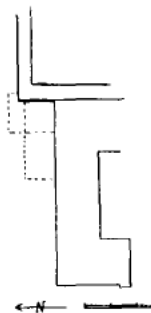
Betrachtet man hierzu das Kirchenschiff, so deuten die langen hochrechteckig gehaltenen Fenster schon auf eine junge Zeit. Das Schiff ist an der Nord- und Südseite 1,50 m gegenüber dem Turm nach außen herausgerückt. Der an der Nordseite des Schiffes angesetzte Treppenturmvorbau mit der anschließenden Heizung scheidet für jede Betrachtung aus.

In den Ecken zwischen dem Schiff und dem Turm ist weiterhin zu erkennen, daß beide nicht in einem Verbande, sondern daß sie getrennt voneinander vermutlich auch zu verschiedenen Zeiten errichtet worden sind. Da die Südseite durch Kabelanlagen gestört worden ist, erschien die Ecke an der Nordseite zwischen Turm und Schiff geeignet, erste Untersuchungen zu beginnen. Es galt zunächst folgende Fragen zu klären: Wie ist der Schichtverband dieser natürlich gebildeten Höhe beschaffen? Welche Bauteile der Kirche sind die ältesten? Können diese evtl. mit frühmittelalterlichen Anlagen (s. Einleitung Frage 3) in Beziehung gebracht werden? Liegt hier die in der Urkunde von 1110 erwähnte Kirche vor?

Die Untersuchung dieser Stelle erfolgte nicht wie bisher durch Anlegen von Schnitten, sondern durch Aufdecken, d. h. durch flächenhaftes Abtragen einzelner Schichten in horizontaler Lage. Auch mußte diese Fläche noch während der Untersuchung einmal nach Süden erweitert werden (s. Planskizze).

Diese Abdeckung mußte bis in eine Tiefe von 1,90 m unter dem jetzigen Bodenniveau durchgeführt werden. Erst hier stieß man auf den gewachsenen Boden, auf gelbbraunen Lehm. Bestattungen in ursprünglicher Lage fanden sich nicht. Wohl lagen menschliche Knochen an einer Stelle bündelweise zusammen, d. h. sie waren schon bei früheren Ausschachtungen vielleicht auch an anderen Stellen herausgenommen und hier wieder vergraben.

Eine auffällige Tatsache war zunächst, daß der mit so starken Mauern ausgestattete Turm nur bis 1,20 m unter die jetzige Oberfläche hinabreicht. In 0,40 m Tiefe zeigt er noch einen nach außen gehenden 0,50 m breiten Absatz. Dies bedeutet, daß die untere Fundamentmauer dieses Turmes eine Gesamtstärke von 2,25 m besitzt. Die Mauerung war in ihrer Art völlig einheitlich, in ihrer Gestein-



Planzeichnung

zusammensetzung recht unterschiedlich. Der Schichtverband, der noch unter diesem Fundament bis zum gewachsenen Boden sehr gut zu erkennen war, zeigte neben humösen Erdschichten sehr viele Einsprengsel von Kalk- und Mörtelstücken. Es war kein einheitlich gewachsener, sondern ein stark mit Bauschutt, Holzkohle und Knochen durchsetzter Boden, vermutlich eine nach einer Zerstörung eingeebnete ältere Oberfläche.

Diese Befunde im Turmunterbau zeigten eindeutig, daß der so alt erscheinende Turm keineswegs zu älteren Bauten in Beziehung gebracht werden

kann. Ein Blick in die Kirchenbücher erweist, daß er erst 1823 wohl diese „alte Form“ erhalten hat. Damit scheidet er für eine weitere Untersuchung aus.

Ein wesentlich anderes Bild zeigte die Kurzseite des Schiffes. Die heutige Bodenniveaugrenze verläuft fast gleich mit der Grenzschicht im Aufbau des Schiffes. Es scheiden sich hier sorgfältig aufgesetzte Fundamentschichten von sehr schlechten Aufbauschichten, die als Unterbau für das Fachwerk errichtet worden sind.



Blick auf das freigelegte Fundament
der Kurzseite des Kirchenschiffes.

Dieser Steinbau geht bis auf den gewachsenen Boden in 1,90 m Tiefe hinunter. Drei Bauphasen können unterschieden werden: Eine obere (0,50 m stark) besteht aus unordentlich vermörtelten Gesteinen verschiedener Art. Das Gesteinsmaterial rührt wahrscheinlich von einem älteren, abgerissenen Bau her. Sie könnte 1710 bei dem Aufbau des Kirchenschiffes gebaut sein. Eine zweite Schicht bestehend aus zwei übereinanderliegenden Bänken, bestehend aus behauenen größeren Steinen. Auch diese zweite Bauphase weist keine Anzeichen

eines höheren Alters auf. Sie sind vielleicht, ebenfalls 1710 einerseits als Abdeckung älterer, brüchiger Gesteinsoberflächen, andererseits als Unterlage für den Unterbau des Fachwerkes gedacht gewesen.

Von sehr großer Bedeutung ist die dritte Schicht, die unterste. Sie weist eine Höhe von 1,05 m im Profil auf und besteht aus schräggestellten — keineswegs abgerutschten oder als Reste ehemaliger Bauten schuttartig liegengelassenen — vier Schichten aus Sandstein ohne jede Mörtelverbindung. Platten sind nebeneinander schräg hochkantig verkeilt worden. Entstandene Hohlräume waren mit Lehm und Sand aufgefüllt (vgl. Abb.). Einen ähnlichen Befund ergab — es sei

hier zum Vergleich herangezogen, die Untersuchung in der St.-Jakobs-Kirche zu Braunschweig ¹⁾). Auch dort fanden sich bei dem untersten Kapellenbau diese auffällig schräggestellten Fundamentschichten.

Weiterhin ist wichtig zu erwähnen, daß bei der Abdeckung der Schichten eine Reihe von Scherben gefunden wurden. Bei den zwei obersten Bauphasen lagen blau-graue Scherben, z. T. von Gropen mit gotischen Randprofilen. In 1,60 m Tiefe fand sich ein sehr dicker Scherben, herrührend von einem wahrscheinlich frühmittelalterlichen Gefäß. Die zeitliche Ansetzung ist sehr schwer, da die Keramik des 9., 10. und 11. Jahrhunderts leider noch nicht einwandfrei unterschieden werden kann. Vergleiche mit Scherbenfunden von St. Jakob, Braunschweig, und St. Ludgeri, Helmstedt ²⁾), deuten an, daß dieser Scherben wohl in das 11., vielleicht sogar in das 10. Jahrhundert einzusetzen ist.

So enttäuschend das Ergebnis bei der Untersuchung des Turmunterbaues war, so aufschlußreich war es an dieser Nordwestecke des Schiffes. Ohne Frage liegt in der 3. — untersten — Bauschicht ein sehr altes Mauerwerk vor, das bis, dem Scherbenfunde nach, ins 11. Jahrhundert zurückzuverfolgen ist. Es ist deshalb durchaus wahrscheinlich, daß es ein letztes Bruchstück der 1110 in der Urkunde erwähnten Kirche ist.

Eine Betrachtung der Ergebnisse aus den Untersuchungen 1958 und 1959 stellt die unbedingte Forderung, diese Untersuchungen fortzuführen. Sowohl auf dem Domänenhof als auf der Kirchhöhe sind Bauten des 11. Jahrhunderts nachgewiesen. Sie entsprechen völlig den Angaben in der Urkunde von 1110. Das weitere Ziel der Grabungen muß sein, noch in die davor liegenden Jahrhunderte vorzudringen, um die Frage der Lage der curtis zu klären, um wichtige alte Straßenverhältnisse zu lösen, um abschließend wichtige Beziehungen zu klären, die sowohl für die Geschichte der curtis und des castrum Scladheim, als für die Werla-Forschung von höchster Bedeutung sind.

III. Untersuchung an der „Orangerie“.

Träger der Untersuchung: Gemeindeverwaltung Schladen (Gemeindedirektor Adolf Reinecke)

Domänenpächter: Georg von Kaufmann, Schladen

Wissenschaftliche Leitung: Dr. H. A. Schultz, Landesmuseum Braunschweig

Vermessung: Dr. H. A. Schultz, Landesmuseum Braunschweig

Arbeiter und Helfer der Gemeindeverwaltung: Wilhelm Vorlop, Schladen, Harzstr. 7; Hermann und Joh. Wieries, Schladen, Bismarckstr. 6

Dauer der Arbeiten: 6. bis 8. April 1959.

Nach der Aufdeckung der alten, zeitlich sehr gut zu unterscheidenden Fundamentmauern des „castrum Scladheim“ auf der Innenfläche des Domänenhofes (siehe Heft 1, 1959) ergaben sich weitere Fragen:

¹⁾ Schultz, H. A. u. Stelzer, O., St. Jacob, die Pfarrkirche einer Kaufmannssiedlung des 9. bis 10. Jh. in Braunschweig. Ergebnisse der Ausgrabung von 1954. In: Braunschweigisches Jahrbuch 1955, Bd. 36, S. 5—24.

²⁾ Schultz, H. A., Die Doppelkapelle bei St. Ludgeri zu Helmstedt — ein karolingischer Bau? Ergebnisse der Grabungen 1955. In: Braunschweigisches Jahrbuch 1956, Bd. 37, S. 5—19. Mit 7 Plänen und 8 Abb.

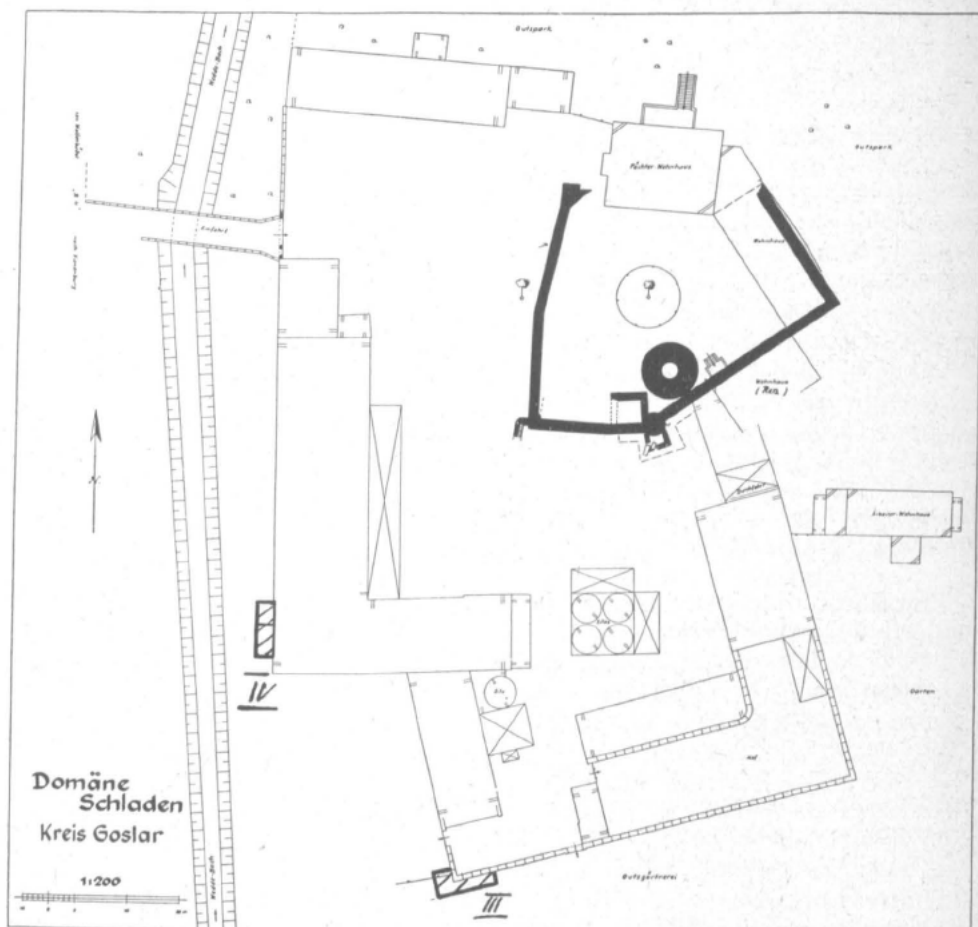


Abb. 1 Lageplan

Grundriß des Domänengeländes mit Eintragung der 1958 aufgefundenen mittelalterlichen Burgmauern (■) und der beiden in diesem Artikel behandelten Untersuchungsstellen (III am ehemaligen „Orangerie“gebäude, IV am Kuhstall)

In welchem zeitlichen und topographischen Verhältnis stehen die südlich angrenzenden, noch erkennbaren Mauern z. B. am sogen. „Orangeriegebäude“ — zu den Bauten des castrum?

Lassen die Bodenprofile Erkenntnisse über den ehemaligen Verlauf des Burggrabens zur Zeit des castrum und zur Zeit der Erweiterungsbauten des 16. Jahrhunderts zu?

Wo und wie war der ursprüngliche Verlauf der Wedde, jenes für die Burg so bedeutungsvollen Baches?

Der nur noch zum Teil erhaltene Aufbau des „Orangeriegebäudes“ zeigte überirdisch eindeutige Kennzeichen der Renaissancezeit. Auch entsprach er in

Mauerstärke (1,20 m), Vermörtelung (Kalkmörtel mit sehr viel Quarzsandmagerung) und Gesteinszusammensetzung (sorgfältig bearbeitete Kalksteine, vermutlich vom Fallstein) den Bauten auf Abschnitt I der Untersuchung (s. Br. H. 1/1959, S. 5), die ebenfalls für die Renaissancezeit angesetzt werden konnten.

Zur Aufdeckung einer Fläche, d. h. für die Untersuchung der unteren Fundamentmauern dieses „Orangeriegebäudes“, die keineswegs mit den Aufbauten gleichaltrig zu sein brauchten, wurde bewußt die südwestliche Ecke genommen (s. Lageplan). Schicht für Schicht wurde horizontal abgehoben, bis in 2,70 m Tiefe der gewachsene Boden — gelb-brauner Schwemmsand (genau wie im inneren Domänenhof) — erreicht war.

Die Gesteinsaufmauerung zeigte bis in die Tiefe ein einheitliches Gefüge. In 0,77 m Tiefe trat ein erster etwa 0,08 m breiter, nach außen verlaufender Absatz auf, in 0,93 m Tiefe folgte ein etwas breiterer (0,20 m) Absatz. Diese „Trep-pung“ ist nichts außergewöhnliches; sie ist vor allem kein zeitliches Merkmal, da sie sich bei Bauten aller Zeitstufen im Lande Braunschweig findet. Auch darf die etwas schlechtere Anordnung der untersten Gesteinsschichten keineswegs als Hinweis auf ein höheres Alter angesehen werden. Es ist eine ständig beobachtete Tatsache, daß die untersten Schichten weniger sorgfältig aufgesetzt worden sind.

Wesentlich aufschlußreicher waren die Bodenschichten, die sich in ungestörter Lage neben den Fundamentmauern fanden (s. Profil). In den obersten 0,93 m zeigten sich keine Unterschiede im Schichtverband, da bis hier humöse Lagen vorherrschten. Erst bei der Oberseite des zweiten breiteren Absatzes traten einwandfreie Schichtunterschiede auf. Drei Brandschuttschichten folgten einander mit verschieden starken Zwischenschichten — in 0,20 m die oberste Brandschuttschicht mit starken Ziegel-, Gesteins- und Holzeinschlüssen; in 0,60 m Tiefe die zweite Brandschuttschicht mit sehr vielen im Brande gewesenen Gesteinsstücken, schwarz und rötlich gefärbt; in 1,08 m Tiefe eine unterste, damit erste Brandschuttschicht mit sehr vielen Schieferresten.

Um diese Brandschuttschichten in ein Verhältnis zu den auf der Innenfläche aufgefundenen vier Brandschuttschichten setzen zu können, mußten die Schuttschichten an dieser „Orangerie“ weiter aufgedeckt und geschnitten werden. Die bisherigen Befunde mit den Gesteins- und Schiefereinschlüssen besagten zunächst noch nichts.

Die Ergebnisse, die nun bei der weiteren Freilegung gewonnen wurden, gestatteten sehr schnell die erwünschte zeitliche Festlegung. Schon in der obersten Brandschuttschicht fanden sich Kacheln und Scherben von Gefäßen, die dem 16. Jahrhundert zuzurechnen sind. Damit entsprach diese Schicht sehr genau der

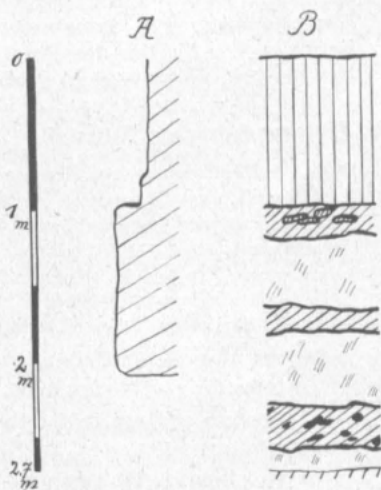


Abb. 2

A — die Absatzmauerung, im Querschnitt gesehen

B — Profil der Bodenschichten

drittuntersten (3.) Schicht (14. - 16. Jh.), die zum erstenmal in dem Profil an der Nordostseite der Gebäudemauer an der Innenfläche und dann an allen anderen Stellen nachgewiesen werden konnte. Ferner zeigte sich, daß die an der „Orangerie“ angetroffene unterste Brandschuttschicht sich deutlich unter der Fundamentmauer des Orangeriegebäudes hindurchzog, d. h. daß diese Mauern bereits auf eine erste Brandschuttschicht aufgebaut worden sind.

Damit ist erwiesen:

Die untersten Fundamentmauern des „Orangeriegebäudes“ gehören nicht der 1. Bauzeit an, die wir für das — nach bisherigem Forschungsstande — 11. Jahrhundert annehmen müssen (Br. H. 1/1959, S. 14).

Es ist zu vermuten, daß

diese untersuchten Mauern auch nicht der zweiten Bauzeit angehören, die auf der Innenfläche zu erkennen war. Sie liegen zwischen der 2. und 3. Bauzeit, die sich zeitlich noch nicht festlegen läßt.

Vermutlich werden bei diesen Erweiterungsbauten in dem Wirtschaftshof noch andere Gesichtspunkte beachtet werden müssen, die vielleicht zur weiteren Festlegung der Hauptbauzeiten der Burg Schladen wesentlich beitragen.

Läßt sich durch diese Erkenntnisse eine Beantwortung der eingangs gestellten zweiten und dritten Frage ermöglichen? Ja, aber mit negativem Ergebnis.

Die in den Profilen angeschnittenen Bodenschichten zeigten, daß diese Bauten auf Schwemmsand aufgerichtet worden sind. Anzeichen für einen Verlauf des Burggrabens oder der Wedde fanden sich nicht.

Dieser Befund bestätigt die Ansicht, daß der Burggraben zur 1. Bauzeit dicht um den Burgkern herum angelegt war, wie es die Profile in den Untersuchungen des Abschnitts I zeigten. Eine Erweiterung, d. h. ein Einschluß des Wirtschaftshofes in den Burggraben wird vermutlich erst im 16. Jh. erfolgt sein. Der Burggraben erhielt damals die Bedeutung eines Umflutgrabens, der sich noch heute in den Resten des Polenteiches und in den Senken östlich und nordöstlich des Bürogebäudes zu erkennen gibt.

IV. Untersuchung am Kuhstall

Träger der Untersuchung: Gemeindeverw. Schladen (Gemeindedirektor Adolf Reinecke)

Domänenpächter: Georg von Kaufmann, Schladen

Wissenschaftliche Leitung: Dr. H. A. Schultz, Landesmuseum Braunschweig

Vermessung: Stadt-Oberinspektor J. Schmidt, Sa.-Lebenstedt

Arbeiter und Helfer der Gemeindeverwaltung: Wilhelm Vorlop, Schladen, Harzstr. 7;

Hermann Wieries, Schladen, Bismarckstr. 6; Klaus Gartzmann, Schladen, Damm

Dauer der Arbeiten: 3. bis 7. April 1959.

Es waren dieselben Gründe, wie an der „Orangerie“, die zur Durchführung dieser Untersuchung führten:

Liegen unter dem jetzt stehenden Kuhstall noch ältere Mauerschichten im Fundament und

in welchem zeitlichen und topographischen Verhältnis stehen sie zu den auf der Burg- jetzt Domänen-Innenfläche 1958 aufgedeckten Mauern des „castrum Scladheim“?

Läßt sich hier ein Verlauf des Burggrabens ermitteln?

Wieweit dehnte sich das Bett der alten Wedde aus?

Nach Aufmessung und gründlicher Kenntnisnahme des Geländes mit dem künstlich verlegten Wedde-Lauf wurde eine Stelle an der Westseite des Kuhstalles für die Untersuchung ausgesucht (s. Lageplan). Eine Fläche von 2,10 m zu 4,20 m wurde horizontal bis in eine Tiefe von 2,95 m abgetragen.

Die Westseite des Kuhstalles reichte ohne Absatzmauerung ebenfalls bis in diese Tiefe. Trennfugen späterer Zu- oder Umbauten ließen sich nicht ermitteln. Vorwiegend war Kalk- und Rogengestein verwendet worden.

Die Profile der Seitenwände zeigten einheitlich ab 0,85 m eine grau-schwarze Verfärbung, die sich ohne erkennbare Unterscheidung bis auf eine kiesige Sandschicht in 2,95 m Tiefe verfolgen ließ. Aus ihr sickerte ständig Wasser. Sie war ohne Zweifel ein muddenartiger Absatz des Wedde-Baches.

Trotz des dauernden Wasserzulaufes konnte für die Westseite des Kuhstalles folgendes Ergebnis ermittelt werden:

In einem sehr sumpfigen Gebiet der Wedde waren die Bauten des Kuhstalles einheitlich ohne Absätze am Unterbau aufgeführt. Beweise, daß sie zu den ersten Bauzeiten des castrum gehören könnten, fanden sich nicht. Da sie in gleicher Art wie die Aufbauten sind, liegt eher die Vermutung nahe, daß es Bauten der gründlichen Umgestaltung des 16. Jahrhunderts sind.

Da sich innerhalb der Mudde-Ablagerungen keine Spuren der Brandschuttschichten fanden, die geradezu als Leitlinien in allen anderen angeschnittenen Flächen auftraten, konnten leider keine Folgerungen gezogen werden, die als Beantwortung der gestellten Fragen angesehen werden könnten.

Einige aus verschiedenen Tiefen der schwarz-grauen Muddeschicht geborgene Gefäßreste und Eisengegenstände gehören frühestens dem 18. Jahrhundert an.

Zur Zeit des „castrum Scladheim“ wird diese Stelle eine sumpfige Fläche gewesen sein, die vielleicht einen Teil des Vorfeldes des engeren Burggrabens gebildet hat. Offen bleibt nach wie vor die Frage nach dem früheren Lauf des Weddebaches.

Kleines Dorf am Rande großer Dinge

Zum 150. Jahrestag des Gefechts bei Olper am 1. August 1809

von H a n s L i n d e m a n n

Wer vom Petritor in Braunschweig aus dem Vorort Olper zustrebt, entdeckt zur Rechten in der Nähe des ehemaligen Dorfrandes das Friedrich-Wilhelm-Denkmal; es trägt die Aufschrift:

HIER FOCHT HERZOG FRIEDRICH WILHELM MIT SEINER SCHAR
AM 1. AUGUST 1809.

Mit der 150. Wiederkehr dieses Tages verlohnt es sich, die Erinnerung an heimatgeschichtliche Vorgänge während der Franzosenzeit wachzurufen, die z. T. nur noch den älteren Braunschweigern bekannt sind. Aus der Sicht des Olperischen Dorfchronisten möge sie wieder lebendig werden!

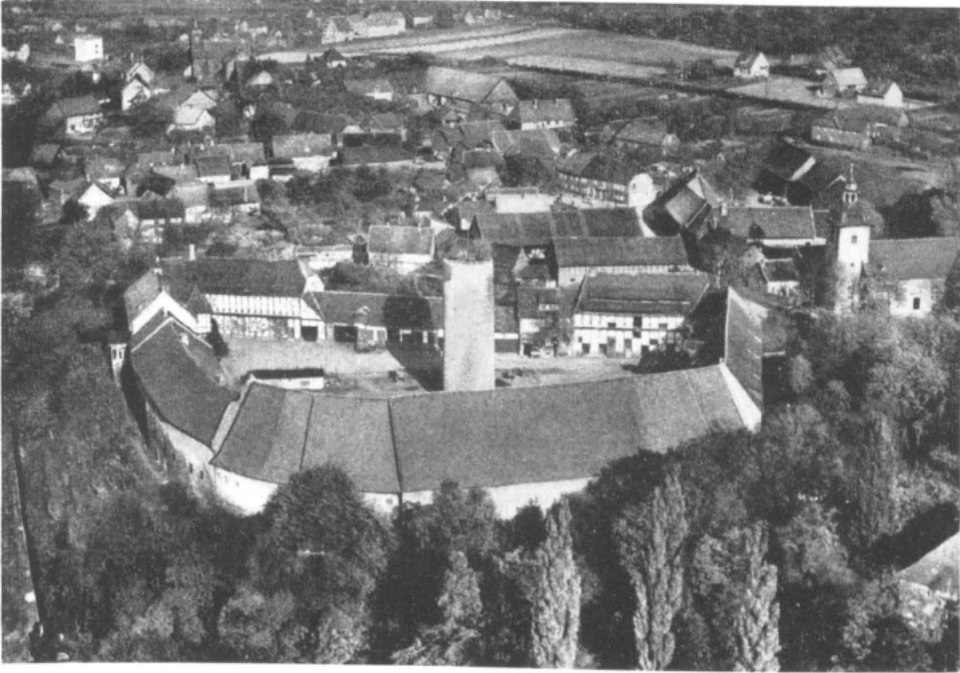
Der verhängnisvolle Ausgang der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt am 14. Oktober 1806 entschied das Schicksal des Landes Braunschweig während der napoleonischen Herrschaft. Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, der unglückliche Feldherr des preußischen Heeres, wurde tödlich verwundet vom Schlachtfeld

getragen. Sein Sohn Friedrich Wilhelm wurde durch Napoleons Machtspruch des Landes verwiesen. Die braunschweigische Bevölkerung verfolgte das Los ihres Fürstenhauses mit herzlicher Anteilnahme. In dem naiven Bewußtsein des Volkes, besonders des Landvolkes, lebte Herzog Karl Wilhelm Ferdinand als ein gütiger Landesvater weiter. Rings um die Stadt herum gab es nicht wenige kleine Leute, die sich seines Zuspruchs hatten erfreuen dürfen. Auch die Bauern in Ölper hatten



Das Oppermannsche Haus in Ölper, in dem Herzog Friedrich Wilhelm Einkehr hielt.
Bleistiftzeichnung von A. Linn aus dem Jahre 1869 (im Besitz des Städtischen Museums Braunschweig).

Gelegenheit gehabt, sich von dem Herzog, der häufig mit seinen beiden Söhnen über ihre Feldmark zu reiten pflegte, beraten zu lassen, u. a. auch über den damals noch weniger bekannten Anbau von Zichorien. Kein Wunder, daß sie nach der Katastrophe von 1806 ihre demütige Anhänglichkeit auf Friedrich Wilhelm, den rechtmäßigen Thronerben, übertrugen! Dynastisches Selbstgefühl, angeborener Tatendrang und Abenteuerlust ließen diesen länderslosen Fürsten nicht ruhen; mit zäher Hartnäckigkeit hielt er an dem Gedanken fest, das Erbe seiner Väter mit den Waffen in der Hand dem Weltherrscher zu entreißen und darüber hinaus vielleicht ganz Norddeutschland zu befreien. Verkleidet und unter falschem Namen erschien der Heimatlose mehrfach in Braunschweig, wo er sich im Weißen Roß bei dem Gastwirt Conrad Stäffe mit seinen politischen Freunden beriet. Nur mit Mühe entging er einmal dem Zugriff der westfälischen Polizei. Er fand Unterschlupf bei Heinrich Oppermann in Ölper, dessen bäuerliches Anwesen an der heutigen Kirchbergstraße lag. „Da trat eines Abends“ — so berichtet dessen Sohn Johann Heinrich Oppermann¹⁾ — „ein verummter Mann bei uns ein, der mit aufgeregter Stimme dem ganzen Hause einen guten Abend bot und festen Schrittes mit den Worten: „Ich wünsche Herrn Oppermann einen Augenblick allein zu sprechen“ auf meinen Vater zuing. Sobald mein Vater den Ton



Die Vienenburg im Kr. Goslar, erbaut im Jahre 1305

Aufn. der Deutschen Luftbild K. G., Hamburg



Innenhof der Vienenburg,
jetzt Domäne,
mit dem Pächterwohnhaus
aus dem 17. / 18. Jahr-
hundert, Erkervorbau des
19. Jahrhunderts.

Aufn. Rieger

Tafel II





Tafel II oben:

Liebenburg, Kr. Goslar: Domänenhof. Auf der linken Bildseite vorn das Pächterhaus des 18./19. Jahrh., anschließend das Verwalterhaus mit Fachwerkaufbau des 17./18. Jahrh. auf älterem Bruchsteinsockel; auf der rechten Bildseite das ehemalige Brauhaus mit Fachwerk von 1706.

Tafel II unten:

Nordseite des Brauhauses der Domäne Liebenburg; Ostteil (rechts) von 1686, Westteil (links) von 1706.

Aufn. Dr. Schultz (2)

Tafel III oben:

Bündheim, Kr. Wolfenbüttel: Ehemaliges herzogliches Amtshaus, von Herzog Julius im 16. Jahrhundert bei Verlegung des Amtes von der verfallenden Harzburg ins Tal nach Bündheim erbaut, nach Zerstörung im 30jährigen Kriege durch Herzog August d. J. und dessen Söhne neu aufgeführt, jetziger Zustand von 1685.

Aufn. Verlag Carl Friedrich Fangmeier, Bad Harzburg, Ansichtskarte Nr. BH 23.

Tafel III unten:

Liebenburg, Kr. Goslar: Südseite des Brauhauses von 1686.

Aufn. Dr. Schultz





Liebenburg, Kr. Goslar:
Ehemaliges fürst-bischöfliches Bergschloß
mit Schloßkapelle, 1750—1760 nahe der
verfallenen mittelalterlichen Levenborch
erbaut, jetzt Amtsgericht.

Aufn. Dr. Schultz (2)



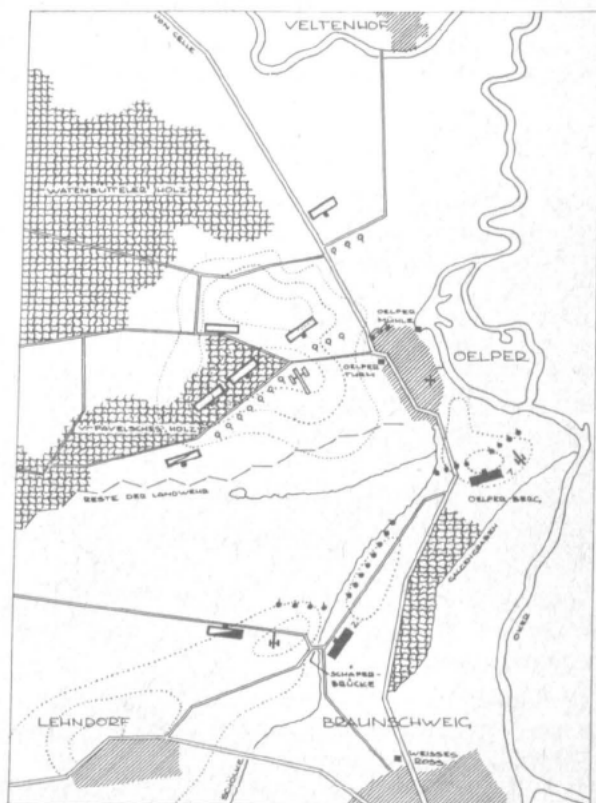
Von der alten Levenborch, die der Hildesheimer Bischof Siegfried II. als Trutzburg gegen die welfischen Herzöge um 1300 auf dem Berge über dem Dorfe Lewe (jetzt Liebenburg) erbaute, steht heute nur noch der Bergfried.

dieser Stimme hörte, behandelte er den Fremden mit der größten Ehrerbietung, führte ihn in ein anderes Zimmer und schloß sich mit ihm ein.“ In den Morgenstunden brachte der ortskundige Bauer seinen hohen Gast auf heimlichen Wegen in Sicherheit.

Am 1. August des folgenden Jahres 1809, kurz vor dem Gefecht bei Ölper, sah Oppermann den Herzog auf seinem Hofe wieder. Was war inzwischen geschehen? Friedrich Wilhelm hatte in Schlesien seine bekannte „Schwarze Schar“ gebildet. Ihr Einsatz in Österreichs Waffengang mit Frankreich war nach der Schlacht bei Wagram illusorisch geworden. Mit 100 Offizieren und 2000 Mann strebte nun der „Schwarze Herzog“ nach Norden. Nach sieben Marschtagen betrat er bei Hessen braunschweigischen Boden. Am Abend des 31. Juli rückte er auf der Wolfenbütteler Straße bei Fackeln und Windlichtern in die Stadt seiner Väter ein. Nur kurze Zeit verweilte er in den leeren, verlassenen Räumen des Schlosses, dann teilte er mit seinen Truppen das Nachtlager am Petritor. Zwar hatte er sich mit seinem Einzuge in den Besitz seines Erbes gesetzt; doch befand er sich in einer verzweifelten Lage. An eine wirkliche Volkserhebung war nicht zu denken. Was bedeuteten schon 200 Freiwillige, die in Braunschweig zu seinen Fahnen eilten! Inzwischen rückte General Gratien mit 3000 Mann von Erfurt her über Halberstadt heran, und vorausgeschickte Husarenpatrouillen stellten bei Ohof an der Celler Heerstraße die Vortruppen eines 5000 Mann starken feindlichen Korps unter General Rewbell fest. Als Major Korfes empfahl, diesen Gegner vor den Toren der Stadt entgegenzutreten und sich so den Weg nach Norden zu bahnen, standen dem Dorfe Ölper schwere Stunden bevor.





Gegen Mittag des 1. August erschien Friedrich Wilhelm, von zwei Scharfschützen begleitet, auf dem Hofe der Ölper Mühle und ersuchte den damaligen Müllermeister Könnecke, ihn auf den Boden des Wohnhauses zu führen, von wo die Okerwiesen bis nach Veltenhof zu übersehen waren. Danach befahl der Herzog dem Müller, sofort das Hoftor zu schließen und möglichst stark zu verbarrikadieren. Sodann ritt er durch das Dorf nach dem Ölper Turm, wo er sich, neben dem Schlagbaum haltend, ein Glas Wein reichen ließ. Ein zeitgenössisches, kleines Gemälde, das neulich im Landesmuseum für Geschichte und Volkskunde gezeigt wurde, hat diese Situation festgehalten. In die Stellungen, die der Herzog in der Mittagszeit erkundet hatte, rückte um zwei Uhr nachmittags das Gros der Schwarzen Schar. Kapitän von Rabel besetzte mit zwei Kompagnien die Nordspitze des Dorfes. Dagegen standen südlich des Dorfes auf dem Ölper Berge drei Kompagnien des 1. Bataillons mit zwei Geschützen, durch die Okerniederung auf dem rechten Flügel abgesichert. Eine lange Schützenkette erstreckte sich vom Ölper Berge längs der Schölke zwischen Hecken und Hopfenpflanzungen bis zur Schäferbrücke. Hier sicherten den linken Flügel die beiden anderen Geschütze, das 2. Infanteriebataillon und etwas vorgeschoben das Husarenregiment.

Die ersten Schüsse wurden bald nach drei Uhr zwischen einer Feldwache am Nordrande des Ölper Holzes und feindlichen Kürassieren gewechselt, die das Watenbütteler Holz passiert hatten. Bald danach besetzte westfälische Infanterie den Ölper Wald. Kapitän von Rabel bekam jetzt den Befehl, das Dorf zu räumen. Rewbell nutzte diesen unerwarteten Vorteil aus und führte einen großen Teil der Infanterie durch den Ort vor. Als er aber gegen acht Uhr abends zum Angriff gegen den Ölper Berg antrat, wies ihn Korfes mit Kartätschen zurück. Die zurück-



Plan zum Gefecht bei Ölper am 1. August 1809

Aufstellung der Braunschweiger

-  1. bzw. 2. Infanteriebataillon
-  Husarenregiment
-  2 Geschütze
-  Scharfschützenkompanie

Entwicklung der Westfalen

-  Infanterie
-  Kürassierregiment
-  Scharfschützen
-  7 Geschütze

0 500 1000
METER

weichenden westfälischen Linien suchten hinter den Häusern des Ortes Schutz. Diesen Augenblick benutzte der Herzog zu einem Gegenstoß auf das Dorf. Der Angriff geriet jedoch ins Stocken, als dem Fürsten das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde. Er bestieg ein anderes, und der Ansturm ging weiter, bis am Dorfeingang den tapferen Kapitän Rabel die Todeskugel traf. Mit der Leiche ihres Führers wichen die Schwarzen in ihre alte Stellung zurück. Einen ebenso wechselvollen Verlauf nahm das Gefecht auf dem linken Flügel. Auf dem geräumigen Anger sprengten die Braunschweiger Husaren den westfälischen Kürassieren entgegen, warfen sie zurück und riefen selbst unter der feindlichen Infanterie Unordnung hervor; doch nutzten sie ihren Erfolg nicht aus. Wechselvoll verlief auch das Feuerduell zwischen den beiden braunschweigischen Geschützen und der sieben Kanonen starken westfälischen Artillerie, die an der Ostspitze des Ölper Holzes aufgefahren war. Mit Eintritt der Dunkelheit zog sich der ganze linke Flügel der Braunschweiger zurück. Auch der Herzog entschloß sich gegen neun Uhr abends zum Rückzug, da sich die Bataillone des feindlichen rechten Flügels mehr und mehr der Celler Heerstraße näherten und seine Stellung auf dem Ölper Berge bedrohten.

Eine unparteiische Betrachtung kann das geschilderte Gefecht kaum als einen Sieg des Herzogs anerkennen. Aller menschlichen Berechnung nach mußte es das

Schicksal des Schwarzen Korps besiegeln; denn schon am nächsten Tage konnte es durch Gratien und Rewbell von zwei Seiten angegriffen werden. Um so überraschender war am folgenden Morgen die Kunde, Rewbell habe sich zurückgezogen und die Oker bei Groß Schwülper überschritten. Verschiedene Beweggründe mochten ihn veranlassen, vorerst die Verbindung mit Gratien aufzunehmen. Er traute wohl seinen eigenen Truppen nicht recht, unter denen sich auch braunschweigische Landeskinder befanden. Vor allem aber überschätzte er die Stärke seines Gegners. Die zahlreichen Bürger und Bauern, die als Zuschauer dem Gefecht beiwohnten, konnten in ihrer meist dunklen Kleidung leicht für braunschweigische Soldaten gehalten werden oder den Anschein erwecken, als ob sich das Volk aus Stadt und Land empört habe. Rewbells fehlerhafte Operation gab am nächsten Tage dem Herzog den Weg nach der rettenden See frei, wo englische Schiffe seine Schar aufnehmen sollten²⁾.

Am 1. August 1809 verbrachten die Ortsbewohner von Ölper angstvolle Stunden. Viele waren ins Freie geeilt, als vor Beginn der Kampfhandlungen Friedrich Wilhelm mit den Seinen auf dem Ölper Berge das Eschenburg'sche Kirchenlied „Dir trau ich, Gott, und wanke nicht“ anstimmte. „Wir entblößten die Häupter und nahmen von ferne theil an dieser Andacht. Da stand er, der geliebte Fürst, da sahen wir ihn, den tapferen Mann, kräftig, Trotz gegen seine Feinde im Auge, demuthsvoll sich beugend vor Gott...“³⁾. Willig fügten sich die Ölper-schen den Anweisungen des Herzogs, als er sich gleich nach dem Gottesdienst am nördlichen Dorfrande freies Schussfeld verschaffen wollte. Die dann einsetzenden Kämpfe zogen manche Höfe und Häuser in Mitleidenschaft. Es kam sogar zu einem erbitterten Straßenkampf, als Leutnant Grüttemann, einst Buchhalter auf dem Packhof, bei dem Versuch der Rückeroberung des Ortes mit 50 bis 60 Mann über die Schölkebrücke vorgestürmt war. Währenddessen hielten sich die Dorfbewohner in der Kirche, wohin sie z. T. ihre Habseligkeiten geschafft hatten, in ihren Wohnhäusern und Scheunen, ja auch hinter den Wällen der ehemaligen Landwehr versteckt. Heinrich Oppermann beobachtete vom Pfarrhausboden zusammen mit Pastor Müller das Gefecht. Sein Bericht darüber entbehrt nicht einer gewissen Komik. „Wir hatten noch nicht lange zugesehen, da kam eine Kanonenkugel gegen das Dach geflogen, daß die Ziegel auf dem Boden umherprasselten. Nicht ohne Angst eilten wir die Treppe hinunter; Pastor Müller hatte sich in der Hast in eine auf dem Boden angebrachte Zeugleine verwickelt und fiel so heftig nieder, daß ich einige Augenblicke glaubte, er sei von einer Kugel getroffen, bis ich ihn bald hinter mir herkommen hörte.“ Episoden mancherlei Art wußten noch vor einigen Jahrzehnten ältere Dorfbewohner den Berichten ihrer Großeltern, die den 1. August 1809 miterlebt hatten, nachzuerzählen. Danach statteten die westfälischen Soldaten den Wurstekammern ihre Besuche ab; die Bauern hatten das Nachsehen, wenn ihre Räucherschinken, auf Bajonette gespießt, davongetragen wurden. Nach einem Verzeichnis, das später die Gemeinde Ölper vorlegte, hatten 13 Häuser Kriegsschäden aufzuweisen. Größere Verheerungen wurden allerdings auf den Äckern, wo die Ernte noch nicht geborgen war, angerichtet; dem Dorf wurde dafür im Jahre 1814 eine Entschädigung von 1859 Thalern gezahlt. Der Ortsgeistliche wurde für 1½ Kühlen „vernichtete Runkelrüben“ mit 7½ Thalern entschädigt.

Am Tage nach dem Gefecht begruben die Ölper-schen auf ihren Äckern die Gefallenen, soweit sie von der kämpfenden Truppe nicht mitgenommen waren.

Das Schwarze Korps hatte neben 62 Verwundeten an Gefallenen 2 Offiziere und 22 Mann zu beklagen; nach den braunschweigischen Quellen hatte die Gegenseite weit höhere Verluste. Es war zumeist deutsches Blut, das auf beiden Seiten der unglückseligen staatlichen Zerrissenheit jener Jahre geopfert wurde!

Allmählich ebbte die Erregung der Dorfbewohner ab. Allerdings mußten sie in den frühen Morgenstunden des 2. August den Leuten des Herzogs viele Wagen zur Verfügung stellen. Hunderte von Fahrzeugen ermöglichten in der nächsten Zeit dem Zuge der Schwarzen tägliche Marschleistungen von 50 Kilometern. Am 3. August durchzog Rewbell mit seiner Division abermals das Dorf, um sich dem Herzog an die Fersen zu heften; er hatte am Abend zuvor über die Augusttorbrücke die Landeshauptstadt erreicht. Einen Monat später hatte Ölper hohen französischen Besuch; König Jérôme von Westfalen ließ sich das Schlachtfeld zeigen. Bis in die Befreiungskriege hinein erlebte Ölper zusammen mit dem Lande Braunschweig noch manche Heeresdurchzüge und damit verbunden zahlreiche wirtschaftliche Belastungen. Vieh- und Kornabgaben waren an der Tagesordnung. Die Gemeinderechnungen aus den Jahren 1813 bis 1815, die der Ortsvorsteher Johann Christoph Oppermann aufstellte, geben einen aufschlußreichen Einblick in die Zeitverhältnisse; in ihnen steht u. a. zu lesen:

<i>An den Herrn Kaufmann Krause für Hafern, welchen die französische Cavallerie erhalten, so in Ölper in Quartier war</i>	455 Th.
<i>Für 2 Ackerwagen, welche nach Magdeburg zur Kriegsfuhr geschickt und nicht wiedergekommen sind, ist an die gewesenen Eigenthümer derselben dafür gezahlt</i>	80 Th.
<i>Für 2 Kühe, so für die französische Einquartierung hieselbst geschlachtet, wurden bezahlt</i>	48 Th.
<i>Für 1/2 und 1/4 Faß Bier, so die französische Einquartierung erhalten</i>	11 Th.
<i>An den Großkothsassen Andreas Mayer hieselbst Einquartierungsgeld für einen französischen Officier für ein Monat bezahlt</i>	20 Th.
<i>An den Großköther Julius Oppermann Einquartierungsgeld für 60 Mann russische Cavallerie auf eine Nacht bezahlt</i>	12 Th.

Nicht weniger groß waren damals für die Dorfbevölkerung die seelischen Nöte. Unter fremder Polizeiaufsicht wurden — nach Oppermanns Bericht — die Menschen zu „finsternen, verschlossenen, schweisgsamen Kopfhängern, die einander nur scheu und mißtrauisch anzublicken wagten.“ Mancher junge Mann erhielt die Einberufung zum westfälischen, d. h. französischen Heeresdienst; auch Heinrich Oppermann geriet in diese Lage. „Wie fürchterlich war mir der Gedanke, im nächsten Jahr Soldat zu werden, vielleicht als Westphälinger gegen ihn (den Herzog) kämpfen zu müssen.“ Kaum eingezogen, desertierte er. Er hielt sich seitdem wie auch mehrere andere Altersgenossen aus Ölper in Kammern und Scheunen versteckt.

Mit der gleichen Heimlichkeit handelten die patriotisch gesinnten Bauern, als sie im angeblichen Auftrag des in England lebenden Herzogs sich bereit fanden, einen geheimen Waffentransport von Hannoversch-Münden nach Wolfenbüttel zu bringen. Draußen auf dem Acker und daheim hinter verhängten Fenstern besprachen sie ihr Unternehmen. Sie stellten dafür zwei vierspännige Wagen und 900 Thaler zur Verfügung, ein Zeugnis wahrhaft opferfreudiger Gesinnung! Verurteilt wurden sie in Kassel vor ein Kriegsgericht gestellt. Der Vater von Heinrich Oppermann wurde 1812 zusammen mit einem gewissen Hagen zum Tode verurteilt und erschossen, mehrere andere, darunter auch Heinrich Oppermann, erhielten Zuchthausstrafen. Zu den aus Kassel eintreffenden Hiobsbotschaften ge-

sellte sich im gleichen Jahre die Sorge um die nach Rußland marschierenden Orts-
genossen; drei von ihnen kehrten nicht zurück.

Um so freudiger war die Stimmung in Ölper, als 1813 der Schwarze Herzog,
von Vechelde kommend, unter Böllerschüssen und Glockengeläut seinen Einzug
in die angestammte Residenz hielt. Zuvor drängte es ihn, die Stätte wiederzu-
sehen, wo er 1809 gekämpft hatte. Vor dem Ort hatten auf der Celler Heerstraße
eine neu gebildete Husarenabteilung und das Korps der Bürgergarde zu Pferde
Aufstellung genommen. Das Dorf selbst war mit Tannenbäumen geschmückt, und
vor jedem Hof stand eine Familie im Sonntagsstaat, dem Herzog freudig zu-
winkend. Damals überreichte die Gemeinde Ölper „dem hochgefeierten, heiß-
geliebten Fürsten in der heiligsten Rührung und mit der tiefsten Unterthänigkeit“
ein Gedicht, dessen erste Strophen folgendermaßen lauten:

*Wir waren Dein, im finstern Unglücksjahr!
Als Deutschland starb, und ach! — mit Deutschlands Leben
Der beste Fürst auch war dahin gegeben.
Ach! als sein Volk der Knechtschaft Fessel trug,
Warst Du's, dem seines Volkes Herz nur schlug,
Auf den es sah, der seine Hoffnung war.
Wir waren Dein, im finstern Unglücksjahr!
Wir waren Dein, am Tage der Gefahr!
Als, rings um unsers Dorfes stille Hütten,
Mit deutscher Kraft die Heldenschaar gestritten;
Du warst ihr Haupt! Die feigen Sklaven flohn!
„Er hat gesiegt, des Theuren Herzogs Sohn!“
So jauchzten wir mit Deiner Heldenschaar.
Wir waren Dein am Tage der Gefahr!
Wir waren Dein, im grausen Sturm der Zeit!
Als fern von uns, in engen Todesbanden,
Sie, die Dich liebten, kein Erbarmen fanden;
Als Greis, und Weib und Kind, in bangem Gram
Vergebens weinten. — Ach! kein Retter kam!
Wir harrten Dein! und trugen still das Leid.
Wir waren Dein, im grausen Sturm der Zeit!*

Diese schwärmerische Verehrung Friedrich Wilhelms durch die einfache braun-
schweigische Bevölkerung war von Dauer, obwohl der Herzog mit der beschleu-
nigten Aufstellung eines für die Größe des Landes beachtlichen Truppenkorps
seinen Untertanen ein großes Opfer zumutete. Nach seinem Tode auf dem Schlach-
telfeld von Quatrebras priesen die Braunschweiger Friedrich Wilhelm als ihren
„Heldenherzog“. Besonders die Erinnerungsfeiern an der alten Kampfstätte vor
Ölper gaben dieser Begeisterung Ausdruck. Das Lied des Schneidermeisters Chr.
Fr. Krämer „Hoch lebe Friedrich Wilhelm, hoch!“, das schon im August 1809
gedichtet wurde, klang bei solchen Anlässen immer wieder auf.

Am 15. Oktober 1843 wurde auf dem Ölper Berge das eingangs erwähnte Denk-
mal, eine Pyramide auf würfelförmigem Sockel, in Anwesenheit sämtlicher braun-
schweigischen Truppeneinheiten eingeweiht. Generalmajor v. Norman nannte es
in seiner Festrede „einen Ehrenstein der braunschweigischen Geschichte, in den
Stunden der Gefahr dem Soldaten und Bürger ein Panier für hohe Taten und
treueste Pflichterfüllung“. Im Mittelpunkt der 50-Jahrfeier im Jahre 1859 stand
die Predigt des redegewaltigen Hof- und Dompredigers Thiele. Er sprach in einem
Feldgottesdienst auf dem Ölper Berge vor einem „mit Trommeln und grünen
Zweigen geschmückten Altar“, darüber die schwarze Altardecke von Waterloo,



Das Denkmal
bei Ölper
1845

Lithographie
von August
Wehri

daneben die beiden Fahnen von Waterloo, vor dem Redner die alten Feldzugsteilnehmer von 1809 bis 1815. Seine mahnenden vaterländischen Worte formte der erwachte Nationalismus jener Zeit, der auch vor Ausfällen gegen „welsche Dressur und Nachäffung welscher Art und Sitte“ nicht zurückscheute. Und 1909 glaubten sich die Festredner der 100-Jahrfeier einer unbekümmerten, stolzen Freude über den scheinbar sinnvollen Ablauf der deutschen Geschichte hingeben zu können. „Das, um was der Heldenherzog und seine Schwarze Schar gekämpft, uns ist es geworden; wir können uns freuen eines großen, starken, einigen deutschen Reichs!“ An solchen Gedenktagen kam es immer wieder zu einer Begegnung zwischen den Mitgliedern des herzoglichen Hauses und der Gemeinde Ölper. Diese wußte einmal ihre guten Beziehungen zum Herzog Wilhelm auszunützen, als das Herzogliche Konsistorium sich weigerte, die sehr einträgliche Pfarre von Ölper dem dort beliebten jungen Vikar Scheller zu übertragen. Ein mutiger Gang des Ortsvorstehers Christoph Oppermann zum Schloß schlug alle behördlichen Bedenken aus dem Felde. Scheller wurde der langjährige beliebte Seelsorger der Gemeinde Ölper.

Im übrigen bemühten sich die Einwohner von Ölper an den Gedenktagen der Jahre 1859, 1884 und 1909, sich des guten Rufes, den ihre wackeren Altvordern bei der Bevölkerung des Landes Braunschweig genossen, würdig zu erweisen. Mit Ehrenpforten, Girlanden und Fahnenschmuck, mit Glockengeläut und Böllerschüssen hofften sie ihren vielen Gästen etwas bieten zu können. „Als gegen 2 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags“ — so berichtet die Braunschweigische Landeszeitung 1909 — „die Turmglocken der alten Ortskirche die Feier einläuteten, glich der ganze Ort Ölper einer wahren Völkerwanderung. Die Straßenbahn, deren Züge aus Anlaß der Festlichkeit mit Fähnchen geschmückt waren, fuhr den ganzen Tag hindurch mit mehreren Anhängewagen und außerdem waren Automobildroschken, sonstige

Kraftfahrzeuge und Fuhrwerke in nicht geringer Zahl zur Vermittlung des Verkehrs in Dienst gestellt worden, auch die Fahrräder fehlten nicht im Gesamtbilde (!). Als die Festzüge der Olperaner und der vereinigten Kriegervereine vom Olper Turm bzw. vom Weißen Roß her heranmarschiert kamen, war die ganze Umgebung des Denkmals mit einer nach vielen Tausenden zählenden, dicht gedrängten Menschenmenge buchstäblich übersät, so daß die berittenen Gendarmen und sonstigen Beamten der hiesigen Gendarmerie vollauf zu tun hatten . . .“ Festkommerse, Bier-, Wein- und Tanzzelte, Karussells und Verkaufsbuden schufen damals eine unbeschwerte Volksfeststimmung, welche die bitteren Geschehnisse des Jahres 1809 vergessen ließ oder zumindest die historische Veranlassung zu dem fröhlichen Treiben glorifizierte. Schon in der „Deutschen Reichszeitung“ vom 3. August 1859 stand zu lesen: „Ernst schaute das Denkmal aus seinem Laub- und Blumenschmuck hernieder auf die andächtige Menge, welche weithin die Ebene füllte, auf der vor 50 Jahren die ehernen Würfel rollten, auf der Braunschweigs Welf Friedrich Wilhelm seine Schwarze Schar gegen den Erbfeind führte. Alle mochten wohl in diesem Augenblick im Geiste den Heldenfürsten auf schäumendem Rosse dahinfliegen sehen über das Blachfeld, gefolgt von seinen begeisterten Kriegern. Alle mochten in diesem Augenblick im Geiste sehen, wie die Feinde vor der Höllenschar auseinanderstoben und dabei erkennen, daß deutscher Muth und deutsche Kraft im Vertrauen auf den Höchsten keinen Feind zu fürchten hat . . .“ Neben den bekanntesten Gaststätten der Stadt Braunschweig stellte sich selbstverständlich der Olper Turm schon bei der 50-Jahrfeier auf das große Dorfergebnis ein; der Turmwirt gab bekannt: „Am 1. August, am Tage, an welchem vor 50 Jahren unser heldenmüthiger Herzog Friedrich Wilhelm einen glorreichen Sieg über die andringende Übermacht des Feindes erfocht, beehre ich mich, zur Feier des ewig denkwürdigen Tages in meinem Garten Unterhaltungs-Musik von Morgens früh bis Abends Statt finden zu lassen. Abends wird mein Garten orientalisch beleuchtet sein und bei eintretender Dunkelheit ein Brillantfeuerwerk abgebrannt werden. Ein Ball auf meinem Saal wird das Fest beschließen.“ 50 Jahre später, im Jahre 1909, dagegen grüßte der Turmwirt seine Gäste mit dem Mahnruf: „Kameraden, denkt an die kleine Schar, die 1809 vor Olper war. Es schlugen die Schwarzen hier in diesem Nest den stärkeren Feind wohl fest auf die West.“

Die furchtbaren Erfahrungen zweier Weltkriege haben — so sehen wir es heute — die Gemüter ernüchert: Vor den Toren der Stadt wurde am 1. August 1809 weder eine „Schlacht“ geschlagen noch ein frisch-fröhlicher Sieg errungen, sondern ein Gefecht mit einem unentschiedenen Ausgang geliefert. Doch würden wir irren, wollten wir die Vorgänge in unserer braunschweigischen Heimat während der Franzosenzeit, die kleinen Begebenheiten und die menschlichen Nöte wie auch die in die deutsche Geschichte eingreifenden Ereignisse spöttisch belächeln. Denn sie haben damals über das Land viel menschliches Leid gebracht, dem wir uns aus bitteren Erlebnissen heraus verbunden fühlen. Sie haben Kräfte geweckt, denen wir heute weniger denn je unsere Achtung versagen können, Freiheitsliebe, Standhaftigkeit und Opfersinn.

¹⁾ Oppermann, Treue Bauern in Nöthen der Fremdherrschaft, neu herausgegeben von Hänselmann, Braunschweig 1903. — ²⁾ Eine eingehende Darstellung des Zuges und der Kampfhandlungen der Schwarzen Schar von Zwickau zur Nordsee im Jahre 1809 findet sich bei Paul Zimmermann, Der Schwarze Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig. Hildesheim 1936. — ³⁾ Oppermann, a. a. O. S. 8.

Wat säon unbedarften Dörpjunge in Sebbeltzüusen alles erliwet hät.

von Otto Berge

(Schluß)

Et jift aijentlich von den maisten Fomaülijen en betten wat täo vurtellen. Säo von üusen Smette Hohmann, dä grade säo as saïne Früue en fröilich Herte harre. Mannich laiwe Mal hewwet maïne Swestern un eck da in der Stuwe, wu an allen Wännen lüttje Holtbüuer mit Kanarienvügel, ganz faïnen Harzer Rollern, hängen, baï Nötten un Appeln Swartenpeiter espilt. Eck hewwe da in'er Smie, wenn dä Päre beslahn worden un noch nich an der Rēije wörren, den Husarensprung elärt un mannijen Ritt nah'n Holte rupper maken können. — Dä Schäoster-Kelpen kucke ösch baï'n Vurbaïgahn ümmer na 'n Foiten, of ouk üuse Stüwel nich von ainen andern Schäostere 'maket wörren. Von wäme gift et in üusen Dörpe aijentlich nits täo vurtellen? Da was „Hannedien Slurf“, dat den ganzen Dag in Pantuffeln dur't Dörp slurwe, da was „Teckel Ackermann“, dä mit saïnen Sluckbuddle säo jüut Fründ was, un düsse un jönnce, up dän kaine Schablounne passe. Eck mott haïer awer seijen, dat uwerall, wu dä Mann et an örend wat fählen lait, dä Früuen dat Lock midde Fründlichkait, Sparsamkait un Düchtichkait mähr as jüut üutfüllen. Dat gellt ouk baï üusen damalijen Kroijere Fritze Arnecke. Hai was ain säo jemuitlichen Minsche, as et se man wennije jift, un dabaï saïn aijene beste Gast, dä et an 'n Dage up tain, föstain Glas Baijer brochte, wat saïner Jemuitlichkait awer nits üutmake. Fur wäne härre hai ouk sparen sollt, denn Kinder harre hai nich. Wenn hai baï'n Kärtenspielen was un en Gast wolle en Glas Baijer ouder en Sluck hebben, sï hai maist: „Düu wut ja woll nich glaïk vurdösten“ un spile wäier, bet dat Spil rümme was. En grouten Spaß harren waï aines Dages, as hai ösch besöchte, wail maïn Vater ühne dä Afräknunge fur et Finanzamt emaket harre. „Nehmen Sie Platz, Herr Arnecke“, sï maïn Vater. „Nä, eck danke“, antwure hai. Maïn Vater denn: „Na, Sie werden doch wohl ein bißchen Zeit haben, setzen Sie sich doch.“ Dä Antwort von Fritze Arnecke: „Nä, dat döoe eck nich.“ „Ja, warum denn nicht?“ — „Wail eck et nicht kann“, sï hai nüu, knöppe saïnen Rock up un tuch aine draivertel Mēiter lange Mettwost üut saïner Husentasche, dä Betahlung fur dä Afräknunge, denn Jeld konne hai maïnen Vadere nich anbaijen.

Jären wörren waï Kinder ouk mal baï dän oulen Üu'es (Uhdes), dä ouk glaïk in der Nawerschaft wuhnen. Dä oule Üue was Jemainedainer un Nachtwächter un harre dat Holt un ouk dän Kerkhoff under seck. Eck hewwe 'ne selten ahne saïne Païpe 'saihn, un wenn maïne Früue später mal mahne: „Rauch nicht zu viel“, denn konne eck antwuren: „Der alte Uhde ist bei seiner Pfeife über achtzig Jahre alt geworden.“ Karel, saïn ölderste Junge, dä Zigarrenmaker elärt harre un ösch vile in'n Garen hulp, was dä jefällichste Minsche up der Welt un konne baïn Wickelmaken un Zigarrenrullen ouk jüut vurtellen. Grade saïnetwäjen jingen waï jären dahenn. Middages baïn Äten gung et da noch ainsach täo. Midden up 'n Disch kamn dä Panne mit Stippeltse, üutelatene Speck un Zipollenschaïben, jeider lechte seck en lüttjen Hucken Püulders up saïnen Platz, pricke aine täon Aspüulen up dä Gawele un stippe dä blanke Kartuffele in dä Panne. Soitet Louk mit Rosaïnen aiten waï Kinder jären mal midde, awer Hackelunz modte eck nich. Karl Üu'e arwe später dat halwe Dutzend Posten von saïnen Vadere, awer haïer will eck blouß von saïnen Nachtwächteramte vurtellen. Saïn Aftaiken was en Ossenhiuren, un damidde mošte hai up saïnen Wäje nachts dur't Dörp jēide Stunne tüuten, üm nijene ainmal, üm taihne twaimal, üm elwe drainal un ümme twölwe vaijermal; danah gung et von vorne an. Dat was woll nich darümme, dat dä Spitzbüuben

wüßten, wu hai grade was, un täär rechten Taät üütrücken können, sondern solle woll fur alle täon jesunnen Slape baädragen. Baä düsser Jeläjenhait draff eck Olgane, Karl saäne Früue, nich vurgetten. Olga was en hertensjüuet Früuensminsche, awer ouk en betten unbedarft, säo dat Karel sülwest mannichmal sī, et mößte af un an mal ainen an't Müül hebben, denne güngc't. As Karel mal krank was un in'n Bedde lach, namm Olga seck dat Tüutehüren un spile Nachtwächter. An allen Stien in'n Dörpe tüute et en Dutzend mal in't oule Hüren, dat täolest dat ganze Dörp glüu was un an't Fenster un up dä Strate störte. Et was man jüut, dat Karel damals krank was, as Olga inkamm. Natuierlich gaff et baä ösch ouk en Dēil Ternaitsnāmen, süst wörre Sebbeltzūsen ja kain richtig Dörp ewest. Da gaff et en „Zippora“, en „Pullmucks“, en „Flentjefiff“, en „Batzel“, en „Zuluß“, en „Purtjefritze“, wat man aijentlich gar nich lüue seijen draff, un noch andere. Von den drai Fomālijen Kelp hait dä aine täo'er Underschaidunge Snaēter Kelp, wail saān Groutvader Snaēter ewest was; hai sülwest was an der Schorsee.

Eck hewwe damals mannijen Brüuk kennen clärt, dān et huite nich mähr jift. Wenn Fasslabend kamm, hale en oulen Mann üt'n Jemaindehüuse, dä mit Ternaitsnamen Fritze Goitjen, mit saānen richtig Namen Fritze Müllder hait, üt der Einbecker Jijend en Wagen vull Fühbüsche, dä in üuser Jijend nich wasset. Fur en paar Gröschē halen dä jungen Luic un wāi Jungen ösch denn sāonen Fühbusch. Dä Knechte tugen nüu midde 'ner Schüddejeffele up 'er Schuldere von Hüus täo Hüus un füuen dä Früuensluic. Dä Wost, dä et dafur gaff, maist Knappwost, awer ouk mal 'ne Mettwost, word an dä Schüddejeffele ehāngēt. In mannijen Huisern gaff et ouk Jeld, wufur Sluck ekofft word. Dä Mākens maken Kartuffelsalat un backen Prilleken, un mit dān Slucke word en Punsch anesettēt. An'n Abende gaff et denn en düchtich Äten un 'ne lustije Faēre. An Winterdagen vursammeln seck dä Mākens mit ühren Spienwoken mal in düsser Stuwe un mal in ainer andern. Da word denn fläitich espunnen un munter vurtellt. Dä jungen Burschen naimen düsse Jelejenhait täo mannijen lütjen Schawernacke wahr. — Wenn Oustern kamm, wörren wāi Jungen irste Hahne in 'n Korwe. Täoirst hait et, fur 't Oust'erfüier düchtich Dannhecke täo sleppen. Wāi güngen von Hüus täo Hüus un halen alle Jungen af, wat mannichmal gar nich licht was. Da was Robert woll grade baä'n Struikheacken, un ihr hai et Baäi wegesettēt harre, kucke saāne Mutter üt 'n Fenster ouder üt 'er Dür un schimpe: „Düu füule Gruil, wutt 'c'r woll nich vonloupē!“ Aber dat Sleppen was fur jēiden Dörpjungen „Ihrensache“, un da hulp allet Schimpen nich. Robert bund seck mī en Stricke 'ne Boumsage an 'n Laif un tug midde af. Säo ähnlich gung dat denn woll ouk baä Fritze Aueste un Alberte. Wenn wāi alle täosammen wörren, gung et in 't Holt, uben an dä Schanze, wu Forstupsaijer Üue ösch en Host Dannen anewaīset harre.

Nüu gung dat Klatern an, bet en paar Mēiter under 'n Wippel, dennē word Ast ümme Ast awwesaget, wubaä dä leste Ast harre Arbeit make, wail et darunder kainen mähr täon Sitten gaff. Unnen word mid 'n Stricke 'ne ordentliche Dracht täosammenbunnen un dānne gung et in'n Drawe den Barch dale, vur 't Holt. Wenn grade Dannen awwehacket ouder ütplāntert wörren, harren wāi mit 'n Sleppen wennijer Arbeit. Kort vur Oustern harren wāi en hübschen grouten Hucken Dannhecke täosammen, un nüu kaimen en paar Groute, hacken 'ne Danne von tain bet twöf Mēitern af un richten dä up 'n Angere vur'n Holte up. Wāi Jungen packen Dannhecke un Wippel rundherümme, unjefähr bet ndern Wippel von 'r Danne, un dä Grouten denken mit'n besten Twaījen alles säo faān af, dat dat Oust'rfüier en gladden un slanken groenen Kejel was. Säon Oust'rfüier was de Stolt von'n ganzen Dörpe, un wāi rāken dä Ganderschen Oust'rfüier nich midde, dä blouß en Hucken Düren wörren. Säon vīrtain Dage vurhār halen wāi ösch von 'n Stellmakere ouder süst wuhār fur üuse

Fackele en slanket Dannenenne. An dän ainen Enne word mit'n Tüjelmeste säo vile awwetüjelt, dat 'n jüüt herümme fäten konne, denn word dā Pahl uwerall vursichtick ineklöiwet. In dā Spalten kainen Plöcke. Wenn denn dā Bäcker dā Fackeln in säinen Backuben noch jüüt edröijet harre, konne dā Froide angahn. An'n irsten Ousterdage, jījen Abend, tuch balle dat ganze Dörp na 'n Holte rupper, Jungen un ouk Mäken mit 'er Fackele up'er 'Schulder oulder under'n Arme. Endlich word et schummerich jenäoch, un dat Ousterfüier konne annestuken werden. Ihr dā Gläot tåo groud word, houlen wā dā Fackeln in't Füier, un nüu gung dat Swenken lous, ümmer rund uwer'n Koppe rüm. Twüschiendur worden ouk Swärmer louselaten un Hüpper anestuken. Uwerall up 'n Angere lüchten dā Füierkraise, dat Ousterfüier flackere hoch up un smait up dā Jesichter un up dā Boiken un Dannen an 'n Holtranne säinen rouen Schaān. Ouk up den Barjen baī Illehüusen, Harriehüusen, Schaffenbeck un Fröschern sach man dā Fackelkraise un dā Füier lüchten. Dat was aine Lust! Wenn et Füier runderbrenne un dā lesten Fackelennen in de Gläot eflugen wörren, gung et von'n Holte runder na Hüus. Wier emal harre dat Ousterfüier jung un oult dā Backen un dat Herte 'warmet.

Üter dän Festdagen Oustern, Pingesten un Wāihnachten un der Konfermatschoun, wu dat ganze Dörp na Zuckerkäoken ruk un vur 'n Backhüuse dā Käokenplatten up langen Lajern en betten afkoilen, gaff et man wennije Feste in 'n Jahre. An'n buntesten gung et ümmer an'n Fuierwihrfeste här, wenn ouk üüt 'n Nawerdörpern dā Mannschaften mit ühren Sprützen nah Sebeltzüusen kainen. Na 'n Middagese stelle seck dā Sprützen an der Eterna baī der Kerke up, un wenn dā Sloiche awwerullt un dā Korf in't Water eledit was, gung dānn — hästenichesailn — dat Schucken lous, alle pumpen, wat'er inne satt. Dā Strahl gung hoch an 'n Kerktüren ruppe, mannichmal ouk druwer wech, un Mester was dā Sprütze, dā an'n höchtesten kamm. Nahär word denne up'n Saale feste edanzet un an der Tēike un in'n Kräoge nich wennijer feste edrunken. Dat wörre 'ne schöine Fuierwihr, dā nich säo oulder säo löschen könne. Un up 'en Howwe gung et Karesell.

Nüu kumet wā noch an dat Kapitel „Sport“. In'n Sommere spīlen wā up en Angere oulder in ainer Wüschie un ouk up 'er Strate Slachball, „Swarte Mann“, dur dat ganze Dörp „Roiber un Schandarm“, un ain Kröijenspil, dat seck „Hörsch — Reh — Hasen“ nenne. Wenn dā Tropp in dā Jäger un et Wild inedailt was, gung dā wille Jagd dur't ganze Dörp lous, uwer Graben un Stakitte. In'n Wintere, wenn dā Snai up'er Strate von dän Roiwenwagen hart eführt was un up allen Höwwen Holt esaget word, kamm dat „Traile n-slah n“ an dā Rēije. Dā ainzijen Jeräte dabaī wörren dā Traile un fur jēiden ain Knüppel oulder ain Lattenenne. Dā Traile, aine kraistrunne, unfefähr twai Zentemēiter dicke Holschaāwe, konnen wā ösch uwerall von ainen dicken Boikenaste afsagen laten. Dā twai Partaien stellen seck midden in'n Dörpe up, un nüu word dā Traile mit aller Kraft 'ne Ecke dur de Luft up de Strate esmetten un trüule nüu mit grouter Jeswinnidikait de Strate lank. Dā Jijenpartai mošte se mid'n Knüppele uphoulern, wat awer oft nich glücke. Von dār Stē, wu se uphoulern word oulder wu se laāen blaiif, word täornie 'smetten. Dā Partai, dā üüt'n Dörpe 'driven word, harre vurlurn. Ganz unfefährlich was düt Vurgnuijen nich. Oft sprung dā Traile baī'n Uphoulern hōch un an'n Kopp; dānn gaff dat en dicken Bolzen. Wenn dā Snai jüüt was, führen wā na'n Becke dale Sliehen, dā maisten up 'ner Russele. En paar mal hewwet we ouk „Roiber un Schandarm“ in'n Holte 'spilt. An'n Ranne von'n Holte lang gung en Straipen junge Dannen, dā dichte baī dichte stunnen, unfefähr taihn Mēiter hoch. Haīer gung dā Jagd von Wippel tåo Wippel. Et was en willet Spil. Ainmal bin eck denn ouk dabaī „verunglücket“, awer blouß, wail wā et an'n Sonndage 'spielt harren, as eck maānen Sonndagesanzug anneharre. As eck üüt ainer Danne runderkamm, satt en grouten

Harzplack an'n Husenbodden. Damidde drofte eck nich nah Hüus kumen. Haier konne blouß dat Taschenmest helpen. Eck bücke meck, un maïn Nawer un Fründ Wilhelm schrappe un schrappe, bet dä Plack weg was — un laider dä Stoff an düsser Stī ouk. As dat denn tão Hüus efunnen word, was dä Ärger são grount, dat eck dütmaal nich üm 'ne Ladunge rümmekamm. Maïn Vader was man ainmal jüüt, un dä Stock word selten in Akschoun esett; awer wenn waī Jungen wat ütefräten harren, kamm eck as Schöolemesterjunge, dä doch mit 'n jüuen Baīspīle vurangahn moßte, ouk haīrbaī as īrste an de Rēije. Et kamm ouk mal vur, dat dä laiwen Frünne baī düsser Exekütschoun tão ühren Vurgnuijen under'n Schöölēfenstere tãohüren. Awer wenn eck dat rüutkraich, hewwe eck maīne Vurinnahmunge mit Tins un Tinsestins an dä waīererecket.

En laiwe Taītverdraīf was dat F i s c h e f a n g e n. As waī lüttjer wörren, jingen we mid'n Kartuffelkorwe un'ner Konservenbüsse nah'n Bräoke un fūngen in dān Kolken Steckerbolzen. Später hewwe eck in der Eterna Forellen efongen, üt rainer Jagdlust. Wenn eck ouk mit tain, softain Stüek na Hüuse kamm, ejetten hewwe eck nich aine un mag ouk huite noch kainen Fisch. — Eck glöiwe, dä wennichsten wettet, wat fur en vīlsätich Turn- un Sportjerät 'ne slanke jesunne Bouhnenstange is. Twai Stangen in de Blaikewüschie estuken un en Bend datwüschien gaben en faīn Sprungjerät af; twai Bouhnenstangen uwer Kruiz, anderthalf Mēiter von ainen Swetschenboume wech, un daruwer aine andere jüue Stange, an baiden Saīten festebunnen, sind en Reck, an dāne man Upswünge, Büukwellen un Kippen maken kann. Mit säoner Bouhnen-Sprungstange konnen waī an ührer brēiesten Stīe uwer de Eterna springen, wenn we nich in'n daipen Slamme stecken bliben un in 't Water fällen. Dat ne lichte, slanke Bouhnenstange ouk en jüuen „Speer“ affiben kann, suiht woll ouk en Stadtjunge in. Wenn waī später baī 'n Turnfeste mannijen jüuen Praīs halen, denn hewwet waī dat bloß üusen „vīlsätijen Training“ up'n Dörpe tão verdanken.

Arme Stadtjungen, dat jaī dat alles nich erliwet!

AUS DER HEIMATPFLEGE

Dr. Werner Flehsig 25 Jahre Schriftleiter der „Braunschweigischen Heimat“

Es liegt auf der Hand, daß die Wirkungsmöglichkeiten eines auf heimatkundliche Ziele eingestellten Vereins wesentlich vergrößert werden, wenn es gelingt, eine eigne Zeitschrift herauszubringen. Ist diese doch dazu bestimmt, nicht nur allgemeine Werbeaufgaben zu erfüllen sowie den Mitgliedern und Freunden ein gewisses Rüstzeug für die praktische Arbeit zu liefern, sondern auch ernster wissenschaftlicher Forschung zu dienen.

Die Wirkung einer Zeitschrift wird um so größer sein, je mehr sie gleichsam wie eine bedeutende geistige Persönlichkeit über eine eigne Note und Niveau verfügt. Überblickt man die seit Anfang 1910 erschienenen zahlreichen Bände der „Braunschweigischen Heimat“, so darf man wohl ohne jede Übertreibung eine wertvolle Sammlung von Aufsätzen, Berichten und Dichtungen mit heimatkundlichen Stoffen aus dem Lande Braunschweig feststellen. Daß die Bedeutung der Zeitschrift ständig gestiegen ist, und daß sie eine unübersehbare eigne Note zeigt, ist nicht zuletzt das Verdienst von Dr. Werner Flehsig, der in mühevoller Arbeit die Herausgabe während der größeren Halbzeit des Erscheinens besorgt hat.

Sorgsam eingeführt in die organisatorisch-technischen Aufgaben der Schriftleitung durch den bewährten Altmeister, den Studienrat Wilhelm Börker, war Dr. Flehsig von Heft 2/1934 an in der Lage, selbständig und allein die Auswahl und Zusammenstellung der Beiträge durchzuführen. Dabei war es von Anfang an sein Bestreben, den Inhalt der Zeitschrift ausschließlicher als bisher auf Natur, Landeskunde, Geschichte und Volkstum des ostfälischen Raumes zu beschränken. Es lag ihm ferner daran, nur noch Originalbeiträge zu bringen und Nachdrucke von Veröffentlichungen aus anderen Zeitungen, Zeitschriften und Büchern zu vermeiden. Schließlich entsprach es dem zu exakter wissenschaftlicher Methodik neigenden neuen Schriftleiter, an Gehalt und Form der Abhandlungen usw. einen strengen Maßstab zu legen, damit die Zeitschrift über den Kreis der Mitglieder hinaus vor den kritischen Blicken der im Schriftentausch angesprochenen Bibliotheken und Vereine in anderen Teilen Deutschlands und im Auslande bestehen konnte.

Ungeachtet der Umwandlung der „Braunschweigischen Heimat“ von 1936 bis 1938 in die „Braunschweigischen Blätter“, ungeachtet der Proforma-Zeichnung eines anderen Hauptschriftleiters als verantwortlicher Herausgeber bis 1943 konnte Dr. Flehsig bei der ihm eigentümlichen wissenschaftlichen Gewissenhaftigkeit und Zähigkeit verhindern, daß die Zeitschrift in das Tagesgeschehen hineingezogen oder ein Tummelplatz für nicht ernst zu nehmende Wunschbilder wurde.

Nach der sechsjährigen Zwangspause im Erscheinen der „Braunschweigischen Heimat“ infolge der Kriegs- und Nachkriegsverhältnisse ergab es sich 1949 ganz von selbst, daß die Schriftleitung der wiedererscheinenden Zeitschrift in die bewährten Hände von Dr. Flehsig gelegt wurde. Überblickt man die seit dieser Zeit erschienenen Bände, so wird man das geleistete Aufbauwerk nicht verkennen können. Der Herausgeber selbst und ein Stab freiwilliger Mitarbeiter haben eine fast unübersehbare Fülle von Beiträgen aus den verschiedensten Stoffgebieten beige-steuert. Dabei wurde von Dr. Flehsig besonders darauf Wert gelegt, daß die Beiträge sich nicht auf die Darstellung von Verhältnissen innerhalb der ehemaligen braunschweigischen Landesgrenzen beschränkten, sondern auch die Beziehungen zu den Nachbargebieten in Ostfalen berücksichtigten, damit immer die geographische, geschichtliche und kulturelle Zusammengehörigkeit des ostfälischen Raumes hervortrat.

Die Wünsche aller Leser hinsichtlich der Behandlung bestimmter Fachgebiete und Örtlichkeiten zu befriedigen, wird stets schwer sein, zumal ein Schriftleiter immer von dem zufälligen Angebot geeigneter Beiträge seiner Mitarbeiter abhängig ist. Es steht jedoch nach den bisherigen Leistungen zu hoffen, daß eine nunmehr schon bewährte Tradition weiter erfolgreich fortgesetzt wird und bei den meisten Lesern Beifall findet.

Dr. Werner Flehsig wurde am 24. Januar 1908 in Braunschweig als Sohn des Museumsinspektors und späteren Leiters des Herzog-Anton-Ulrich-Museums, Professor Dr. Eduard Flehsig, geboren. Nach dem Besuche des hiesigen Wilhelm-Gymnasiums widmete er sich von 1926 bis 1931 in Leipzig, München und Göttingen dem Studium der Musikwissenschaft, Germanistik, Geschichte und Vorgeschichte. Von 1931 bis 1933 war er Volontär am Städt. Museum in Braunschweig, sodann Assistent am Vorgeschichtlichen Institut der Technischen Hochschule, ab

1937 Hilfsdozent an der Hochschule für Lehrerbildung. In der Folge war Dr. Flechsig Hilfsreferent im hiesigen Volksbildungsministerium, schließlich auch hauptamtlich Landesheimatpfleger im Br. Landeskulturverband. Seit 1950 ist er als wissenschaftlicher Sachbearbeiter und Leiter der volkskundlichen Abteilung im Br. Landesmuseum für Geschichte und Volkstum tätig.

Als Bearbeiter des ostfälischen Wörterbuches und als Betreuer des Braunschweigischen Flurnamenarchivs nimmt er die Stoffe für eigene wissenschaftliche Abhandlungen vorwiegend aus den Gebieten der Mundart- und Namenforschung.

Daneben widmet sich Dr. Flechsig mit Vorliebe der Erforschung der ostfälischen Volksbräuche und der Sachgüter der Volkskunde (bäuerliche Möbel und Arbeitsgeräte). Zahlreiche Aufsätze und Vorträge sind Zeugen unermüdlicher Arbeit.

Heinz Mollenhauer

Ludwig Lüders †

Nach längerem schweren Leiden verstarb am 11. Mai 1959 der bekannte Naturschützer Tierarzt Dr. Ludwig Lüders, wohnhaft in Fallersleben. 1887 in der Stadt Braunschweig geboren, blieb er zeit seines Lebens seiner Vaterstadt in treuer Nachbarschaft verbunden. Der Verstorbene versah seit 1935 das Amt eines Kreisbeauftragten für Naturschutz und Landschaftspflege im Kreise Gifhorn. Der Tod riß eine empfindliche Lücke. Was er alles geleistet hat, zeigt die ausführliche Würdigung der Persönlichkeit von Dr. Lüders in Heft 2/1957 unserer Zeitschrift anläßlich seines 70. Geburtstages. Wir werden dem hochverdienten Mitstreiter, der in unserem Br. Landesverein für Heimatschutz manchen anregenden Lichtbildervortrag gehalten und in unserer Zeitschrift mehrfach Aufsätze veröffentlicht hat, stets ein dankbares Andenken bewahren.

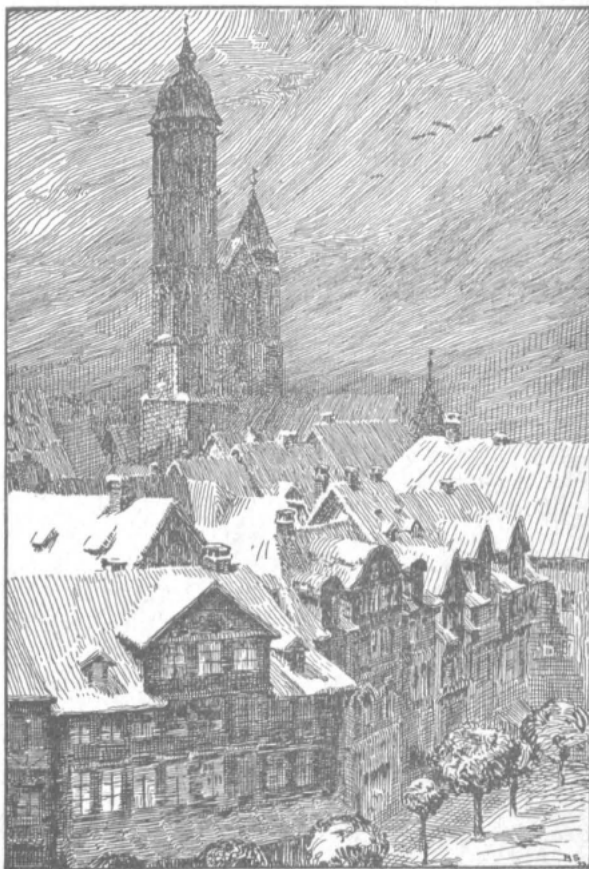
H. M.

Zum Gedenken an Rudolf Sievers

Am 13. Oktober 1918 fiel in Frankreich im Kampfe für seine Heimat Rudolf Sievers, der feinsinnigste unter den bildenden Künstlern Braunschweigs. Aus dem „Wandervogel“ hervorgegangen, war er als Schriftleiter der gleichnamigen Monatsschrift selbst schriftstellerisch, dichtend und zeichnend tätig und auch als Kunsterzieher von neuen, vorwärtsstrebenden Gedanken erfüllt. In diesem Sinne dem Heimatschutz und der Heimatpflege zugewandt, schuf er in der Zeit vor dem ersten Weltkriege für die „Braunschweigische Heimat“ manche reizvollen, tiefempfundenen Zeichnungen. Durch ihn gewann unsere Zeitschrift — teilweise unter Mithilfe seines Freundes und Schwagers Günther Clausen — ein geschmacklich einwandfreies Gepräge. Weiteren Kreisen wurde Rudolf Sievers durch seine Mappen „Schwarzspiele“, „Braunschweig“ und „Frankreich 1915“ bekannt. Von Jahr zu Jahr wuchs damals der Kreis seiner Verehrer.

Köstliche Beweise von heiterer Fantasie und tiefem Ernst gaben die Zeichnungen des „Kunterbunten Bilderbuches“, der letzten von Rudolf Sievers selbst zusammengestellten Veröffentlichung.

Nunmehr soll dieses Denkmal eines Menschen und Künstlers unserer Heimat wiedererstehen. Die besten zeitlosen Zeichnungen sollen in einer Neuausgabe von neuem veröffentlicht werden, falls sich genug Liebhaber dafür finden. Angesichts der Tiefe und unbedingten Echtheit der Sieverschen Kunst ist eine Neuaufgabe des „Kunterbunten Bilderbuches“ gerade heute in einer Zeit der Mache



Rudolf Sievers

Altbraunschweig mit St. Andreas im Winter (Federzeichnung)

und des „Krampfes“ im Kunstbetrieb wärmstens zu wünschen. Es gilt ja nicht nur, das Andenken eines Mannes zu ehren, dessen ganzes Wesen aus den Quellen der Heimat lebt und schuf. Die Zeugnisse seines Schaffens bedeuten auch eine ungewöhnliche Bereicherung der Büchersammlung eines jeden bewußten Heimatfreundes.

Aus diesem Grunde liegt diesem Heft der „Braunschweigischen Heimat“ eine Bestellkarte bei, durch welche jedes Mitglied des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz die kleine Kostbarkeit zum Vorzugspreise beziehen kann. R. Fr.

Neue Naturschutzmaßnahmen in den Landkreisen Helmstedt, Wolfenbüttel und Gandersheim

Durch eine Verordnung des Landkreises Helmstedt vom 26. März 1958 wurde die Rieseneiche auf dem Grundstück des Herrn Hartmann in Eischott als Naturdenkmal sichergestellt und in das Naturdenkmalbuch des Kreises eingetragen. (Amtliches Anzeigenblatt des Landkr. Helmstedt Jahrg. 12, Nr. 10 vom 10. Mai 1958).

Der Landkreis Wolfenbüttel erklärte als Untere Naturschutzbehörde durch eine Verordnung vom 15. August 1958 den „Festberg“ im Gemeindebezirk Gr. Denkte an der Asse (Flurstücke 1, 2, 3, 10 und 12 der Flur 5) in einer Gesamtgröße von 11 ha, 58 a, 84 qm zum Landschaftsschutzgebiet. Es wurde als Nr. 14 in das Verzeichnis der Landschaftsschutzgebiete des Kreises eingetragen

und in seiner Begrenzung auf der Landschaftsschutzkarte des Kreises mit grüner Farbe gekennzeichnet. (Amtsblatt für den Landkr. Wolfenbüttel 9. Jahrg., Nr. 17 vom 1. September 1958).

Durch eine Verordnung des Landkreises Gandersheim vom 17. März 1959 wurden eine Pyramidenreife und eine Ulme auf dem Grundstück Dr.-Jasper-Straße 20 in Delligsen als Naturdenkmale sichergestellt und in das Naturdenkmalsbuch des Kreises als Nrn. 21 und 22 eingetragen. Dagegen wurde der Schutz für die schon früher als Nr. 20 in das Naturdenkmalsbuch eingetragene Blutbuche in Volkersheim durch Verordnung vom gleichen Tage wieder gelöscht (Amtsblatt für den Landkr. Gandersheim Jahrg. 11, Nr. 3 vom 20. März 1959).

Alle diese und noch weitere Maßnahmen, die wir in den nächsten Heften veröffentlichen werden, zeigen uns, daß es mit der Naturschutzarbeit in unserer engeren Heimat stetig vorwärts geht. Möge der Tag nicht mehr allzu fern sein, an dem wir mit Befriedigung hier feststellen können, daß alle schutzwürdigen Landschaftsteile und Einzelgebilde der Natur wirksam vor jeder Gefährdung durch Menschenhand in Friedenszeiten geschützt sind! Den dafür verantwortlichen Verwaltungsbehörden und parlamentarischen Ausschüssen wird der Dank aller Heimatfreunde gewiß sein.

Fl.

Berichtigung und Ergänzung zu Heft 1/1959 unserer Zeitschrift

Auf den Seiten 3 und 21 hatten sich leider nach der letzten Korrektur zwei sinnstörende Druckfehler eingeschlichen. In der vorletzten Zeile des 6. Absatzes auf S. 3 muß es statt „Burghof“ natürlich „Burgdorf“ heißen. In der 15. Zeile auf S. 21 ist dementsprechend an die Stelle von „Werlaburghof“ zu setzen „Werlaburgdorf“, und das überzählige Wort „ließen“ auf der nächsten Zeile ist zu streichen.

Zu dem „Bilde der St. Andreaskirche in Seesen auf Tafel II der Kunstdruckbeilage ist ergänzend zu sagen, daß die Aufnahme von Studienrat Gerhard Schrader in Seesen gemacht wurde und bereits 1955 einmal im Seesener Ortsprospekt veröffentlicht wurde.

Neues heimatliches Schrifttum

Die Braunschweigischen Landkreise, 1832—1957. (125 Jahre Braunschweigische Landkreise), herausgegeben im Auftrage der Landkreise des Verwaltungsbezirks Braunschweig von Kreisoberverwaltungsrat Walter Diederichs, Helmstedt. (Gesamtherstellung: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig, 1957).

Wie aus einem Vorworte des Oberkreisdirektors Rohloff in Bad Gandersheim zu entnehmen ist, handelt es sich bei dem Büchlein um eine Festschrift, welche die beteiligten Landkreise zur Erinnerung an die 125jährige Wiederkehr ihres Bestehens herausgegeben haben. Obwohl auf einen wissenschaftlichen Apparat mit Anmerkun-

gen und Verweisungen verzichtet ist, sind die gemachten Ausführungen so zuverlässig, daß der zünftige Historiker, aber auch der Verwaltungsfachmann sowie jeder interessierte Laie von der Lektüre einen nachhaltigen Gewinn haben wird.

Es ist dem Herausgeber trefflich gelungen, die Geschichte der Landkreise und der Selbstverwaltung im Lande Braunschweig darzustellen. Die Verwaltung im Ständestaat und dann nach der neuen Landschaftsordnung wird wirkungsvoll gegenübergestellt. Sodann werden das Zeitalter der Kommunalverbände, die Selbstverwaltung in der Weimarer Zeit, die Zeit des Nationalsozialismus und die niedersächsische Zeit in ihren Eigenarten geschildert, so daß sich schließlich ein farbiges Bild ergibt.

Mit Recht hebt Oberkreisdirektor Rohloff hervor, daß die Heimatgeschichte für die heimische Bevölkerung eine Besinnung auf die Tradition, für die Vertriebenen und Zugewanderten aber eine Tür zum Verständnis ihrer neuen Heimat ist.

Präsident Dr. Knost hat die Herausgabe des verdienstvollen Werkes unterstützt, Professor Gustav Rüggeberg vortreffliche Zeichnungen von der hiesigen Landschaft beigezeichnet.

H. M.

Bibliographie der Heimatkunde des Landkreises Helmstedt. Bearbeitet von Rolf Volkmann. Herausgeber: Landkreis Helmstedt, Zentrale für heimatkundliches Schrifttum. 1958.

Der Verfasser hat sich ein Verdienst erworben, daß er auf 340 Druckseiten eine Titelsammlung heimatkundlichen Schrifttums vorgelegt hat. Wie er in dem Vorwort berichtet, war das von ihm gesammelte Material anfänglich nur für den Unterricht in der Schule bestimmt. Nach der Errichtung der obengenannten Zentralstelle im Jahre 1956 konnte er jedoch seine Nachforschungen so ausdehnen, daß wissenschaftliche Ansprüche befriedigt werden konnten. Berücksichtigt wurden nicht nur die Verhältnisse des Kreises Helmstedt, sondern auch die Beziehungen zu Niedersachsen und Braunschweig, ferner die zu den unmittelbaren Nachbargebieten.

Wenn der Oberkreisdirektor Dr. Conrad in einem Geleitworte von dem unermüdbaren Fleiß und der Schaffensfreude Rolf Volkmanns anerkennend spricht, so kann man nur zustimmen.

H. M.

75 Jahre Zuckerfabrik Othfresen A. G. (1883—1958). Clausdruck, Braunschweig.

Anläßlich des 75jährigen Geschäftsjubiläums der Firma hat Direktor Rudolf Breier, Othfresen, einen „ersten Nachtrag“ zu einer Chronik verfaßt, die der Fabrikdirektor Fritz Kreipe, Othfresen, bereits zum 50jährigen Bestehen der Zuckerfabrik Othfresen herausgegeben hatte. Ist es an sich schon ein Zeichen von Tradition und Verantwortungsbewußtsein, wenn eine Firma ihre Jubiläen mit Gedenkschriften fest im Bewußtsein von Mitarbeitern und Geschäftsfreunden zu verankern weiß, so kommt dem „ersten Nachtrag“ eine erhöhte Bedeutung wegen der Wichtigkeit seines Inhaltes zu.

Wir erfahren nicht nur die technischen Einzelheiten der Fabrikation mit ihren ständigen Wandlungen, sondern werden auch

sehr eindrucksvoll über Kriegsnot und die ungeheuren Schwierigkeiten des Wiederaufbaues nach 1945 belehrt. Übersichtliche Tabellen unterstreichen die Ausführungen. Die beigelegten Bilder sind trefflich.

Der Heimatfreund wird mit Befriedigung feststellen, daß die Neubauten formschön erstellt sind, so daß die Gefahr der Verschandelung der Landschaft durch Industrie-Anlagen immer mehr gebannt wird.

H. M.

„Städte, Landschaften und Kultur zwischen Harz u. Heide.“ Bisher erschienen: Wolfenbüttel, Braunschweig, Wolfenbüttel (Landkreis zwischen Harz und Elm), Salzgitter. (Preis je 2 DM). Text: Dr. Friedrich Thöne, Fotos: Gerhard Stoletzki, Druck: Heckner, sämtlich in Wolfenbüttel.

In offenbar harmonischer Zusammenarbeit legen die Herausgeber eine Anzahl kleiner Hefte vor, die vorzüglich geeignet sind, für unsere Heimat zu werben. Die künstlerisch vollendeten Fotos öffnen den Blick für die Schönheiten der jeweils behandelten Gegend. Der Text bietet dazu in knapper und übersichtlicher Form eine Darstellung geschichtlichen und kulturellen Inhaltes.

Man wünscht sich die Hefte in möglichst viele Hände. Der Einheimische möge sich bei der Lektüre des Wertes der Heimat bewußt werden, der Fremde möge die Hefte als wertvolles Andenken an seinen Besuch betrachten.

H. M.

Portzek, Hans, Friedrich der Große und Hannover in ihrem gegenseitigen Urteil. In: Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen, XXV Niedersachsen und Preußen. Hildesheim 1958, A. Lax.

Das Ziel der Schriftenreihe, die mit diesem Heft begonnen wird, soll sein, in „vorurteilsfreier, von Groll und Leidenschaft gereinigter Weise das geschichtliche Verhältnis Niedersachsens zu Preußen als eine Schicksalsfrage unserer Landesgeschichte aus dem erforderlichen Abstand zu behandeln“.

Nahezu jede Betrachtung des preußisch-hannoverschen Verhältnisses war bisher subjektiv eingestellt. Die vorliegende Arbeit versucht, den Leser in klarer, gründlicher Form das wirkliche Verhältnis einmal um 1740 darzustellen, als sich Hannover und Friedrich d. Große als Gegner gegenüberstanden, andermal um 1756, beide als Bundesgenossen.

Schu.



**MÄNTEL
Heinbach**
BRAUNSCHWEIG · PAPENSTIEG 8

immer führend in der Mode!

So wird heute aerotherm geröstet!



**Heimbs
Kaffee**

aerotherm geröstet

Dieses Röstverfahren garantiert einen absolut reinschmeckenden, klaren, sauberen Kaffee, weil die Aerotherm-Röstung jede geschmackliche Beeinflussung des empfindlichen Röstgutes ausschließt. Die aerotherme Röstung ist im Hause Heimbs & Sohn erdacht u. entwickelt worden

Kaffeegrößrösterei HEIMBS & SOHN Braunschweig

Landgrebe

Reinigt · Färbt

Ihr Vorteil:

einfach zur »einfachreinigung«

Filialen in allen Stadtteilen

Ruf 30983-84

Warum haben Sie noch keinen Kühlschrank?

Jeder kann einen Kühlschrank kaufen
über das Teilzahlungssystem der Stadtwerke

AUSKUNFTE

erteilen der Fachhandel, die Installateure und die Stadtwerke



Braunschweig

ÜBER 1100 JAHRE



Alte Hanse- und Residenzstadt. Staatstheater; Gemäldegalerie mit Werken von Rembrandt, Rubens, van Dyck, Vermeer; Städtisches Museum und Archiv; Naturhistorisches Museum; Welfenschatz aus dem 11. — 15. Jahrhundert. Älteste Technische Hochschule der Welt und bekannte Forschungsanstalten für Physik, Biologie und Landwirtschaft. Industrierwerke von Weltruf.



Kraftverkehrsgesellschaft m.b.H. Braunschweig

VERWALTUNG: BROITZEMER STRASSE 55; FERNRUF 26891/92

Kraftomnibuslinienverkehre im Raume des
Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Braunschweig
und Vermietungen von modernen Kraftomnibussen
für Sonderfahrten

Auskünfte und Fahrpläne fordern Sie bitte an in: Braunschweig, An der Martinikirche, Fernruf 26868

Braunschweigische Heimat



1959

45. Jahrgang · Heft 3



Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vom Klima der Stadt Braunschweig	
Von Dietrich Moderhack, Braunschweig, Schunterstraße 9	73
Die Namen für Feldabteilungen und Ackermaße in Ostfalen (Fortsetzung)	
Von Dr. Werner Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6	84
Die Magnikirche — im Blickpunkt weiterer Forschung	
Von Dr. Hans-Adolf Schultz, Braunschweig, Fuchsweg 11	92
Pfundbier und Johannsbier im Amte Eich	
Von Prof. Otto Hahne, Braunschweig, Körnerstraße 26	93
Aus dem alten Rábke	
Von Karl Böhme, weiland Pastor in Rábke	95
 Aus der Heimatpflege:	
Die Aufforstung von Kippen als Beispiel für praktische Landschaftspflege im Helmstedter Braunkohlenrevier	
Von Revierförster Otto Homuth, Neu-Büddenstedt, Dr.-Heinrich-Jasper-Straße 8	99
Ehrung des Heimatforschers Karl Rose in Schöningen	104
Neues heimatliches Schrifttum	104

Postscheck-Konto: Hannover Nr. 44065, Bankkonto: Brschw. g. Staatsbank Nr. 1273, Braunschweig

DIE ÖFFENTLICH-RECHTLICHE VERSICHERUNG



IN
BRAUNSCHWEIG
WOLFENBÜTTELER STRASSE 86
FERNSPRECH-SAMMEL-NR. 216 11/14

übernimmt von ihren Auftraggebern
Versicherungen aller Art und schützt ihre
Kunden bei unvorhergesehenen Schadenfällen
gegen die dann auftretenden Geldsorgen.

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 · Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag
Bezugspreis (-Mitgliedsbeitrag) 6,- DM · Postscheck-Konto: Hannover Nr. 440 65

45. Jahrgang

Oktober 1959

Heft 3

Vom Klima der Stadt Braunschweig

von Dietrich Moderhack

Das Klima ist keine einmalige Erscheinung in der Lufthülle wie ein Regenschauer oder ein Gewitter, sondern es stellt in einer Zusammenfassung von langjährigen Durchschnittswerten der einzelnen Klimaelemente (Temperatur, Wind u. a.) den mittleren, d. h. den normalen Witterungsverlauf eines Ortes oder eines Gebietes dar. Für die Berechnung solcher Durchschnittswerte müssen zuverlässige Beobachtungsergebnisse aus einer Reihe von Jahren vorliegen, wobei für unser Klima eine 30jährige Reihe meist schon als ausreichend angesehen wird. Besondere Bedeutung für jedes Klima haben einmal die geographische Breite, die großräumigen Windsysteme und Meeresströmungen, zum anderen wirken Verteilung von Wasser und Land, Höhenunterschiede und örtliche Geländeformen entscheidend auf die Klimagestaltung ein. So gewinnt auch die nähere und weitere Umgebung der Stadt maßgeblichen Einfluß auf deren Klima, das aber bisweilen unangenehme Eigenschaften haben kann, die keineswegs lokal bedingt sind: obwohl Braunschweig bereits in der Übergangszone vom maritimen zum kontinentalen Klimatyp liegt, wird hier noch oft der deutliche Einfluß des Ozeans in Form starker Bewölkung und niederschlagsreicher Westwinde empfunden, ein Einfluß, der allmählich in östlicher Richtung abnimmt. Darüber hinaus erfährt das großräumige Klima Abwandlungen durch die abwechslungsreiche Großstadtlandschaft, und dies häufig in ungünstiger Weise. Die durch Rauch, Verkehrstaub und industrielle Abgase verunreinigte Stadtluft ist für jede Art Strahlung weniger durchlässig, der Eintritt bestimmter Witterungserscheinungen verzögert sich und ist meist abgeschwächt. Die Temperaturen liegen durchschnittlich höher; Grund hierfür ist die stärkere, nachhaltigere Erwärmung der zusammengeballten Steinmassen, die mehr Wärme speichern können als der lockere Boden des Freilandes und die eine zu schnelle nächtliche Abkühlung verhindern. Außerdem ist die Windstärke infolge der erhöhten Reibung an den Gebäuden im Mittel deutlich herabgesetzt; dagegen können vornehmlich in Häuserschluchten infolge ihrer Düsenwirkung zuweilen viel bedeutendere Windgeschwindigkeiten gemessen werden. Diese Beispiele für die Unterschiede des Stadtklimas gegenüber dem der offenen Landschaft mögen genügen.

An Hand der wichtigsten Klimaelemente sollen nunmehr die Grundzüge des Klimas unserer Stadt beschrieben werden. Die im Text enthaltenen Zahlenwerte

sind dem Tabellenband der Klimakunde des Deutschen Reiches sowie den Aufzeichnungen der Wetterwarte Braunschweig entnommen und gelten, sofern nicht anders vermerkt, für den Zeitraum 1881—1930.

1. Der Wind

Die gesamte abwechslungsreiche Witterung ist weitgehend von der herrschenden Luftbewegung, den Winden, abhängig. Deshalb wollen wir sie an erster Stelle betrachten. Um ihre verschiedenen Eigenschaften, die für die Klimagestaltung jeder Gegend mitverantwortlich sind, erkennen zu können, sind Windrichtung und -stärke zu bestimmen. Dabei wird unter der Richtung des Windes die Himmelsrichtung verstanden, aus der er weht. Die allgemeine Beschaffenheit der Winde in ganz Deutschland ist folgende:

N-Wind = kalt
S-Wind = warm
W-Wind = feucht
E-Wind = trocken

(Nach internationaler Vereinbarung hat man für den Ostwind den Buchstaben E gewählt (East), um Verwechslungen mit dem französischen ‚Ouest‘ zu vermeiden.) Noch schärfer ist der Charakter der Zwischenrichtungen ausgeprägt:

	im Winter	im Sommer
NE trocken, heiter, beständig	— sehr kalt	warm
SE trocken	— kalt	sehr warm
SW feucht, vorwiegend trüb	— sehr mild	kühl
NW wechsellvoll, Schauertätigkeit	— Temperatur um 0 Grad	kalt

Im Winter ist demnach der kälteste Wind der NE. Dabei kann in Norddeutschland die offene Ostsee oft mildernd einwirken, so daß dann bei uns reine Ostwinde noch kälter erscheinen; das kühlsste Wetter im Sommer ist dagegen allgemein aus NW zu erwarten. Die wärmsten Winde beider Jahreszeiten wehen aus den entsprechenden Gegenrichtungen, nämlich aus SW und SE. Es leuchtet ein, daß die Ausprägung der Eigenart jedes Windes eine gewisse Stärke und Dauer des Windes voraussetzt.

Zu allen Jahreszeiten überwiegen in Braunschweig wie in ganz Nordwestdeutschland Winde aus westlichen Richtungen, besonders aber aus SW. Der Südwestwind erreicht in den Wintermonaten mit etwa einem Drittel aller Windrichtungen sein jährliches Maximum. Daher ist es durchaus nicht verwunderlich, sondern geradezu folgerichtig, daß ziemlich milde Winter allgemein viel häufiger sind als extrem kalte, die nur Episoden darstellen. Am seltensten sind dagegen rein nördliche Winde. Allenthalben im Frühjahr, besonders im April, treten sie zusammen mit denen aus NE in größerem Umfange auf und führen dann zu den gefürchteten Spätfrösten. Überschreitet die Häufigkeit dieser Winde die Normalwerte beträchtlich, so hat das einen zögernden und meist verspäteten Übergang zum Sommer zur Folge. Im Juni verschiebt sich das sekundäre Übergewicht nördlicher und nordöstlicher Winde zugunsten solcher aus NW; dieser Umlagerung verdankt die sogenannte Schafkälte ihre Entstehung, ein Kaltlufteinbruch im Frühsommer, mit dem wir uns später noch eingehender beschäftigen wollen. Östliche und südöstliche Winde, die im Sommer, wie gesagt, recht warmes Wetter bringen, sind dann gerade am seltensten, da in der warmen Jahreszeit der Bodenluftdruck auf dem

Kontinent fast immer niedriger ist als der Luftdruck an der Meeresoberfläche und das Druckgefälle dadurch gegen das Festland gerichtet ist. Und so entspricht es der Regel, daß in unserer Heimat die meisten Sommer nur mäßig warm und oft sehr feucht sind. Erst mit den abnehmenden Temperaturen im Herbst treten östliche bis südliche Winde bei allmählichem Ansteigen des Bodendruckes im Innern Eurasiens wieder häufiger auf und leiten fast alljährlich Ende September mit spätsommerlicher Wärme eine der beständigsten und freundlichsten Witterungsperioden im Jahresverlauf ein, den Altweibersommer, der schon oft das ersetzt hat, woran es der vorausgegangene Sommer fehlen ließ.

Die geschilderten Windverhältnisse in Braunschweig gelten allgemein auch in Nordwestdeutschland. Aus Tabelle 1 geht die hiesige jahreszeitliche Häufigkeit der Winde hervor:

Tabelle 1

Prozentuale Häufigkeit des Windes in Braunschweig

	N	NE	E	SE	S	SW	W	NW	C	
Frühjahr . . .	8	12	11	10	10	21	17	11	1	(März-Mai)
Sommer . . .	7	8	6	7	10	26	21	14	1	(Juni-August)
Herbst	5	8	11	11	14	29	15	7	1	(Sept.-November)
Winter	5	7	9	10	12	31	18	7	1	(Dezember-Februar)
Jahr	6	9	9	9	11	27	18	10	1	

(Wegen der größeren Übersichtlichkeit sind die Prozentzahlen auf ganze Einheiten abgerundet)

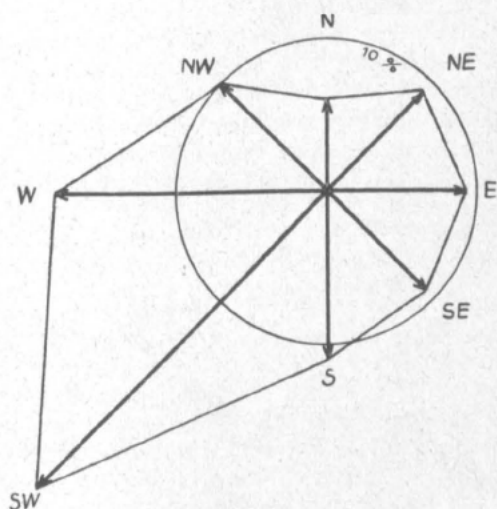


Abb. 1
jährliche Häufigkeitswindrose
(zu Tab. 1)

Alle diese jahreszeitlich schwankenden Winde ergeben sich aus der großräumigen Luftdruckverteilung und der jeweiligen Wetterlage; sie können also in manchen Monaten ganz erheblich von den normalen Verhältnissen abweichen.

So hatte beispielsweise der überaus kalte Februar 1956 im Vergleich zum langjährigen Durchschnitt einen beträchtlichen Überschuß an östlichen und nordöstlichen Winden aufzuweisen.

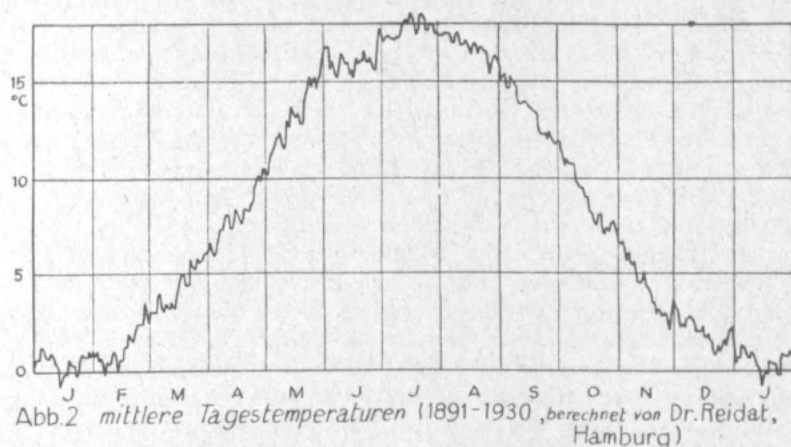
In diesem Zusammenhang ist eine Föhnwirkung des Harzes erwähnenswert, die, seiner Höhe entsprechend, freilich weitaus schwächer als die der Alpen ist, aber für Braunschweigs Klima dennoch eine gewisse Bedeutung hat. Bei anhaltender Süd- oder Südwestströmung kann sich ein am Nordrand des Harzes absteigender Föhn mitunter bis Braunschweig ausdehnen und so dann auch hier noch begünstigend auf Bewölkungsauflockerung und Temperaturerhöhung wirken. Umgekehrt ist die Stauwirkung des Harzes bemerkenswert, die sich bei Winden nördlicher und nordöstlicher Richtung manchmal ebenfalls bis zu unserer Stadt erstreckt und dabei eine Zunahme der Himmelsbedeckung und Niederschlagsneigung hervorruft. Sehr schwache Stau- und Föhnerscheinungen verursacht selbst noch der Elm, die aber nur unmittelbar an dessen Rande spürbar und so für unser Klima bedeutungslos sind.

Da der allgemeine Charakter jedes Windes, wie schon angedeutet, nur bei ausreichender Stärke deutlich genug zum Ausdruck kommt, sei darüber noch folgendes gesagt: sehr starke Winde oder gar volle Stürme, die an steilen Druckgefällen auftreten, im Binnenland aber ohnehin recht selten sind, kommen in der Regel aus westlichen Richtungen. Nur in küstennahen Strichen, zumal an der Ostsee, stellen sich selten auch nördliche bis nordöstliche Stürme ein. Die schwersten Böen aber bringt allgemein der Westnordwest- oder der Nordwestwind. Trotzdem kann jeder Wind böigen Charakter annehmen, vor allem in der Höhe. Dagegen ist der durchschnittlich schwächste Wind im Binnenland der Südost. Überhaupt dürften hier östliche Winde die Stärke 6 (nach Beaufort = Bft) am Boden selten überschreiten. Diese Verhältnisse in ganz Norddeutschland treffen auch für Braunschweig zu, ebenso die Tatsache, daß die Windstärke vom Sommer zum Winter zunimmt. Dabei wird im Winter Bft 6—7 durchschnittlich doppelt so oft beobachtet wie in der warmen Jahreszeit. Daß zuweilen auch stürmische Winde (Stärke 8 und darüber) mitten im Sommer auftreten können, hat der August 1956 deutlich bewiesen. Die Zeiten absoluter Windstille erreichen im Jahresdurchschnitt nur knapp 1,5 %, sind mit 2 % am häufigsten im August vorhanden, während sie im April und Juni je 1 % ausmachen.

II. Die Temperatur

Die Temperatur, die stark von den herrschenden Windverhältnissen abhängt und nur eine Folge der Strahlung ist, ist das bedeutendste Klimaelement. Sämtliche Temperaturmessungen werden nach internationaler Vereinbarung in strahlungsgeschützten Wetterhütten 2 Meter über dem Erdboden vorgenommen und stellen somit vergleichbare Größen dar. Hier soll uns neben dem langjährigen Mittelwert auch der bisher aufgetretene absolute Extremfall interessieren.

Langjährige Mittel haben sich auf Grund der langjährigen Beobachtungen einerseits für den Durchschnittswert jedes Kalendertages, der mittels dreier Messungen um 7, 14 und 21 Uhr Ortszeit gewonnen wird, und so andererseits für die einzelnen Monate ergeben. Abbildung 2 zeigt den von solchen langjähriger Tagesmitteln gebildeten idealen Jahresgang der Temperatur in Braunschweig.



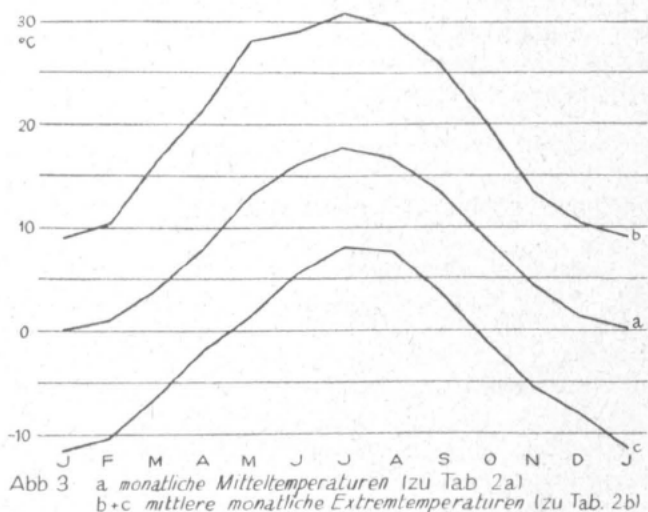
Die entstandene Kurve steigt nicht etwa in gerader Linie vom Höhepunkt des Winters, der in Braunschweig im langjährigen Durchschnitt Mitte Januar eintritt, zum Höhepunkt des Sommers im zweiten Julidrittel an, um danach ebenso geradlinig wieder zum Minimum abzufallen, sondern spiegelt in markanten Spitzen und Einbuchtungen unser wechselvolles Klima- und Wettergeschehen wider. Tatsächlich bildeten diese „Störungen“ im Jahresverlauf den Ausgangspunkt für die Erforschung der alljährlich oft zum gleichen Termin wiederkehrenden Wetterwendepunkte (Singularitäten im Wetterablauf), an denen die im Steigen bzw. im Fallen begriffene Kurve rückläufig wird. Die bekanntesten sind die kalten Tage im Mai, die aber nicht, wie oft behauptet wird, nur an den Eisheiligen auftreten, sondern sich genau so häufig auf den ganzen Zeitraum zwischen dem 5. und dem 20. des Monats verteilen können. Gleichfalls wichtig ist die als Schafkälte bezeichnete kühle Periode im Juni, die durch wiederholte monsunartige Einbrüche maritimer Arktikluft aus NW und N gekennzeichnet ist (europäischer Sommermonsun) und die bedeutendste Verwerfung im Jahresgang verursacht. Als Gegenstück hierzu können der Altweibersommer in der zweiten Septemberhälfte und winterliche Frostperioden mit Ostwind angesehen werden. Zuletzt sei ein Wärmereückschlag erwähnt, der sich mit beachtlicher Regelmäßigkeit zwischen Weihnachten und Neujahr einstellt (Weihnachtstauwetter) und der auch deswegen auffällt, weil er schon oft viele Hoffnungen auf ein weißes Fest zunichte gemacht und statt dessen bis zum Jahreswechsel meist mildes und regnerisches Wetter gebracht hat.

Dieser Rhythmus verschwindet selbst im langjährigen Mittel nicht und ist überall im norddeutschen Flachland ziemlich ähnlich. Lediglich das Eintrittsdatum der genannten wie noch anderer nicht so auffälliger Störungen verschiebt sich bei Einbrüchen von Meeresluft binnenwärts um wenige Tage; entsprechend muß sich auch der Einfluß kontinentaler Luftmassen in den küstennahen Gegenden verzögern.

Doch sogar am gleichen Ort können sich Beginn und Ende dieser Perioden um etliche Tage verschieben. Ebenso sind die täglichen Mittel schon an manchen Tagen beträchtlich von den langjährigen Regelwerten abgewichen, nämlich um

über 10 Grad nach oben und bis zu 20 Grad nach unten, wie es beispielsweise im kalten Februar der Jahre 1929 und 1956 geschehen ist. Daß so gewaltige und zugleich seltene Abweichungen einzelner Tage die Schwankungen bei den Monatsmitteln wesentlich übertreffen, ist erklärlich. Immerhin unterschritten die Mitteltemperaturen der beiden oben genannten Monate, die die bisher kältesten in Braunschweig gewesen sind, mit je -10 Grad den Normalwert um den absoluten Betrag von 11 Grad, wie aus der Tabelle 2a hervorgeht. Demgegenüber zeigten die hiesigen wärmsten Sommermonate in den Jahren 1911, 1917 und 1944 mit je 21 Grad im Mittel eine positive Abweichung, die nur der knappen Hälfte der negativen in jenen Wintermonaten entspricht. Nach den Regelwerten der einzelnen Monate beträgt die mittlere Jahrestemperatur im Stadtinnern nahezu 9 Grad, ist aber in den Außenbezirken um mehrere Zehntelgrade tiefer. Selbst hierbei sind noch Abweichungen von mehr als $\pm 1,5$ Grad gegenüber der Norm möglich. Die Jahresschwankung der monatlichen Mitteltemperaturen erreicht annähernd 18 Grad und gibt die Lage der Stadt im Übergangsgebiet vom maritimen zum kontinentalen Klimatyp überaus treffend wieder. Diese Schwankung bleibt zum Beispiel an der Westküste Irlands noch unter der Hälfte der hiesigen, während sie in der Gegend von Moskau 30 Grad ausmacht. Entsprechende Unterschiede in der jährlichen Schwankung sind auch schon deutlich in Mitteleuropa vorhanden.

Bei den Extremtemperaturen sind mittlere tägliche von mittleren monatlichen zu unterscheiden. Die einen geben an, wie weit das Thermometer an jedem Tag des Monats im Mittel steigt oder fällt, den anderen ist dagegen die durchschnittlich höchste bzw. tiefste Temperatur eines ganzen Monats zu entnehmen, die irgendwann einmal in den vier Wochen erreicht wird (Tabelle 2b, Abb. 3). Für die jährlichen Extreme haben sich sogar noch etwas höhere und tiefere Werte ergeben, wie dem Leser auffallen mag. Hierin spiegelt sich die weit verbreitete Tatsache, daß sich die tiefste bzw. höchste Temperatur eines Jahres nicht immer im Januar und im Juli einzustellen pflegt, wenn auch dann die größte Wahrscheinlichkeit dafür besteht.



In Tabelle 2c sind die in den einzelnen Monaten der Jahre 1881—1930 jemals gefundenen höchsten und tiefsten Temperaturen zusammengestellt. Die fettgedruckten sind die für Braunschweig absoluten Extremwerte, die bislang noch nicht wieder erreicht oder gar überschritten worden sind. Demnach ergibt sich als größtmögliche Schwankung in nunmehr bereits über 75 Jahren der Betrag von annähernd 63 Grad, der die normale Schwankung der Jahresextreme um ein Drittel übersteigt. In der jährlichen Folge Winter-Sommer sind bei uns schon Unterschiede von mehr als 50 Grad nicht allzu häufig. In letzter Zeit wurde diese Stufe nur in den außergewöhnlichen Jahren 1947 und 1956 um mehrere Grade überschritten. 1956 läßt sich der auffallend breite Schwankungsraum von 54 Grad vor allem aus den tiefen Wintertemperaturen ableiten, während extreme Hitzegrade im ganzen Verlauf des Sommers nicht in Erscheinung traten.

Tabelle 2

Temperaturverhältnisse in Braunschweig (C = Celsius)

	J	F	M	A	M	J	J	A	S	O	N	D	Jahr
a) Mittlere Monats- temperaturen (°C)	0	1	4	8	13	16	18	17	14	9	4	1	9
b) Mittlere monat- liche Extrem- temperaturen (°C)	9	11	17	22	28	29	31	30	26	20	14	11	33
c) Absolute monat- liche Extrem- temperaturen (°C)	-11	-10	-6	-2	1	6	8	8	4	-1	-5	-8	-14
1881—1958	15	18	23	29	35	34	36	36	34	27	20	17	36,4
	-24	-26	-19	-7	-3	1	6	4	-3	-7	-16	-20	-26,3
d) Mittlere Anzahl der Frost- und Sommertage	18	16	12	4	0	.	.	.	0	3	10	15	78
	.	.	.	0	4	7	9	7	2	0	.	.	29

(Der besseren Übersicht wegen sind die Tabellenangaben auf ganze Zahlen abgerundet)

Derartig tiefe wie überhaupt alle Jahresminima treten in unserem Raum stets bei schwacher oder völlig fehlender Luftbewegung ein, meist im Anschluß an einen unterschiedlich intensiven Einbruch trockener Kaltluft. Dabei pflegt sich die tiefste Temperatur erst einzustellen, wenn die eingeströmten Luftmassen zur Ruhe gekommen sind und bei heiterem Himmel kräftige nächtliche Ausstrahlung einsetzt. Sie bedingt beim Vorhandensein einer Schneedecke eine weit stärkere Abkühlung und kann so die Temperatur dicht über dem Erdboden auf abnorm niedrige Grade herabdrücken. Diese Fröste, die durch großräumige kalte Luftströmungen zusammen mit nächtlicher Ausstrahlung verursacht werden, verschärfen sich noch beträchtlich, wenn Luft aus höher gelegenen Teilen langsam in Täler und Geländemulden abfließt und Kaltluftseen bildet. In ihnen ist es meist beachtlich kälter, und in unmittelbarer Bodennähe können selbst im Früh- und Spätsommer leichte Fröste gemessen werden. In der näheren Umgebung unserer Stadt fehlen aber entsprechende Geländeformen in bemerkenswertem Ausmaß, so daß hier alle abnormen Tiefsttemperaturen, wie sie in einzelnen Gebirgsgegenden Süddeutschlands fast alljährlich wiederkehren, allein auf extrem kalten Luftströmungen beruhen müssen, die in sämtlichen Stufen des Luftraums wirksam sind. Gleichartige Luftströmungen verursachen auch die hiesigen Früh- und Spät-

fröste. Der letzte Frost in 2 m Höhe fällt im Stadtgebiet im vierteljährigen Mittel etwa auf den 16. April, während im Herbst das Thermometer um den 23. Oktober erstmalig wieder unter den Gefrierpunkt zu sinken pflegt, so daß die frostfreie Zeit rund ein halbes Jahr andauert. Der Eintritt beider Fröste ist in den einzelnen Jahren sehr verschieden, er hat sich im Höchstfall schon um je vier Wochen verfrüht und um die gleiche Zeit verzögert. Die frostfreie Periode erfährt dadurch entsprechend ungünstige oder vorteilhafte Abänderungen. In unmittelbarer Bodennähe kann der erste Frost schon manchmal im September gemessen werden, während der letzte Bodenfrost oft erst im Mai auftritt.

Schließlich sei auf besondere Tage hingewiesen, an denen die Temperatur bestimmte Grenzwerte unterschreitet oder erreicht. An „Frosttagen“ (Tabelle 2d) muß das Thermometer irgendwann einmal unter den Gefrierpunkt sinken, während für „Sommertage“ der Mindestwert von 25 Grad erforderlich ist. Das Vorkommen solcher Tage schwankt allgemein erheblich. Die Jahressumme der Frosttage kann sich in Braunschweig um die Hälfte der normalen erhöhen, die der Sommertage wie 1956 um mehr als zwei Drittel verringern (8).

III. Der Niederschlag

Neben der Temperatur ist der Niederschlag das bekannteste und meist untersuchte Klimaelement. Seine mannigfachen Entstehungsweisen, die hier jedoch nicht besprochen werden können, verdankt er in allen Fällen der Abkühlung der Luft. Entscheidend ist für unser Klima, daß der Niederschlag gerade infolge der wechselvollen Witterung und unterschiedlicher Geländeformen zeitlich und örtlich erheblichen Schwankungen ausgesetzt ist.

Zwischen der regenreicheren Gegend der nördlichen Wesergebirge und der trockeneren Magdeburger Börde erreicht die jährliche Niederschlagshöhe im Stadtgebiet durchschnittlich etwa 680 mm. Diese Zahl gibt gleichzeitig die Litermenge pro Quadratmeter an. Die deutlich vorhandene Leewirkung der westlichen Höhenzüge ist bis Braunschweig hin nicht mehr nachweisbar. Ebenso dehnt sich der Regenschatten des Harzes nicht bis hierhin aus, sondern bleibt bei der vorherrschenden Südwestströmung nur auf die südöstlichen Teile des nördlichen Harzvorlandes beschränkt. Eine nennenswerte Niederschlagserrhöhung gegenüber dem Stadtgebiet zeigt der Elm. Von dort erst nehmen die Niederschläge stetig in östlicher Richtung ab.

Verfolgt man die bis 1880 zurückreichende Braunschweiger Niederschlagschronik, so ergibt sich als größte Jahresmenge in unserer Stadt der Wert von 965 mm (1941). Das ist fast das Anderthalbfache der normalen jährlichen Regenhöhe. Als kleinste Jahressumme wurden dagegen nur 428 mm Niederschlag gemessen (1934). Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß das laufende Jahr 1959 im ganzen noch trockener ausfällt. Diese Vermutung stützt sich auf einen abnormen Niederschlagsmangel, der nach den ersten sieben Monaten beinahe 250 mm gegenüber dem Regelwert erreicht hat und in Braunschweig seit dem Vorliegen zuverlässiger Messungsergebnisse noch nicht beobachtet worden ist.

Die mittleren Monatsmengen für das Stadtgebiet zeigen Tabelle 3 a und Abbildung 4.

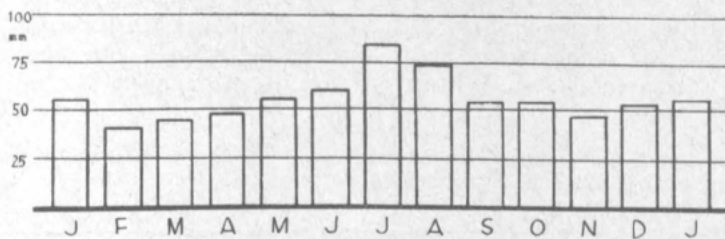


Abb. 4 mittlere Monatssummen des Niederschlags (zu Tab. 3 a)

Demnach erweist sich der Februar als niederschlagsärmster Monat. Von dort steigen die Monatssummen ununterbrochen bis zum sommerlichen Maximum im Juli an, fallen danach aber stufenweise ab, wobei sie ein weiteres Minimum im November erreichen. Dieser Jahresverlauf ist auch typisch für den überwiegenden Teil der nordwestdeutschen Tiefebene.

Die Ergiebigkeit der sommerlichen Niederschläge läßt sich folgendermaßen ableiten: kühlt sich ein Kubikmeter gesättigter Luft (relative Luftfeuchtigkeit = 100 %) von 25 Grad auf 20 Grad ab, so wird dabei 4 bis 5mal so viel Wasser frei wie bei der Abkühlung der gleichen Menge von 0 Grad auf -5 Grad. Der geringere winterliche Niederschlag ist trotzdem sehr nachhaltig, weil er den Boden bei der schwachen Verdunstung vollständig mit Feuchtigkeit anreichert und so Wasserreserven für den starken Verbrauch in der Wachstumsperiode schafft. Jene Jahresverteilung braucht aber in ungünstigen Fällen auch nicht annähernd zuzutreffen; sie erleidet weit bedeutendere Schwankungen, als diese im jährlichen Gang der monatlichen Mitteltemperaturen zu erkennen sind. Einerseits kann sich das Verhältnis umkehren, so daß das Maximum der Niederschläge im Spätherbst oder Winter, das Minimum — zumal in Dürrejahre — im Sommer eintritt, andererseits haben sich schon Monatssummen mindestens verdoppelt, ja sogar fast verdreifacht. Hierbei ist der besprochene Jahresgang weitgehend erhaltengeblieben, da in unserer Stadt extreme Regenhöhen von 200 mm bislang nur im Juli gemessen worden sind. Sie ergeben sich meist aus den mit sommerlichen Wärmegewittern verbundenen Starkregen, können aber auch durch Dauerregen verursacht werden, die zu allen Jahreszeiten möglich sind. Erstaunlich ist es, daß das Niederschlagssoll mancher Monate bereits von der Menge eines einzigen Tages erfüllt worden ist. Erwähnenswert erscheint mir der 80 mm hohe Tageswert tropischen Ausmaßes am 16. Juli 1956, der als die bisher größte 24stündige Niederschlagssumme in Braunschweig angesehen werden darf. Ganz niederschlagsfreie Monate sind hier dagegen noch nicht vorgekommen; selbst der trockenste (Mai 1959) brachte 3 mm.

Wichtig zur Beurteilung der Niederschlagsverhältnisse eines Ortes ist ferner die Anzahl der Tage, an denen meßbarer Niederschlag von mindestens 0,1 mm fällt (Tabelle 3 b). Die Jahresschwankung ist verschwindend gering; das Maximum liegt im Dezember (18,6), während der Mai die wenigsten solcher Tage aufzuweisen hat (14,8). Der Jahressumme (197) entsprechend, kann im Mittel bereits an jedem zweiten Tag meßbarer Niederschlag (mindestens 0,1 mm) fallen, davon an 37 Tagen im Jahr als Schnee oder Schneeregen (Tab. 3 c). Der erste Schneefall stellt sich im langjährigen Durchschnitt um den 14. November ein, die letzten Flocken gehen meist in Schauerbegleitung um den 18. April nieder. Genau wie

bei den Eintrittsdaten der Früh- und Spätfröste sind hier jährliche Verschiebungen die Regel, die schon bis zu sechs Wochen betragen haben, aber keinerlei Schlüsse auf die nachfolgende Witterung, etwa einen strengen Winter, zulassen.

Tabelle 3

Niederschlagsverhältnisse in Braunschweig

	J	F	M	A	M	J	J	A	S	O	N	D	Jahr
a) Mittlere Monatshöhen (mm)	56	41	46	48	56	60	85	74	55	55	47	53	676
b) Mittlere Anzahl der Tage mit mind. 0,1 mm N.	18	16	17	16	15	15	17	17	15	16	16	19	197
c) Mittlere Anzahl d. Tge. m. Schnee od. Schneeregen v. mind. 0,1 mm	9	8	7	3	0	0	3	7	37

Schnee wird als bleibender Niederschlag zu einem wichtigen Klimaelement: eine geschlossene Schneedecke verhindert den Wärmeaustausch des Bodens und fördert die Abkühlung der Luft an der Oberfläche, da jede Wärmezufuhr von unten her durch den Schnee verhindert wird. Dieser gibt dann leicht Anlaß zur Bildung von Temperaturumkehrungen und wirkt begünstigend und erhaltend auf die Dauer klaren Frostwetters, so daß Winter mit anhaltender Schneebedeckung zugleich kalte Winter sind. Doch wie überall im nordwestdeutschen Tiefland ist ihr Vorhandensein um so fragwürdiger, als das wechselvolle Wettergeschehen meist keine Schneedecke von längerem Bestand und größerer Mächtigkeit erlaubt. Trotzdem haben sich bei uns schon gleichmäßige Schneehöhen bis zu 30 cm gebildet (z. B. im Februar 1956); sie sind aber äußerst selten, da die meisten Schneefälle weniger als 5 cm bringen, der Schnee verdunstet und durch sein Eigengewicht allmählich zusammensackt.

IV. Sonnenscheindauer und Bewölkung

Sonnenscheindauer und Bewölkung stehen in unmittelbarem Zusammenhang und verdienen eine eigene Betrachtung. Von klimatischer Wichtigkeit ist vor allem die Stärke und Dauer der Einstrahlung. Diese hängt einerseits von der jahreszeitlich verschiedenen Sonnenhöhe ab, richtet sich aber andererseits auch nach dem Zustand der Bewölkung und der Lufttrübung und ist deswegen in der Großstadt von vornherein herabgesetzt. Der Grad der Bedeckung wird nach Zehnteln der Himmelsfläche geschätzt und ist bei völlig geschlossener Bewölkung 10, bei Wolkenlosigkeit 0. Der jährliche Verlauf zeigt in Braunschweig zwei Tiefstwerte: im Mai und im September, während sich im Juli ein kleiner Nebenhöchstwert und im Dezember das Hauptmaximum einstellt. Hierdurch ist unter anderem die Ausgeglichenheit des täglichen Temperaturganges im Winter bestimmt. In diesen Monaten sind im Durchschnitt etwa drei Viertel des Himmels gewölbes bedeckt, wogegen die Bewölkung des Mai und September nur ungefähr die Hälfte der Fläche ausmacht.

Ähnlich, jedoch umgekehrt, verläuft der Gang der Sonnenscheindauer, wenn man sie in Prozentzahlen der astronomisch möglichen Dauer, also der Tageslänge, ausdrückt (relative Sonnenscheindauer).

Tabelle 4

Mittlerer täglicher Sonnenschein in Prozent der möglichen Dauer in Braunschweig

J	F	M	A	M	J	J	A	S	O	N	D	Jahr
20	26	29	36	46	44	43	39	39	31	23	13	32

Nach Tabelle 4 ist hier der sonnenscheinreichste Monat der Mai, der sonnenärmste der Dezember, der am meisten zu trübem Wetter neigt. Im ganzen Jahr scheint die Sonne im Mittel nur während eines Drittels der Tagesdauer, während der Himmel die übrige Zeit bedeckt ist, wobei freilich häufig Verschiebungen eintreten können.

In der vorstehenden Schilderung ist versucht worden, Braunschweigs wesentliche Klimaeigenschaften darzustellen. Noch einmal sei darauf hingewiesen, daß unsere Stadt in der Übergangszone vom maritimen zum kontinentalen Klimatyp liegt und daher ihr Klima vom Meer und Festland gleichermaßen geprägt wird. Hierbei wird zeitweise der Einfluß des Ozeans dominieren; er nimmt aber, wie schon gesagt, binnenwärts ab, so daß andererseits der Festlandseinfluß in Braunschweig durchschnittlich schon spürbarer zur Geltung kommt als beispielsweise in Hamburg oder selbst in Hannover. Dies zeigt sich nicht allein in der Temperaturgestaltung, Luftfeuchte und Niederschlagshäufigkeit unserer Stadt, sondern vielmehr im gesamten Witterungsverlauf: man denke etwa an das Übergreifen atlantischer Tiefdruckgebiete auf Mitteleuropa. Hamburg und auch Hannover werden in der Regel den Durchgang der Frontalzonen der Tiefs beobachten können. Ein weiteres Wandern nach Osten tritt aber gelegentlich weniger häufig ein, so daß die Fronten bisweilen stationär werden und sich auflösen, ehe sie Braunschweig erreicht haben. In diesem Fall verbleibt unsere Stadt im Einfluß der Festlandsluftmassen und verzeichnet einen Fehlschlag der Wetterprognose aus Hamburg, der nicht dem Unvermögen der Meteorologen, sondern der Randlage Braunschweigs im Vorhersagebereich zuzuschreiben ist.

Als lokale Besonderheit verdienen der hin und wieder auftretende Stau und Föhn des Harzes Beachtung, Erscheinungen, die oben ausführlicher besprochen worden sind. Auch das Flugsandgebiet am nordwestlichen Stadtrand wäre noch hervorzuheben, das bei trockenen Winden unter Erosionsgefahr zu leiden hat. Als besonderes Kennzeichen unseres Klimas endlich gilt die große Schwankungsbreite aller Klimaelemente, so daß verregnete Sommer oder schneearme Winter keinesfalls die Folge atomarer Entladungen zu sein brauchen, da solche regelwidrige Witterung ja schon aus früherer Zeit überliefert ist.

Schrifttum

1. Klages, F.: Das Klima der Stadt Braunschweig. In: Braunschweig im Jahre 1897. Braunschweig 1897.
2. Klimakunde des Deutschen Reiches. Bd. 2. Tabellen. Berlin 1939.
3. Hoffmeister, J. und Schnelle, F.: Klimaatlas von Niedersachsen. Oldenburg i. O. 1945.

Für freundliche Auskünfte ist der Verfasser der Wetterwarte Braunschweig, namentlich Herrn Reg.-Rat z. Wv. Herbert W. L. Müller (jetzt Wetteramt Hannover), zu Dank verpflichtet.

Die Namen für Feldabteilungen und Ackermaße in Ostfalen

von Werner Flechsig

7. Vorling

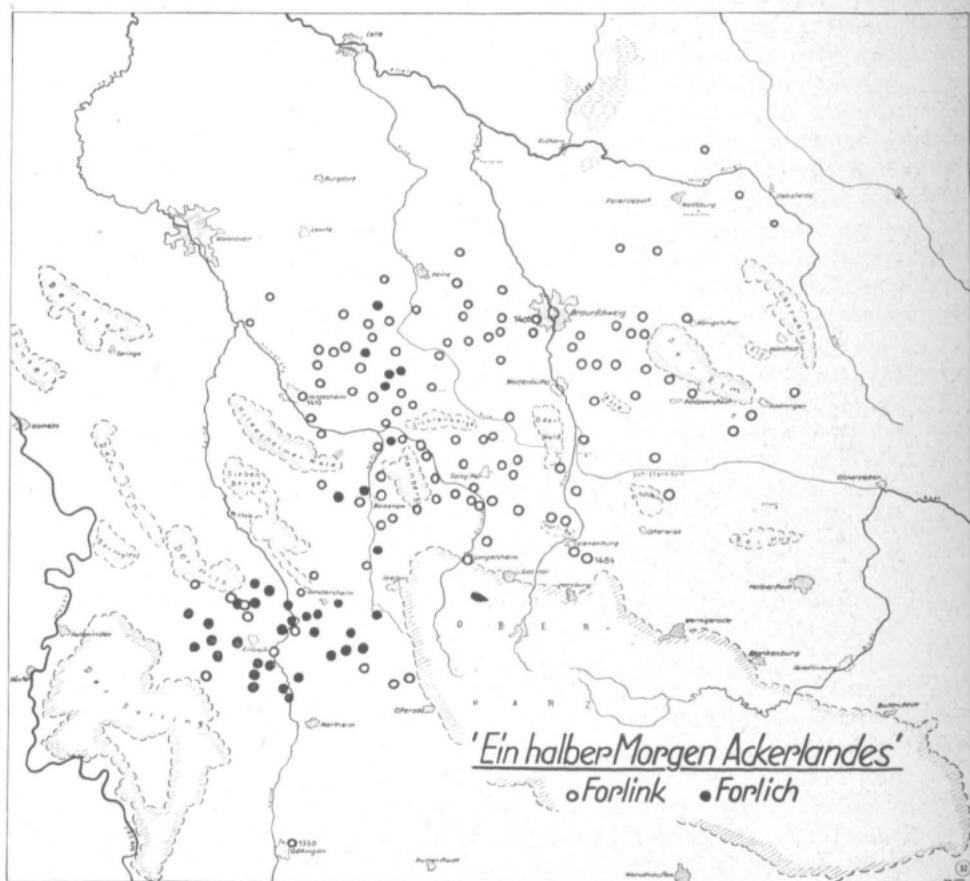
Der „Morgen“ war, wie ich in Heft 1/1959 unserer Zeitschrift auf S. 46 ff. dargestellt habe, das in ganz Ostfalen gebräuchliche normale Flächenmaß, nach dem der Landbesitz an Äckern, Wiesen und Wald gerechnet wurde. Für einen halben Morgen Ackerlandes gab es jedoch nach Gesenius¹⁾ in den Fürstentümern Wolfenbüttel und Calenburg noch eine besondere Bezeichnung. Gesenius gibt sie in der Form Vorling wieder. Dieses Wort ist von mnd. (mittelniederdeutsch) vore ‚Ackerfurche‘ durch Anfügung des Suffixes -ling abgeleitet und gehört zusammen mit dem mittelniederländischen forlanc und dem angelsächsischen furlong. Soweit ich sehe, erscheint es in Ostfalen zuerst in Göttinger Urkunden von 1330, 1364 und 1374²⁾, in Timmern Kr. Wolfenbüttel 1356³⁾, in Braunschweig 1401⁴⁾, in Hildesheim 1424⁵⁾, in Lochtum bei Vienenburg 1484⁶⁾. Während des 18. und frühen 19. Jahrhunderts war das Wort als Appellativum noch im lebendigen Sprachgebrauch, wie manche bauerliche Eheversreibungen, Kaufverträge und ähnliche Urkunden erkennen lassen. So finden wir z. B. in der Ehestiftung für Heinrich Behrens in Sonnenberg und Ilse Dorothea Ehlers in Wahle, Kr. Braunschweig, von 1809 „3 Vorling Landes, als 1 Vorling auf der großen Heide, 1 Vorling auf dem Großen Gleidinger Felde und 1 Vorling auf dem Sonnenberger Felde“⁷⁾. Mit der Separation im 19. Jahrhundert verschwanden aber solche Splitterteile des Landbesitzes hierzulande zum größten Teile, und damit entfiel auch die Notwendigkeit, fernerhin Bruchteile von Morgen besonders zu bezeichnen. Seitdem kennt der Dorfbewohner das Wort Vorling wohl nur noch dort, wo es als Flurname in Karten, Feldbeschreibungen und Separationsrezessen festgelegt wurde, meist in der einfachen Form Vorling, Vörling oder Föhrling, aber auch zusammengesetzt als Steinvorlinge bei Cremlingen, Schwath-Vorlinge bei Denstorf, Gänsevorlinge bei Salzgitter-Barum, Wellenvorling bei Salzgitter-Gr. Mahner, Rosenvorling bei Kl. Lafferde usw.

Die Frage nach der plattdeutschen Bezeichnung eines halben Morgens, im 4. Mundartfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum wußten 1954 die meisten ostfälischen Gewährsleute schon nicht mehr zu beantworten, weil ein besonderer Ausdruck dafür in ihren Orten gänzlich aus der Überlieferung geschwunden war. Nur in 153 von rund 450 befragten Orten kennt man das Wort Vorling noch. Es wurde in recht verschiedenen Lautformen wiedergegeben, nämlich als Förlinck, Forrlinck, Farrlinck, Förlinck, Förlinck, Förlid, Forrlid, Farrlid, Förlid, Förläi, Forrlöi, Farrläi, aber sie alle lassen sich mühelos auf die gleiche mnd. Grundform vorling zurückführen.

Der Stammsilbenvokal, der in altniederdeutsch furh ‚Ackerfurche‘ noch kurz gewesen war, wurde zwar im späteren Mittelalter nach der Senkung zu o infolge seiner Stellung in offener Silbe bei dem Worte vore gedehnt, aber durch die Anfügung des Suffixes -link konnte die Tondehnung verhindert oder wieder rückgängig gemacht werden, weil das o sich nun in geschlossener Silbe befand. So erklärt sich das Nebeneinander von Förlinck und Forrlinck. In manchen ostfälischen

Ortsmundarten, wo kurzes *o* vor *r* mit einem Folgekonsonanten zum kurzen *a* gesenkt wurde, entstand in neuerer Zeit aus *Forrlink* die Form *Farrlink* wie *Darp*, *Margen* und *Warm* aus *Dorp*, *Morgen* und *Worm*. Dort, wo man besonders umlautfreudig ist und *Dörp* statt *Dorp*, *Döst* statt *Dost* und *Före* statt *Före* sagt, erklingt dementsprechend auch *Förlink* statt *Förlinck* oder gar, bei Neigung zur Entrundung des *ö* zu *e*, *Ferlink*. In 40 Orten der Kreise Northeim, Einbeck, Gandersheim, Osterode, Hildesheim-Marienburg und Peine, also nur im westlichen Ostfalen zwischen Weser und Fuhse, konnte eine Kürzung des Suffixes durch Schwund des *n* festgestellt werden. Ein solcher Nasalschwund läßt sich bei dem männlichen Suffix *-ing* und dem weiblichen Suffix *-inge* zwar seit dem ausgehenden Mittelalter in ganz Ostfalen nachweisen, ist aber bei *-ling* ungewöhnlich. So stehen im Neustfälischen neben *Hennidi* für den Rufnamen *Henning*, *Beddespunnidi* w. für die ‚Bettsstelle‘ und *Beddich* für den Ortsnamen *Beddingen* die ungekürzten Formen *Krüm(me)link* für ‚Krummholz‘, *Schöttlink* (oder *Schörlinck*, *Schütlink*) für ein ‚vierteljähriges Schwein‘ und *Knaitlink* für den Ortsnamen *Kneitlingen*. Wie das gekürzte Suffix *-ing(e)* in den Schreibformen der Urkunden und Akten vom 15. bis 18. Jahrhunderts oft nur als *-i* wiedergegeben wurde (z. B. *Henni*, *spundi* und *Beddi*), so kommt aber gelegentlich damals auch statt *vorling* schon die gekürzte Form *vorli* vor, so 1527 „1 forli up dem meyerkampe“ als Pfarrland bei Kl. Lafferde im Kr. Peine⁸⁾. Wahrscheinlich sollte das auslautende *-i* oder *y* in jenen Schreibungen den gesprochenen Laut *-ich* wiedergeben, der sich schon im ausgehenden Mittelalter durch Nasalschwund aus *-inge(e)* entwickelt haben wird, denn ein Umweg von *ing(e)* über *-i* zu *ich* ist lautgeschichtlich kaum möglich. Wo der halbe Morgen heute *Förlāi*, *Forrloī* oder *Farrlāi* genannt wird, handelt es sich demnach nicht um echte Sprechformen einer ununterbrochenen mündlichen Überlieferung, sondern um die vermeintlich lautgerechte Übertragung eines nur noch aus schriftlichen Quellen des 15.—18. Jahrhunderts bekannten Wortes in die heutige Mundart. Die Formen mit auslautendem *-lich*, die von anderen westostfälischen Gewährsleuten mitgeteilt wurden, sind zweifellos echter und zeigen an, daß in den betreffenden Orten das alte Wort für einen halben Morgen bis in die Gegenwart hinein im Volksbewußtsein lebendig geblieben ist, allen Kanzleiformen auf *-ling* oder *-li* zum Trotz.

Zählen wir mit den durch Fragebogen ermittelten Belegen für das Wort *Vorling* in seinen verschiedenen Lautformen noch diejenigen zusammen, die durch gedruckte oder handschriftliche Flurnamensammlungen nachgewiesen sind, so ergeben sich jetzt für Ostfalen insgesamt 172 Belegorte, also 139 mehr, als mir 1950 bekannt waren. Sie verteilen sich auf die Kreise Helmstedt (7), Halberstadt (1), Wolfenbüttel (21), Braunschweig (21), Salzgitter (7 Ortsteile), Goslar (15), Peine (8), Hildesheim-Marienburg (30), Alfeld (1), Hannover (2), Springe (1), Neustadt (3), Grafschaft Schaumburg (1), Holzminden (2), Gandersheim (24), Einbeck (18), Osterode (6), Northeim, Münden, Göttingen und Blankenburg (je 1). Dazu kommen westlich der Weser noch 2 lippische Belege (Schlangen, Kr. Detmold, 1460, und Stemmen, Kr. Lemgo)⁹⁾ und 2 nordhessische (Ersen und Obermeiser im Kr. Hofgeismar)¹⁰⁾. Wahrscheinlich würde sich die Zahl der Belege in den Kreisen Göttingen, Münden, Northeim, Osterode, Holzminden, Alfeld, Springe, Hannover und Grafschaft Schaumburg noch erheblich vermehren, wenn diese Kreisgebiete ebenso eingehend durch Mundartfragebogen oder Flurnamen-



sammlungen erforscht wären wie die übrigen Teile der ostfälischen Sprachlandschaft. Aber auch die verhältnismäßig wenigen Stichproben im äußersten Nordwesten und Südwesten Ostfalens verraten uns schon jetzt, daß das Wort Vorling westlich der Leine bis zur Nord-, West- und Südgrenze der ostfälischen Sprachlandschaft hin früher überall ebenso gebräuchlich gewesen sein muß wie zwischen Leine und Oker. Ganz anders liegen die Verhältnisse östlich der Oker. Hier reichen die Belege nicht bis zur Mittel-elbe, der Ostgrenze Ostfalens, sondern nur bis zu einer Linie, die von Eischott im Vorsfelder Werder nahe dem Südwestrande der Altmark über Danndorf, Bahrdorf, Reinsdorf, Hoiersdorf und Dobbeln, alle im Kr. Helmstedt, bis Roklum im Kr. Wolfenbüttel am Nordrande des Großen Bruches führt und südlich des Bruches über Hessen a. F. im Kr. Halberstadt und Lochtum im Kr. Goslar den Harzrand erreicht. Jenseits dieser Grenzlinie haben bisher weder Stichproben durch Mundartfragebogen im Kr. Halberstadt (Baders-

leben, Dardesheim, Dedeleben, Ströbeck, Zilly) noch die Durchsicht der Flurnamensammlungen in den Kr. Wernigerode, Oschersleben, Haldensleben, Wolmirstedt, Wanzleben und Stadtkr. Magdeburg irgendeinen Anhaltspunkt dafür erbracht, daß auch dort Vorling als Bezeichnung für einen halben Morgen gebräuchlich war. Da die Flurnamen der Kreise Wernigerode und Wanzleben mit Stadtkr. Magdeburg bereits vollständig gesammelt vorliegen und aus den Kreisen Haldensleben und Oschersleben immerhin rund 1800 Namen erfaßt sind, unter denen sich kein einziger Vorling fand, möchte ich annehmen, daß dieses Wort in jenen Teilen des östlichen Ostfalen auch künftig nicht mehr auftauchen wird. Seine bisher östlichsten Fundorte von Eischott bis Lochtum kennzeichnen also höchstwahrscheinlich die wirkliche Begrenzung seines Geltungsbereiches nach Osten.

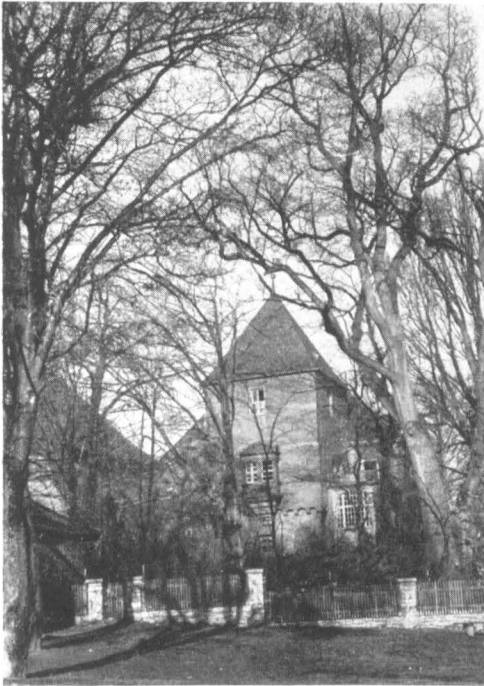
Nach Norden erreichte der Vorling ebenfalls nicht die äußerste Grenze der ostfälischen Sprachlandschaft. In den 23 Orten der Amtsbezirke Fallersleben und Gifhorn, die durch Fragebogen oder Flurnamensammlungen erfaßt wurden, fand er sich ebenso wenig wie in den 15 befragten Orten des Kr. Peine nördlich der Kreisstadt. Die vollständige Sammlung der Flurnamen des Kr. Celle enthält ebenfalls keinen einzigen Vorling. Im Kr. Neustadt ist er nur in Bordenau als *Farling* sicher nachweisbar und vielleicht noch in Frielingen als *Faling* und Meyenfeld als *Farrel*. Wir suchen das Wort auch vergebens im Lüneburger Wörterbuch, im Altmärkischen Idiotikon und im Schleswig-Holsteinischen Wörterbuch. Der nordniedersächsischen Sprachlandschaft ist es also fremd.

8. Drōne (Draune) und Drōm (Draum)

Auch für einen dreiviertel Morgen Landes gab es früher in Ostfalen ein eigenes Wort. Es hieß nach Gesenius¹¹⁾ im Calenbergischen Dron, im Wolfenbüttelschen Drohm. Diese Angabe ist jedoch ungenau und irreführend. In unserem ostfälischen Flurnamenbestande, der 1954 durch eine Umfrage im 4. Mundartfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums ergänzt wurde, kommen neben *Drone* w., *Drōn* m. und *Drōm* m. mundartlich auch *Draun(e)* und *Draum* sowie vereinzelt *Drune* und *Dreom* vor. In der einen oder anderen Form konnte ich das Wort 1950 nur erst aus 32 Orten nachweisen. Inzwischen ist die Zahl der ostfälischen Fundorte auf 82 angewachsen. Sie verteilen sich auf die Kreise Wolmirstedt (4), Wanzleben (2), Haldensleben (1), Halberstadt (3), Helmstedt (7), Wolfenbüttel (17), Braunschweig (9), Peine (10), Salzgitter (4), Goslar (6), Hildesheim-Marienburg (9), Grafschaft Schaumburg (1), Stadtkr. Hannover (1), Holzminden (1), Gandersheim (3), Einbeck (1), Northeim (1) und Zellerfeld (1). Aus 40 von diesen 82 Orten ist unser Wort in Formen mit einem *n* überliefert, aus 42 in Formen mit einem *m*. Nach den Angaben bei Gesenius sollte man erwarten, daß die erste Gruppe sich auf das westliche Ostfalen beschränkt, während die zweite im mittleren und östlichen Ostfalen verbreitet ist. Das trifft jedoch nicht zu. *Drōn(e)* bzw. *Draun(e)* und *Drune* erscheint außer im Westostfälischen auch in den kernostfälischen Kreisen Goslar (Haverlah), Stadt Salzgitter (Ortsteile Bleckenstedt, Lesse, Salder), Wolfenbüttel (Hohenassel, Barbecke, Woltwiesche, Ufingen, Cramme, Fümmlse, Leiferde, Atzum, Salzdahlum, Dettum und Winnigstedt), Braunschweig (Sonnenberg und Beienrode), Helmstedt (Ingeleben und Esbeck), Haldensleben (Sommersdorf), Wolmirstedt (Irxleben) und Halberstadt (Osterwieck und Wehrstedt). Andererseits findet sich *Drōm* bzw. *Draum* und *Dreom* auch westlich des ost-

fälischen Kerngebietes in den Kreisen Hildesheim-Marienburg (Bettrum, Boden-
burg, Grasdorf, Harsum, Sottrum), Gandersheim (Neuwallmoden, Bentierode,
Olxheim), Zellerfeld (Lerbach), Northeim (Hohnstedt), Einbeck (Negenborn) und
Holzminden (Boffzen). Nichts deutet bei diesem bunten Durcheinander darauf hin,
daß früher einmal die eine Wortform nur im Westen, die andere nur im Osten
Ostfalens gegolten haben sollte. Nach meiner Überzeugung ist vielmehr *Drone* w.
die ursprünglich überall allein gültige und „richtige“ Bezeichnung für einen drei-
viertel Morgen Landes gewesen, während die Form *Drōm* bzw. *Draum* sich in
falscher Anlehnung an das gemeinniederdeutsche Wort *Drom* m. ‚Endstück, Saum,
besonders beim Gewebe‘ erst in neuerer Zeit als Name des Ackermaßes ein-
gebürgert zu haben scheint, als Lautform und Bedeutung des älteren Wortes *Drōne*
in Vergessenheit zu geraten begannen. Verlesungen und Verschreibungen bei
der Überlieferung dieses Wortes als Flurname in Karten, Akten und Urkunden
mögen dabei mit im Spiel gewesen sein. Die Form *Drom* erscheint unter den ost-
fälischen Flurnamen nämlich erst im 18. Jahrhundert. Aus dem Mittelalter ist
dagegen nur die Form *Dron(e)* bezeugt, und zwar 1428 *dron* bei Salzgitter-Lesse¹²⁾,
1385 „in den *dronen*“ bei Wehrstedt im Kr. Halberstadt¹³⁾, 1469 „in den *dron*“ bei
Osterwieck im gleichen Kreise¹⁴⁾ und 1483 „3 *dronen*“ bei Möllenbeck im Kr. Graf-
schaft Schaumburg¹⁵⁾. In Übereinstimmung damit findet sich auch in den Kreisen
Herford¹⁶⁾, und Soest¹⁷⁾, in Oldenburg¹⁸⁾ und in den Niederlanden¹⁹⁾ die Form
dron(e) — im Kr. Soest entsteht zu *Drahn* und *Trohn* — als Name eines Ackermaßes.

Das Schwanken des Stammsilbenvokals zwischen *ō*, *au*, *u* und *eo* und das
Schwanken zwischen männlichem und weiblichem Geschlecht deutet auf ein ver-
hältnismäßig frühes Schwinden der mündlichen Überlieferung des Wortes und auf
eine daraus entstandene Unsicherheit der Flurnamenschreiber und der Gewährs-
leute unserer Mundartfragebogen hin. Wo im östlichen und mittleren Ostfalen
heutzutage ein *au* gesprochen wird, kann es nur auf mnd. *ouw* oder das aus germ.
langen *o* entstandene mnd. *ō*¹ zurückgehen. Ein neustfälisches *Draum(e)* oder *Draun*
entspricht also genau einem mnd. *drone*. Da diese Zwielaufang des *o* zu *au* schon
im 16. Jahrhundert erfolgt zu sein scheint und im 17. Jahrhundert bereits überall
in Ostfalen abgeschlossen war, müßte man also eigentlich in der schriftlichen
Überlieferung der Flurnamen spätestens seit dem 17. Jahrhundert allenthalben
in Ostfalen ausschließlich auf die Formen *Draum(e)* oder *Draun* stoßen. Wo stattdessen
nach wie vor die mittelalterliche Lautform *Dron(e)* oder *Drom* erscheint,
ist daran die Beharrsamkeit der Kanzleien schuld, die gern ohne Rücksicht auf
die Wandlungen der gesprochenen Sprache an altertümlichen Formen der Recht-
schreibung festhielten. Wenn heute in manchen Orten *Drōn(e)* bzw. *Druine* oder
Drōm bzw. *Dreom* sogar als mundartliche Form angegeben wird, so ist das ein
untrügliches Zeichen dafür, daß dort die echte mündliche Überlieferung des Wortes
längst erloschen war und daß es erst aus Karten oder Akten in seiner erstarrten
Schriftform als Flurname wieder in den lebendigen Sprachgebrauch gelangt ist,
vermutlich zur Zeit der Separation im 19. Jahrhundert, als manche schon verges-
senen Flurbezeichnungen erneut Bedeutung gewannen. Nunmehr behandelte man
das *o* der Schreibform wie jedes andere altlang- oder gedehnte *o* der gesprochenen
Mundart und sprach den Flurnamen je nach dem Lautstande der betreffenden
Ortsmundart als *ō*, *u* oder *eo* aus, ohne zu ahnen, daß dies lautgeschichtlich ein
Unding ist.



Tafel I

Herzogliches Schloß
in Schöningen

Zunächst Burganlage, 1347 erbaut von Herzog Magnus, später als Witwensitz der Herzoginnen Sophia (1568—1575), Elisabeth (1613—1626) und Anna Sophia (1628—1659) in Bauformen der Renaissance und des Früh-Barock umgestaltet.

Blick auf die Südseite
des Ostflügels

Aufn. Dr. Schultz



Blick in die Nordostecke
des viereckigen Innenhofes

Aquarell J. Menzel



Tafel II

Ehemalige Augustiner-
Klosterkirche St. Lorenz
in Schöningen

Bald nach 1120 errichtet. Die jetzige
Kirche weist in der Osthälfte noch
romanische, in der Westhälfte spät-
gotische Bauteile auf.

Blick auf die Ostseite

Aufn. Verkehrsverein Schöningen



Das Portal im südlichen Querhaus

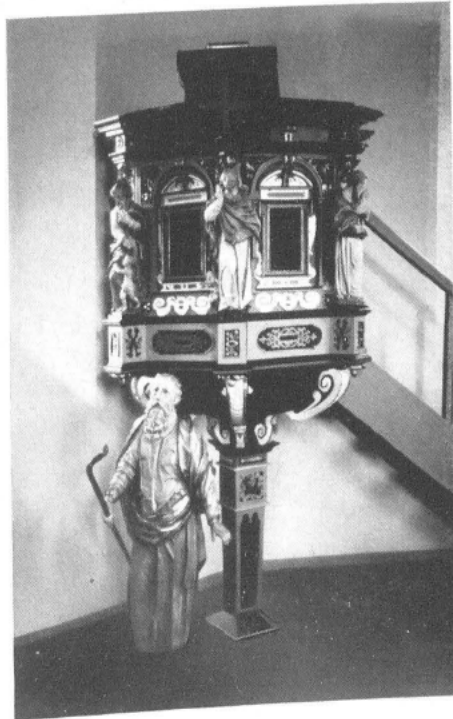
Aufn. Dr. Schultz



Blick auf die Ostseite, auf den dreiseitigen Chorabschluß.

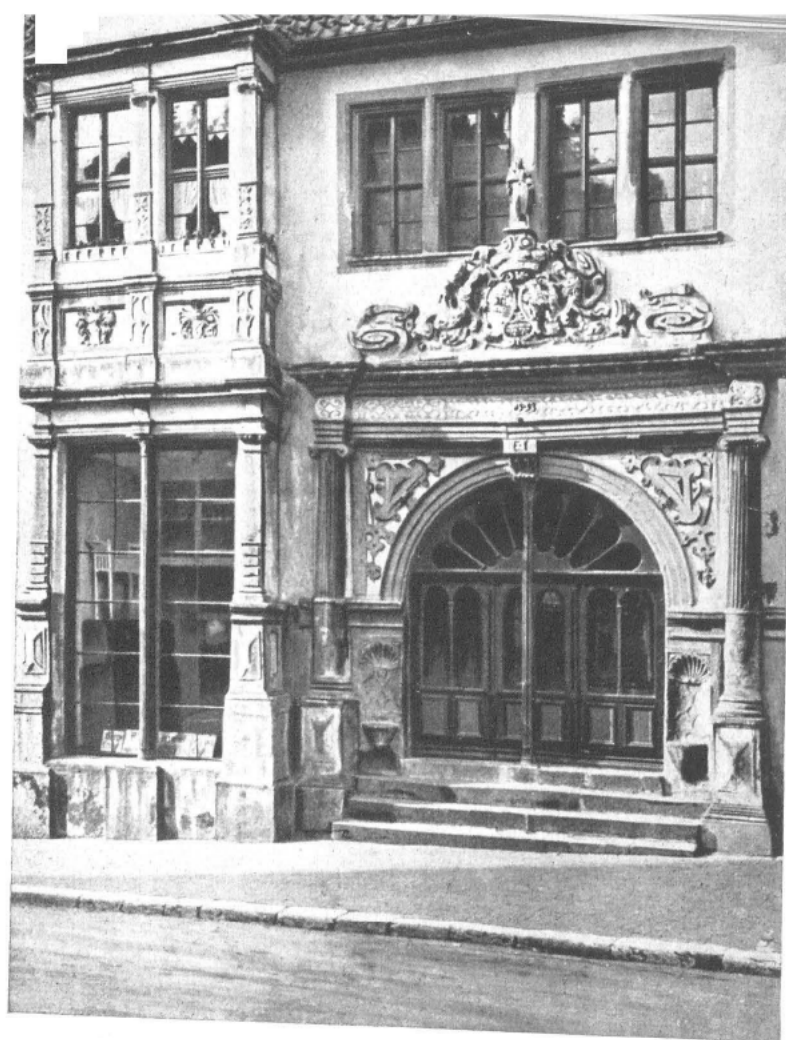
Die Clus
bei Schöningen
vor dem Neuen Tore
am Esbecker Weg.

Vermutlich im 12. Jahrh. erbaut
zur Aufnahme und religiösen
Betreuung der Fremden vor der
Stadt. Erhalten sind von der An-
lage die mittelalterliche Kapelle
und ein jetzt als Altersheim
dienendes Fachwerkgebäude des
17. Jahrh.



Die Kanzel aus der Cluskapelle, aus vier Seiten
des Sechseckes gebildet, von einem Pfeiler
getragen; Moses steht vor der Kanzel.

Aufn. Dr. Schultz



Tafel IV

Die ehemalige
Lateinschule
Anna-Sophianeum
am Markt
in Schöningen

Erbaut 1093, nach Brand von
1644 durch Herzoginwitwe
Anna Sophia mit barocken
Zierformen wieder hergestellt.

Aufn. Verkehrs-Verein
Schöningen

Stadtpfarrkirche
St. Vincenz in Schöningen

Der wuchtige Turm erhebt sich hinter
dem im 18. Jahrh. erneuerten Rathaus
von 1652.

Aufn. Dr. Schultz



In der Verbreitung des Wortes *Drön(e)* usw. zeigt sich ein auffälliger Unterschied zum Vorling. Während dieser im östlichen Ostfalen fehlt, ist die *Dröne* in den Kreisen Halberstadt, Wanzleben, Haldensleben und Wolmirstedt zwar nicht reichlich, aber doch genügend bezeugt. Dagegen finden wir sie sehr wenig im westlichen Ostfalen zwischen dem Nette- und Innerstelauf und der Oberweser, wo der Vorling recht häufig ist. Sie fehlt anscheinend in Lippe und im Kr. Hofgeismar jenseits der Weser. Das ist um so merkwürdiger, weil das Wort noch weiter westlich und nordwestlich in den Kreisen Herford und Soest, in Oldenburg und den Niederlanden wieder auftaucht. Das Leine- und Wesergebiet wird also noch eingehender als bisher nach einschlägigen Flurnamen durchforscht werden müssen, um das Belegnetz für *Dröne* dort etwas mehr zu verdichten und den wortgeographischen Zusammenhang mit Westfalen und Oldenburg herzustellen, der höchstwahrscheinlich dort bestanden hat. Anders steht es mit der Nordgrenze der *Dröne*. Das Wort findet sich in dieser Form oder als *Drōm* (bzw. *Draune*, *Draum*) weder in Kücks Wörterbuch der Lüneburger Heide noch in den umfassenden Flurnamensammlungen der Kreise Celle von Alpers-Barnscheer und Uelzen von Mathias. Es fehlt auch in allen 23 Orten der Amtsbezirke Fallersleben und Gifhorn, die durch Flurnamensammlungen oder Mundartfragebogen erfaßt sind, mit Ausnahme von Edemissen im ganzen Nordteile des Kr. Peine, von dem 15 Orte befragt wurden, im Kr. Alfeld, wo weder die Flurnamensammlungen noch die Fragebogen aus 11 Orten einen einzigen Beleg erbrachten, und im Kr. Neustadt, soweit dessen Flurnamen in Heckschers Volkskunde des Kr. N. gesammelt sind. Demnach verläuft die Nordgrenze unseres Wortes von Eischott im Vorsfelder Werder nach Südwesten über Beienrode, Gr. Brunsrode und Meerdorf im Kr. Braunschweig, Edemissen im Kr. Peine und Ricklingen im Stadtkr. Hannover. Daß *Drone* bzw. *Drom* längst nicht so häufig bezeugt ist wie Vorling, kommt wohl daher, daß Flächengrößen von dreiviertel Morgen verhältnismäßig selten gemessen und bezeichnet zu werden brauchen. Deshalb werden wir wohl auch in Zukunft nicht hoffen können, eine so lückenlos zusammenhängende Grenzlinie von Belegen für *Dröne* usw. zu bekommen, wie es für die siedlungsgeschichtliche Auswertung wortgeographischer Beobachtungen erwünscht wäre.

9. Gartling

Ein viertes ostfälisches Ackermaß scheint noch früher aus dem Gebrauch gekommen zu sein als Vorling und Drone, weil bereits vor 100 Jahren offensichtlich Unklarheit über seine Größe bestand. Es ist der Gartling, der nach Gese-nius²⁰⁾ im Amte Westerhof, also im Kr. Osterode, anderthalb Morgen groß war, nach Schambach aber, der 1859 *gardling* und *gerdling* in seinem Wörterbuch für Göttingen-Grubenhagen buchte²¹⁾, nur einen dreiviertel Morgen ausmachte, also der Drone gleich gewesen sein müßte, was sicher nicht stimmt. Die ältesten ost-fälischen Belege für dieses Wort stammen von Gr. Quenstedt (1319 *uppe deme iertlingen*)²²⁾, Kl. Quenstedt (1383 *an den jertlingen*)²³⁾ und Osterwiek (1391 *by den Gherlinge*)²⁴⁾, sämtlich im Kr. Halberstadt, sowie von Timmern, Kr. Wolfenbüttel (1356 *bi dem veir Gartlink*)²⁵⁾. In den ostfälischen Flurnamensammlungen erscheint es ziemlich selten, doch erbrachte eine Umfrage im 10. Mundartfragebogen des Br. Landesmuseums 1959 noch eine ansehnliche Zahl von Ergänzungen, die es uns gestatten, einen einigermaßen klaren Überblick über die Verbreitung dieses

Ackermaßes zu bekommen. Die 30 Belege für die Form *Gartlink* oder *Jartlink* und die 26 Belege für die Form *Gertlink* oder *Jertlink* verteilen sich auf die Kreise Oschersleben (Schwanebeck), Halberstadt (Gr. und Kl. Quenstedt, Osterwiek), Helmstedt (Esbeck, Glentorf, Hoiersdorf, Königslutter, Rickensdorf, Rottorf, Runstedt, Warmenau), Gifhorn (Betzhorn), Braunschweig (Schapen, Sonnenberg, Weddel, Wierthe), Wolfenbüttel (Barbecke, Fümmlse, Hedeper, Hornburg, Isingerode, Seinstedt, Timmern, Wendessen, Winnigstedt, Woltwiesche), Goslar (Gr. Flöthe, Jerstedt, Upen, Vienenburg), Salzgitter (Bad Salzgitter), Peine (Edesse, Gr. und Kl. Lafferde, Hohenhameln, Lengede, Rüper, Wense), Hildesheim-Marienburg (Grasdorf, Harsum, Odelum), Alfeld (Breinum), Gandersheim (Bodenstein, Garlebsen, Hahausen, Opperhausen, Seboldshausen: „hier nicht, aber in Nachbardörfern ist Jertling gebräuchlich“, Voldagsen, Wenzen), Einbeck (Avendshausen, Hullersen, Hunnensrück, Kuventhal, Wellersen), Northeim (Hohnstedt). In den flurnamenkundlich gut durchforschten Kreisen Wanzleben, Wernigerode, Celle, Uelzen und Neustadt fehlt das Wort gänzlich, ebenso im Altmärkischen Idiotikon, im Lüneburger und Schleswig-Holsteinischen Wörterbuch, im Dorfwörterbuch von Hahlen, Kr. Minden, im Wörterbuch der Soester Börde und im Westfälischen Wörterbuch. Dagegen kennt man in Lippe *Gärtling* oder *Görtling* nach Preuß als Ackermaß von nicht näher bezeichneter Größe ²⁶⁾.

Der Wortstamm gehört zweifellos zusammen mit altsächsisch *gerde* ‚Gerte, Rute‘, das im Friesischen als *ierde*, im Englischen als *yard*, in Schleswig-Holstein als *Jard* weiterlebt und hier ein Landstück unbestimmter Größe bezeichnet ²⁷⁾. Dazu gehört *Gärt* w. ‚ein viertel Morgen Landes‘ in Waldeck ²⁸⁾, *Gart* m. ‚der 4. Teil eines Ackers‘ im westfälischen Teile Nordhessens (Wolfhagen, Volkmarsen, Zierenberg, hier auch *Garthine* und *Gerthine* w.) ²⁹⁾ und der Flurname *uppe Gärt* bei Hahlen im Kr. Minden ³⁰⁾. Die Form mit dem Suffix *-ling* scheint demnach auf Ostfalen und das in der Wortgeographie vielfach mit Ostfalen verbundene Lipper Land beschränkt zu sein. Ostfalen hatte ja überhaupt eine besondere Vorliebe für das Suffix *-ling*, die nicht nur in Ortsnamen, wie Cremlingen, Kneitlingen, Heßlingen, Süplingen, Stötterlingen und Flurnamen wie *Döttling*, *Drömmeling*, *Emmeling*, *Gründling*, *Körling*, *Pipperling*, *Hartling*, *Herkling*, *Sarling*, *Schiemeling*, *Österling*, *Westerling*, *Wäterling* usw. hervortritt, sondern auch in den Ackermaßen *Vorling* und *Jartling*, im *Heckerling* ‚Häcksel‘, *Schöttlink* ‚vierteljähriges Schwein‘, *Hemperlink* ‚Hänfling‘ u. a. m. Das *i* des Suffixes bewirkte Umlaut, so daß aus einem *gart-ling* im Mittelalter ein *gert-ling* wurde. Da aber seit der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts kurzes *e* vor *r* mit nachfolgendem Konsonant zum kurzen *a* gesenkt wurde, entstand als neuere Form *Gartlink* wieder. Wo diese Form heute noch gebräuchlich ist, können wir sicher sein, daß der Name des Ackermaßes dort noch bis in die Neuzeit hinein ein lebendiger Gebrauch war. Die heutige Form *Gertlink* oder *Jertlink* zeigt dagegen an, daß man das Wort nur noch als erstarrten Flurnamen in mittelalterlich beeinflussten Schriftquellen (Karten, Urkunden, Akten) kannte und ihn daher so ausspricht, wie er geschrieben steht.

Obwohl die Zahl der Belege für *Gartling* usw. recht gering ist im Vergleich zur Zahl der flurnamenkundlich oder wortgeographisch bearbeiteten Orte, sind sie doch so gleichmäßig weitmaschig über den größten Teil Ostfalens von der mittleren Bode bis zum Solling verteilt, daß wir das Wort als gemeinostfälisch bezeichnen können. Bemerkenswert ist wieder wie bei der Drone die deutliche nördliche

Begrenzung. Auch der Gartling fehlt in der Altmark, der Lüneburger Heide und dem Kr. Neustadt. Doch bestehen gewisse Beziehungen zu Südwestfalen einerseits und zu Schleswig-Holstein und dem anglofriesischen Sprachbereich durch das Grundwort gart bzw. yard und jerde.

(Schluß folgt)

¹⁾ Carl Gesenius, Das Meierrecht mit vorzüglicher Hinsicht auf den Wolfenbüttelschen Theil des Herzogthums Braunschweig-Lüneburg. Bd. 2, Wolfenbüttel 1803; hier S. 37.

²⁾ Urkundenbuch des Stifts Walkenried. Hannover 1852. Nr. 866. — Urkundenbuch der Stadt Göttingen. 1863/67. Bd. 1. Nrn. 225 und 272.

³⁾ Stadtarchiv Braunschweig, Edikte XXII b folio 507, mitgeteilt von O. Hahne in einer handschriftlichen Ortsgeschichte von Timmern.

⁴⁾ Stadtarchiv Braunschweig, Sacksche Sammlung Bd. 71 „Gärten und Feider.“

⁵⁾ Urkundenbuch der Stadt Hildesheim, bearb. v. R. Doebner. Bd. 3, Hildesheim 1887; hier S. 543.

⁶⁾ Urkundenbuch des Klosters Ilseburg, hrsg. v. Ed. Jacobs, Halle 1877. Bd. 2, Nr. 372.

⁷⁾ Niedersächs. Staatsarchiv Wolfenbüttel, Amtshandelsbuch des Amtes Vechelde Nr. 11, Bd. VI.

⁸⁾ Otto Meier: Die Flurnamen von Klein Lafferde und der Versuch ihrer Deutung. Maschinenschriftl. vervielfältigtes Manuskript 1937 im Braunschw. Landesmuseum.

⁹⁾ Otto Preuß: Die lippischen Flurnamen. Detmold 1893; hier S. 54.

¹⁰⁾ Diese Angabe aus dem Hessischen Flurnamenarchiv verdanke ich einer brieflichen Mitteilung von Herrn Dr. W. Görlich im Hessischen Landesamt f. geschichtliche Landeskunde von Hessen und Nassau.

¹¹⁾ a. a. O. wie ¹⁾; hier S. 37.

¹²⁾ Stadtarchiv Braunschweig, Degedingebuch der Altwiek (nach Auszügen von O. Schütte im Braunschw. Landesmuseum).

¹³⁾ Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler der Kreise Halberstadt Land und Stadt, bearb. v. O. Doering. Halle 1902; hier S. 149.

¹⁴⁾ a. a. O. wie ¹³⁾; hier S. 85.

¹⁵⁾ a. a. O. wie ⁶⁾; hier S. 28 (Stichwort Blocken).

¹⁶⁾ H. Jellinghaus: Ravensbergische Flurnamen (in: 18. Jahresbericht d. Histor. Vereins für die Grafschaft Ravensberg zu Bielefeld 1904, S. 1—48).

¹⁷⁾ H. Schoppmann: Die Flurnamen des Kreises Soest. Teil II, Soest 1940 (=Zeitschrift d. Vereins für die Geschichte von Soest und der Börde, 53. Heft); hier S. 143 (Stichwort „Im Drahn“) und 113 (Stichwort „Auf den Trohne“).

¹⁸⁾ Schiller-Lübben: Mittelniederdeutsches Wörterbuch. Bd. 1, S. 582 (Stichwort „dron(e)“).

¹⁹⁾ Den Hinweis auf die Niederlande verdanke ich Herrn Dr. Max Bathe in Berlin.

²⁰⁾ a. a. O. wie ¹⁾; hier S. 38.

²¹⁾ Georg Schambach. Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen. Hannover 1858; hier S. 59.

²²⁾ Urkundenbuch des Hochstiftes Halberstadt, hrsg. v. G. Schmidt. Bd. 3, Leipzig 1887; hier Nr. 2012.

²³⁾ Urkundenbuch der Stadt Halberstadt, hrsg. v. G. Schmidt. Bd. 1, Halle 1878; hier Nr. 616.

²⁴⁾ a. a. O. wie ¹³⁾; hier S. 85.

²⁵⁾ a. a. O. wie ³⁾.

²⁶⁾ a. a. O. wie ⁶⁾; hier S. 56.

²⁷⁾ a. a. O. wie ¹⁸⁾; hier Bd. 2, S. 401 f. (Stichwort „jart, jarde“). — O. Mensing: Schleswig-Holsteini-sches Wörterbuch, Bd. 2. Neumünster 1929; hier S. 1020 (Stichw. „Jahrt“) und 1025 (Stichw. „gart“).

²⁸⁾ Karl Bauer, Waldeckisches Wörterbuch, hrsg. v. H. Golnitz. 1902; hier S. 38 (Stichw. gart).

²⁹⁾ A. F. C. Vilmar, Idiotikon von Kurhessen. 1868; hier S. 116 f. Stichwort „Gart“.

³⁰⁾ Chr. Frederking: Wörterbuch des Dorfes Hahlen b. Minden. 1925; hier S. 00.

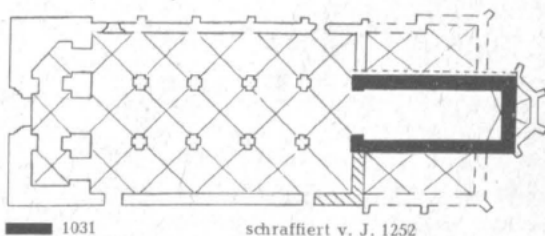
Die Magnikirche - im Blickpunkt weiterer Forschung

von H. A. Schultz

„Die zwischen den Pfeilern durchlaufenden Grundmauern der beiden letzten Mittelschiffjochs vor dem Chor scheinen sich mit dem Schiff der ehemaligen Dorfkirche zu decken“, so steht in den Kunstdenkmälern der Stadt Braunschweig (P. J. Meier und K. Steinacker, 1926) erwähnt. In „Die Magni-Kirche — im Blickfeld weiterer Untersuchungen (H. A. Schultz, Br. Heimat 1956, Heft 3) wurden die Ergebnisse behandelt, die sich bis dahin bei den Wiederaufbauarbeiten 1956 gezeigt hatten. Nach einer Betrachtung der Geschichte dieser Kirche, die sich nach urkundlicher Überlieferung bis auf 1031 zurückverfolgen läßt, wurden die Befunde der Fundamentuntersuchungen mit der urkundlichen Auswertung in Einklang gebracht. Zunächst galt es, Restteile des Baues von 1031 auf der Grundlage der von P. Brutzer erwähnten baulichen Entwicklung (St. Magni Gedenkbuch 1931) zu erkennen.

Seit 1956 sind die Bauarbeiten weitergeführt worden. Die in dem Kirchenboden durchgeführten Ausschachtungen wurden sowohl von den leitenden Architekten, als auch vom Braunschw. Landesmuseum für Geschichte und Volkstum überwacht. Die Schichten in den angeschnittenen Bodenprofilen zeigten einen ähnlichen Befund wie bereits 1956 (s. d.). Unter der obersten, später eingezogenen Fußbodenschicht fanden sich in 0,30 m Tiefe erneut feste Mauerzüge. Sie ließen sich mit den bereits erkannten in Zusammenhang bringen. Ihre Tiefe reichte ebenfalls bis 0,95 m hinab. Das Gesamtbild wurde damit erweitert, die Ergebnisse von 1956 erfuhren eine so wesentliche Ergänzung, daß es notwendig erscheint, sie nach dem jetzigen Forschungsstande herauszustellen:

Das Fundament des ältesten Baues — von 1031 — liegt nicht allein unter den zwei Mittelschiffjochen, sondern erstreckt sich noch ein Stück in den Chorraum hinein (s. Plan).



An diesem Bau wurden 1252 Ergänzungsbauten durchgeführt. In der Urkunde heißt es, daß in der schon lange verfallenen (collapsa) Kirche ein kostspieliger Neubau durchgeführt werden mußte.

Dank der Aufmerksamkeit des Dipl.-Ing. R. Pramann wurden nun auch Mauerzüge gefunden, die nicht zum frühesten Bau gehören, sondern in der Mitte des 13. Jahrhunderts als Teil dieses erwähnten Erweiterungs- und Neubaus errichtet wurden. Aus ihrer Ecklage in dem alten Kirchenbau und aus ihrer Stellung in den untersten Fundamentschichten zum alten Bau ließ sich nachweisen, daß die Kirche von 1031 noch keineswegs so verfallen war, daß sie hätte gänzlich abgerissen werden müssen. Den gesamten Fundamentbau behielt man bei, errichtete auf ihm den Chor- bzw. Altarteil und setzte nun an diesen alten Bau neue Seitenschiffe an. Gerade diese Ansatzstelle konnte erschlossen werden. In den Auffüllschichten um den Mauerzug herum lagen Scherben grau-blauer Gefäße in der Art, wie sie uns aus dem 13. Jahrhundert von vielen anderen Fundstellen bekannt sind. Sie beweisen, daß tatsächlich dieser in der Erde aufgefundene Mauerzug zu dem Erweiterungsbau von 1252 gehört.

Der gerade Chorabschluß läßt sich von der frühen Kirche her bis in das 15. Jahrhundert verfolgen. Erst 1447 soll er in einen $\frac{5}{8}$ Chorbogen geändert sein. Die östlichen Fundamente wurden im Boden belassen, so daß sie später sehr gut als Fundament des Altares benutzt werden konnten.

Eindeutige Fundamentteile des ersten Kirchbaues waren im Jahre 1956 gefunden. In den vergangenen zwei Jahren konnten diese Mauerzüge weiter verfolgt und erkannt werden. Ferner fanden sich die Fundamentmauern des Erweiterungsbaues, die auch Aufschluß darüber geben, wie der Neubau — eigentlich wohl Wiederaufbau der Magnikirche — nach seiner ersten Bauzeit 1252 erfolgt ist. Diese Ergebnisse stellen eine wertvolle Vervollständigung der schon von P. Brutzer genannten Umbauzeiten dar.

Pfundbier und Johannisbier im Amte Eich

von Otto H a h n e

Vom Mittelalter bis in das achtzehnte Jahrhundert war es im Braunschweigischen, wie auch sonst in Deutschland ein allgemeiner Brauch, in Stadt und Land mit vielem Essen und Trinken noch vor dem Beginn der Fastenzeit einem erhöhten Lebensgenuß sich hinzugeben, wie aus zeitgenössischen Berichten und den Ölbildern der niederländischen Maler, ferner auch aus einigen alten Stichen es hinlänglich bekannt ist. Für die Dörfer war diese Zeit für solche Feiern ja besonders günstig, da in der Landwirtschaft noch nicht viel Arbeit erforderlich war. (R. Andree: Braunschweiger Volkskunde 1901, Seite 331.) Gegen die übeln Übertreibungen, Exzesse und sittenwidrigen Ausschreitungen, die dabei immer wieder vorkamen, wandten sich jedoch seit der Reformation bis gegen 1800 in mehrfach wiederholten scharfen Erlassen die Behörden des absoluten Staates der Neuzeit.

Weitere interessante Einzelheiten über die Abhaltung von Trinkgelagen auf den Dörfern zu Neujahr, in der Fastenzeit und am Johannistage fand ich in Akten des Niedersächsischen Staatsarchivs Wolfenbüttel über „Abstellung der Fastnachtsschwärmerei, Johannisbier und anderer Gelage, auch der Winterspinnstuben“ im Amt Eich (Signatur L Alt 8 Eich 22, 475).

In Schandelah begann man sehr früh im neuen Jahre mit solchen Feiern. Die Knechte und Jungen des Dorfes kamen dort nach alter Gewohnheit gleich nach dem Neujahrstage in einem Bauernhause zusammen, hielten ihr Neujahrs-gelage und tranken 3—4 Halbfäß Bier, das aus Braunschweig geholt wurde. Man lärmte und sang, auch schlimme Raufereien waren nicht selten. Da solche Privatsaufereien nach der Landesordnung nicht veranstaltet werden durften, berichtete der Voigt im Jahre 1735 an das Amt, die Abschaffung dieses Neujahrsbieres sei notwendig, da, während solche Saufgelage angestellt werden, fast kein einzig halb Stübgen Bier im Krüge vertrunken werde und folglich die sonst davon kommenden Krugzinsen handgreiflich verringert werden, und müsse solches mittelst Determinirung einer namhaften Geldstrafe verboten werden. Ob nicht trotzdem in den nächsten Jahren wieder solche Neujahrsgelage gefeiert wurden, ist unbekannt.

Wenn aber die Männer unter sich ihre Biergelage in der Zeit vor Fastnacht abhielten, so wollten auch die Frauen ihr Sonderfest haben. So hatte sich in Bortfeld und einigen umliegenden Dörfern der Brauch herausgebildet, „daß

die jungen Frauenspersonen, so selbiges Jahr geheiratet, nicht nur von anderen Frauenspersonen, sondern auch von großen, zuletzt auch von kleinen Töchtern Visiten bekamen und jene mit viel Brandtwein, Honigkuchen, auch Speisen und Bier, wie auch diese mit Brandtwein und etwas Geld tractieren mußten“. Da auch auf solchen Privatfeiern ärgerliche Mißhelligkeiten vorgekommen waren, wurden sie unter die verbotenen Fastnachtsgelage gerechnet und sollten künftig durch empfindliche Geldstrafen geahndet werden.

Der Staat verlangte eine genaue Beachtung dieses Verbotes, daher mußte ein Einwohner von Lame eine Geldstrafe bezahlen, „weil er gleichwohl nicht nur Weiber, sondern auch Knechte und Mägde in sein Haus genöthiget und auf's beste bewirthet hatte; wie es aber dabei zugegangen, ist leicht zu erachten, weil Schreyen, Fluchen, Vollaufen. Huren und Buben sonder Zweifel genug vorgefallen sind“. Statt der großen allgemeinen Dorfereien in Gasthäusern oder im sogenannten „Hochzeithause“ in Bortfeld veranstaltete man immer wieder in der Fastenzeit Zusammenkünfte in Privathäusern. In Bortfeld nannte man diese Gelage „Das Pfund Bier“, das in der Woche vor Fasten von den jungen Leuten in einem Privathause gefeiert wurde. Woher diese seltsame Bezeichnung stammt und was sie zu bedeuten hat, ist unbekannt. Die Knechte und Mägde kamen zusammen, feierten mit Musik und Tanz, wobei drei halbe Faß Bier ausgetrunken wurden. Zwei Musiker aus Braunschweig und ein Anbauer aus dem Dorfe spielten auf. Als Entgelt brachten die Teilnehmer merkwürdigerweise 2—3 Lot Flachs mit. Das fiel ihnen nicht schwer, da sowohl für Knechte, wie für Mägde ein Teil Flachs als Lohn von den Dienstherrn gegeben wurde: „Bei dem Tagelöhner und Handwerker ist der Flachs das erste Requisit seiner Nahrung; bei den Dienstboten besteht ein Teil seines Lohnes darin und der wirkliche Ackerbauer lebt in einigen Gegenden fast ganz von der Flachskultur“ (Hassel-Bege: Geogr.-stat. Beschreibung der Fürstentümer Wolfenbüttel-Blankenburg 1802 I, 139). — Im Jahre 1769 hatte die Förstersfrau in Bortfeld ohne Vorwissen ihres Mannes die Jugend des Dorfes zu solcher Feier eingeladen, um den heißbegehrten Flachs als Entgelt zu erhalten, weil ihr eigener Flachs in einem Jahre nicht geraten und im anderen verhagelt war. Sie wurde amtlich verhört und kam, da sie das Verbot angeblich nicht gekannt hatte, nach dem Versprechen, solche Feier nicht zu wiederholen, straflos davon.

Daß die Regierung ernstlich bemüht war, allen Ausschreitungen bei solchen Feiern entgegenzutreten, zeigen ihre in den Jahren 1745, 1767 und 1785 wiederholten Verordnungen wegen „Abstellung der Fastnachtsschwärmereien und anderer Unziemlichkeiten auch in den Winterspinnstuben von denen dahin zusammenkommenden Knechten und Mägden, in denen viele Ungezogenheiten begangen und unziemliche Lieder gesungen, auch schandbare Handlungen vorgenommen werden“. Bier dabei auszuschenken war verboten, weil dadurch der Bierzins dem Staate und der Verdienst dem Krüger abging. Es sollen daher ohne Vorwissen des Amtes in den Privathäusern solche Festlichkeiten fürderhin nicht mehr gefeiert werden. Wer dagegen verstößt, muß einen Mariengulden an die Armenanstalten zahlen oder 24 Stunden im Gefängnis bei Wasser und Brot sitzen, die Wirte und Hausherrn aber, welche dergleichen Schwärmereien und Gelage in ihren Häusern gestatten, die doppelte Strafe zahlen. Neben dem Fahnenjagen und den Schützenfesten im Juni war den Knechten

im Amte Eich das sogenannte J o h a n n i s b i e r gestattet. Es hatten sich jedoch auch dabei manche Mißbräuche eingeschlichen, so daß nun amtlich im Jahre 1713 kundgetan wurde: „Erstens sollen dieselben Knechte, wenn sie ein Johannisbier trinken wollen, sich vorher beim Amte anmelden und diese Verordnung erwarten. Zweitens sollen sie solches Gelag nicht auf einen Fest- oder Sonntag, sondern in der Woche anfangen. Drittens sollen sie nicht über drei Tage trinken, wie ihre Brotherren sich beschwerten, daß sie die ganze Woche herdurch mit Saufen zu bringen und nichts arbeiten wollten. Viertens sollen sie das Bier, so sie auflegen wollen, von dem Krüger im Dorfe nehmen, der ihnen aber gutes Bier verschaffen soll. Fünftens sollen sie bei solchem Gelage sich für Schlägerei, Zank und anderer Uppigkeit hüten.“

Einige Zeit später heißt es dann: „Die zu Johannis instehende Schwärmerei, welche auf acht Tage dauern soll, wobey viele Laster und Boßheit vorgehen soll, muß für Denstorf verboten werden.“ Das war berechtigt, denn „zu einer Trauung waren ein paar Knechte, da sie zwei Halbfaß Bier aufgelegt hatten, von dem sogenannten Johannisbier toll und voll in die Kirche gelaufen und hatten in Gegenwart vieler Anwesenden ein gut Glas Bier ausgesoffen und dadurch die Anwesenden stark verärgert“. Den Bauermeistern des Dorfes wurde befohlen, „die Knechte und Mägde zusammenzurufen und ihnen die Auflegung des Johannisbieres und aller anderen Gelage, welche anstatt des Johannisbieres angesetzt werden konnten, bei dreißig Thaler Strafe zu untersagen und das Bier in Fässern oder Tonnen wegzunehmen, wenn welches beschafft wäre, und in ihrer Behausung aufzubewahren“. Nach einigen Jahren machten die Knechte ein untertäniges Gesuch, in der Johanniswoche wieder etwas Musik haben zu dürfen und etwas Bier aufzulegen gegen gewöhnliche Krugzinsen und Stiftungen an die Armenkasse. Da sie beständig blutsaure Arbeit täglich und stündlich vom Morgen früh bis in die späte Nacht tun mußten und wenig oder gar keine Ergötzlichkeit hätten, seien ihnen ein paar vergnügte Tage wohl zu gönnen.

Es wurde die Erlaubnis erteilt, „wenn darauf geachtet wird, daß keine Excesse dabei verübt werden“. Gefeierte werden sollte in den Wirtshäusern der Dörfer, in Bortfeld auch in dem „Hochzeithause“, das gern zu Dorf feiern benutzt wurde.

Bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts sind solche Feiern in den Dörfern noch üblich gewesen. Heute aber werden allgemeine Feste an besonderen Jahrestagen nicht mehr abgehalten und sind, wie auch viele andere Bräuche der Landjugend, in Vergessenheit geraten, verdienen es aber gleichwohl, einmal in der Erinnerung wachgerufen zu werden.

Aus dem alten Rábke

von K a r l B ö h m e

6. H o c h z e i t s b r ä u c h e

Insgesamt sind in den Jahren 1630—1900 1802 Hochzeitstage verzeichnet, von denen von 1742—1874 304 auswärtige vermerkt sind. Das ist immerhin mit $902 \pm 304 = \frac{1}{3}$ ein so großer Anteil, daß nicht davon die Rede sein kann, daß die Gemeinde nicht genug durch Auffrischung mit fremdem Blut hinreichend erneuert wurde. Leider ist die Beteiligung von solchen Mädchen, die keine Jungfrauen mehr waren, an den Verheiratungen in Rábke verhältnismäßig groß zur Zeit der

mittleren Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts gewesen, so daß man auf die Aufzählung der genauen Verhältniszahl ganz verzichtet hat. Es ist jedoch zu vermuten, daß die Zahl der Beteiligten in der neueren Zeit ganz erheblich zurückgegangen ist.

In der Zeit zwischen 1790 und 1810 ist nach den überkommenen Berichten eine besondere Vorliebe für den Sonntag als Hochzeitstag festzustellen, nur 3 Montage stehen 99 Sonntagen gegenüber. Von 1819—1825 hat man dem Donnerstag den Vorzug gegeben: Hier stehen 61 Donnerstage 5 Montagen, 2 Diensten und 22 Freitagen gegenüber. Von 1826—1840 steht der Freitag mit 59 Tagen an erster Stelle, dagegen ist der Sonntag mit 39 Punkten an die zweite Stelle gerückt. Ihm folgen der Donnerstag mit 16 und der Montag mit 5 Tagen. Von 1841—1865 ist der Sonntag mit 145 Tagen an die Führerstelle gerückt, gefolgt vom Freitag mit 115 Punkten, denen der Montag mit 10, der Dienstag mit 6, der Mittwoch mit 2 und der Donnerstag mit 10 folgen. Und die Zeit von 1866—1878, die letzte, für die derartige Aufzeichnungen gemacht sind, hat der Sonntag unstreitbar die führende Spitze gewonnen mit 89 Tagen. Ihm folgt der Montag mit 6, der Dienstag mit gleichfalls 6 Punkten, während der Mittwoch mit 2, der Donnerstag mit 11, der Freitag mit 8 und der Sonnabend mit 1 Punkten folgen. Es ist überhaupt das erstmal, daß sich der Sonnabend in die Aufstellung einschließt.

Bedenklich ist es, die Hochzeit am Montag zu halten, erst recht am Montag im Mai. Das ist ein schlechter Hochzeitsmonat, namentlich aber, wenn im Datum eine 7 vorkommt. Verhältnismäßig wenig war auch der Dienstag und der Mittwoch als Hochzeitstag beliebt und, wie schon erwähnt, der Sonnabend, der nur einmal gewählt wurde.

Um 1800 war die Vorliebe für den Sonntag allgemein, weil der Sonntag mit seiner Feierlichkeit der höchste Zauber für die größte Feier der Menschen war. Als dann aber der eine Tag für die Abhaltung des Festes nicht ausreichte, wurde ein anderer Tag, der günstiger dafür war, gewählt, das war der Freitag und der Donnerstag. Da war der Donnerstagabend der Polterabend, der Freitag war der Haupttag mit der Trauung und der Sonntag der letzte Tag der Feierlichkeit. Um 1870 nahm dann die Hochzeit an äußerer Bedeutung wieder ab und der Sonntag gewann wieder größere Wertschätzung. Das war deshalb so, weil für die Gemeinde die allgemeinen Feste an Häufigkeit und Bedeutung zunahmen.

Beim Polterabend, der meist am Donnerstag, später am Freitag gefeiert wurde, so daß der Sonnabend oder der Sonntag der letzte Feiertag war, wurde der Abschied von der Jugend gefeiert. Im Laufe des Tages wurde schon fortwährend von Kindern „Klappott“ geschmissen. Am Abend beteiligte sich auch die erwachsene Jugend am Klappottsmieten. „*Wi willt Glücke bringen.*“ Mehr Glück bringt es, wenn Wasser in dem Gefäße, dem Klappott war. Noch mehr, wenn solches Gefäß nicht auf dem Hofe, sondern auf der Diele, am meisten, wenn er in der Stube geworfen wird. Am Polterabend nahmen die geladenen Mädchen, die „Dänzerchen“, die Dreimaster der geladenen Burschen nach Haus, um sie mit Sträußen und Bändern turmartig zu schmücken. Vor die Brust steckten sie ihnen einen Blumenstrauß mit langer Schleife und ein seidenes Tuch auf die linke Schulter, das nach hinten herunterhing. Da war auch der Platzmeister, der wie die Platzmeister-sche, aus der nächsten Verwandtschaft genommen wurde. In alten Zeiten hat er „umbeten“ müssen, d. h. einladen, erst im eigenen Dorfe, dann auswärts. Beim Eintritt in ein anderes Dorf wurde erst geschossen. Die Tücher oder Bänder, die

er dafür bekam und die er sich anband, machten ihn ganz bunt. Bei der Hochzeit selbst hatte er für Ordnung zu sorgen. Am Hochzeitstag kamen die geladenen Gäste zum Frühstück. Gegen Mittag ging man für kurze Zeit nach Hause, um nach dem Rechten zu sehen. Dann trafen sie sich nach der Mittagszeit wieder im Hochzeitshause zum Kirchgang. Manchmal fand bei dem Kirchgang das Hinführen durch Musikanten statt. Sie gingen vor dem Zuge und begleiteten auch den Gesang in der Kirche. Vor dem Kirchgang hielt der Freiwerber, wenn er konnte, einen Sermon. Auf dem Wege zur Kirche kamen die Jungens mit den „Sneuren“, um den Zug aufzuhalten, der wieder frei wurde dadurch, daß der Bräutigam kleines Geld auswarf. Voran im Zuge ging die Braut mit Vater und nächsten Anverwandten rechts und links als „Brutleiers“, dahinter das weibliche Gefolge. Dann der Bräutigam gleichfalls mit zwei Leiers. Dahinter das männliche Gefolge. In der Kirche stand die Braut an Kindermanns Seite, der Bräutigam ihr gegenüber getrennt. Erst beim Kommen des Pastors traten sie nach einem Gesang zusammen vor den Altar. Nach erfolgter Trauung wurde der Altar umgangen. Dabei wurden Gaben für den Pastor und den Lehrer auf den Altar gelegt.

Dann ging es zurück zum Hochzeitshause. Der Bräutigam ging allein zunächst hinein und holte ein gefülltes Glas heraus, mit dem er der Braut zutrank. Diese nahm das Glas, trank es aus und warf es über die Schulter, indem sie versuchte, es auf Steinen zerschellen zu lassen, wenn die Ehe glücklich werden sollte. Nun führte der Bräutigam die Braut an der Hand ins Haus. Darauf folgten Beglückwünschungen der jungen Eheleute. Um 1/21 Uhr begann das Hochzeitsmahl. Die Auswahl der Speisen und Anzahl der Gänge war je nach Größe des Bauernhofes verschieden. Danach gab es Brautkaltschale (Wein mit eingeplocktem Kuchen). Um 12 Uhr zogen sich die jungen Eheleute zurück und schlossen sich ein. Allerlei Scherz und Unfug wurde von den jungen Leuten mit ihnen versucht. Um 2 Uhr ging alles nach Haus. Die jungen Leute von auswärts schliefen auf einer Strohschütte in einer Stube des Hochzeitshauses. Wer infolge des langen Feierns nicht rechtzeitig zum Hochzeitshause kam, der wurde mit einer Meßslepe abgeholt. Als die Eltern des Vorstehers Vahldiek 1845 Hochzeit hatten, wurde zum letzten Male der Dreimaster getragen. Die Mädchen hatten so viel Band darauf genäht, daß sie kaum zu tragen waren. Es ging da sehr lustig her: *„Wenn de Fideln in allen Ecken speelt, kummt de Brummibaß hinderhär“*, d. h. wenn eine Hochzeit zu lustig ist, dann kommt das Unglück hinterher.

Am andern Morgen (gewöhnlich am Sonnabend) wurde die Aussteuer in das Dorf gefahren. Sie bestand meist aus zwei Koffern. Der eine enthielt die Kleidung, der andere Leinen und Drell. Dazu zwei Betten und eine Anzahl Flachssäcke. Für Frauen war es wichtig, Flachssäcke und Bettbezüge zu zählen. Diese waren alle über Betten gezogen und jeder mit einem andersfarbigen Bande zusammengebunden. Die Bänder hingen lang herunter, so daß man an ihrer Anzahl erkennen konnte, wieviel Satz Betten an ganzen Inlettstücken die junge Braut dem Hofe mitbrachte. Das hörte erst auf, als die Bänder durch Knöpfe ersetzt wurden. Auf dem Brautwagen saßen das Brautpaar, die Brautjungfern und Musikanten. Der Bräutigam hatte einen dunkelblauen Rock an, die Braut trug lange Schnüre bis auf den Faltenrock. Immer folgte ein Band, handbreit in zwei Enden herabhängend, roter Rock. Vorreiter vor dem mit vier Pferden bespannten Brautwagen wirkten mit. Sie hatten eine Schnapsflasche, die jedem gereicht wurde und im

Brauthause wieder gefüllt wurde. Der Wagen wurde von einem Fahrer und einem Jungen geleitet, denen die Braut Leinen zu je einem Hemde schenkte. Das Leinen war lang zusammengeschlagen, über die rechte Schulter des Fuhrmanns gelegt und unter dem linken Arme mit rotem Bande zusammengebunden. Der Fahrer stieg auf jeder Feldmark ab, während der Junge bei den Pferden stehenbleiben mußte, ging um den Wagen wieder nach vorn und hielt vor der Braut einen Sermon etwa folgendermaßen:

Ich halte hier in freier Luft.	Ach, hätte mich der Teufel nach Lelm gefahren,
Was ich geladen, ist jedem bewußt.	Drum frage ich, wer hat Sie gefahren?
Ich habe geladen ein Liebespaar,	Ein ehrlicher, braver Junggesell,
Das hier jetzt sitzt, hell und klar.	Sollte dieser oder jener Tag dunkel sein,
Die Sonne scheint nicht alle Tage,	Somöchte ich wünschen, Sie wollten nicht sagen,
Viele andere fallen zur schweren Plage,	Ach hätte mich der Teufel nach Lelm gefahren.
Damit Sie dann nicht würden sagen,	

Das junge Paar warf Geld unter die Zuschauer aus, das eifrig gegriffen wurde. Um 1 Uhr gab es Mittagessen, das gewöhnlich aus Fleisch mit Reisbrei bestand. Davon wurde, wie von der übriggebliebenen Mahlzeit des vorangegangenen Tages, an die Gäste verteilt. Ebenso 1/2 Zuckerkuchen. Freitag und Sonnabend wurden Rißstücke auch an Kinder armer Leute verteilt.

Am Nachmittag gingen alle zum Tie zum Brauttanz. Im Winter fand er im Hochzeitshause statt. Jeder Tänzer hatte mit der Braut, jede Tänzerin mit dem Bräutigam drei Tänze zu tanzen, was eine starke Leistung für die jungen Eheleute bedeutete. Für diese drei Tänze hatte man an die Musikanten 2 Ggr. zu zahlen. Die Braut mußte mit dem Platzmeister weglaufen. Die Musikanten spielten auf:

Soll diese Braut noch Jungfer sein,	Es kann ja wohl eine gewesen sein,
Das tut mir leid und wunder.	Aber nicht heut und jetztunder.

Danach wurde Brauttanz getanzt. Alle tanzten mit, die Braut zuerst mit ihrem Mann. Wenn das alles gut gelungen, dann gehörte die junge Frau zu ihnen, den Räkker Frauen.

Dann gab's Kaffee im Hochzeitshause. Wenn Gäste Geldgeschenke machen wollten, kam der Platzmeister mit einer großen Schüssel und hielt eine Ansprache: Alle wüßten, daß die Hochzeit den jungen Eheleuten viel Geld gekostet hätte und daß zum Anfang der gemeinen Zeit sie viel nötig hätten. Deshalb schlug er vor, möchten sie zur Unterstützung ein Scherfflein beitragen. Er selbst wolle den Anfang machen. Dann zählte er viel auf, sichtbar für andere. Die Gäste folgten mit ihren Gaben, aber er nahm später natürlich davon wieder zurück. Die Hochzeit nahm damit allmählich dann ab. Jedoch ist zuzugeben, daß durch die Bedeutung, die dies Familienfest mit der Zeit annahm, es so gewonnen hat, daß die Ausgaben die Höhe der Mitgift überstieg.

Daher ist es nicht zu verwundern, daß eine Feier sonstiger Tage, wie der Silbernen Hochzeit oder von Geburtstagen überhaupt nicht in Betracht kam. Auch die Konfirmation ist im Gegensatz zu heute wenig gefeiert.

(Fortsetzung folgt)

Die Aufforstung von Kippen als Beispiel für praktische Landschaftspflege im Helmstedter Braunkohlenrevier

von O. Homuth

Vorbemerkung der Schriftleitung: Der folgende Aufsatz soll zeigen, wie vorbildlich die Braunschweigischen Kohlen-Bergwerke in Helmstedt (BKB) für die Landespflege und Landschaftsgestaltung in den von ihnen genutzten Landstrichen sorgen. Wir sehen daraus mit Freuden, daß die Industrie die unvermeidbaren Wunden, die sie der Heimatlandschaft zufügt, bei verantwortungsbewußter und weitblickender Lenkung sehr wohl auch selbst zu heilen vermag.

Das Bestreben, Braunkohlenkippen so herzurichten, daß sie land- und forstwirtschaftlich genutzt werden können, geht wahrscheinlich bis in den Anfang der zwanziger Jahre zurück.

Im Gegensatz zu den Halden von Steinkohlen und Erz, die auf Grund ihrer Beschaffenheit in der Regel keine planmäßige Bepflanzung zulassen, wurde besonders in der Lausitz die Bepflanzung der Braunkohlenkippen sehr zeitig begonnen. In unserem hiesigen Braunkohlenrevier erinnere ich mich als Junge noch an unteppflanzte Kippen und an die ersten Anpflanzungen, die durch Bergleute bzw. Gärtner durchgeführt wurden. Eine Försterstelle wurde bei den Braunschweigischen Kohlen-Bergwerken erstmalig 1934 eingerichtet. Eine gesetzliche Regelung der Wiederurbarmachung liegt für Niedersachsen meines Wissens nicht vor. Andere Länder hingegen regeln die Urbarmachung der Kippen und Halden durch Landesgesetz.

Der Wanderer, der vor etwa 40 Jahren im Helmstedter Südkreis die Orte Büddenstedt, Alversdorf, Esbeck, Offleben und Reinsdorf / Hohnsleben besucht hat, wird das Bild dieser Landschaft heute nicht wiedererkennen. Der Bergbau hat im wahrsten Sinne des Wortes „Berge versetzt“, darüber hinaus Ortschaften abgebrochen und umgesiedelt. Das ursprünglich rein ackerbauliche Landschaftsbild wandelt sich über die Industrielandschaft zum Wald-Seen-Gebiet, in dem natürlich auch die Belange der Landwirtschaft, wo irgend möglich, gewahrt werden.

Die auf Seite 101 abgebildete Karte zeigt das Bild der umgewandelten Landschaft. Wo dunkel gezeichnete Flächen dargestellt sind, standen vor Jahren noch die Absetzgeräte und Kippenpflüge — heute wächst dort Wald. Die schraffierten Flächen sind bereits wieder einer landwirtschaftlichen Nutzung zugeführt worden.

Große Bodenmengen müssen gewonnen und bewegt werden, bevor der Rohstoff Kohle freigelegt ist. Hierbei wird die obere Bodenschicht in unterschiedlicher Mächtigkeit gesondert gewonnen, um als Mutterboden wieder aufgetragen zu werden. Die übrigen Bodenschichten werden teils auf Versatz-, teils auf Hochkippen verstürzt. Die Gewinnung und Verstürzung des Bodens mittels Großgeräten (Bagger, Absetzer und Kippenräumer) bedingt eine innige Vermischung der verschiedenen Bodenhorizonte. Besonders an den Hängen stehen sehr unterschiedliche Böden an, die auch hinsichtlich ihrer Eignung zur Bepflanzung sehr verschieden sind.

Wenn eine Hochkippe entsteht, so wirkt sie naturgemäß zunächst als Fremdkörper im Landschaftsbild. Sie zieht als Blickfang das Augenmerk des Beschauers an und verdeckt — leider auch — manche früher vorhanden gewesene Fernsicht.

In der ersten Zeit ist die neue Aufschüttung auch den Witterungseinflüssen schutzlos preisgegeben. Regen und Wind treiben ungehindert ihr Spiel durch Erosion, Ausrachelung, Staubverwehung und Aushagerung. Die kahle Hochkippe wirkt im Landschaftsbild zunächst einmal störend.

Die nun nach und nach entstehende Hochfläche wird nach erfolgter Überkipfung mit Mutterboden als landwirtschaftliche Nutzfläche wieder hergestellt, die Hänge und diejenigen Flächen, die im Einflußbereich der Kippen liegen, kommen zur Aufforstung. Hierunter sind diejenigen Flächen zu verstehen, die durch Rohbodenablagerung bedroht sind oder zwischen Kippenfuß und einer natürlichen Grenze (Weg, Wasserlauf o. ä.) liegen und bei denen infolge ihrer Ausformung oder der Gefahr späterer Beschattung eine landwirtschaftliche Nutzung nicht mehr zweckmäßig erscheint; ferner Flächen auf der Hochkippe, die ebenfalls infolge Ausformung, Neigung und Bodenbeschaffenheit die Befestigung durch einen Waldgürtel angezeigt erscheinen lassen.

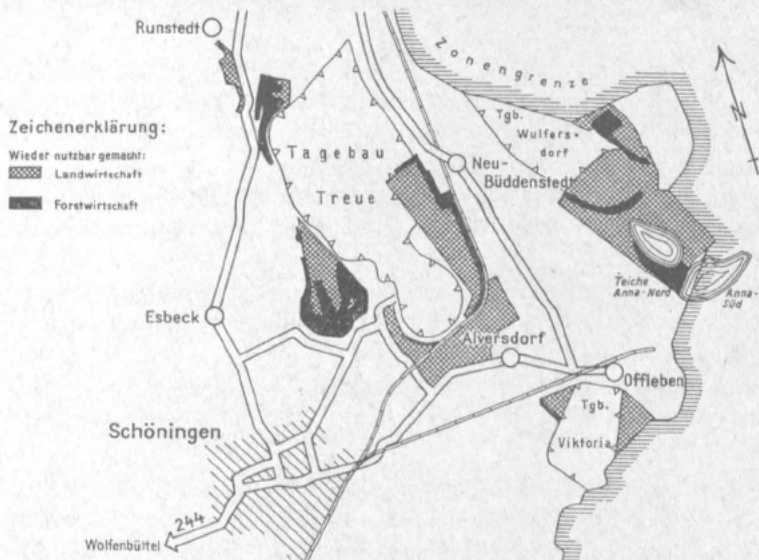
Betrachten wir nun zunächst einmal die Kippe als „forstlichen Standort“. Ein günstiges Kleinklima fehlt zunächst. Wie schon erwähnt, wirken alle Witterungseinflüsse ungehindert ein, ausgleichende Faktoren sind nicht vorhanden. An steilen Südhängen wirkt die Sonneneinstrahlung besonders stark. Stellenweise treten an den Böschungen Aufwinde in Erscheinung, die wiederum einen Sog und Kaltlufteströmungen im Gefolge haben.

Der Boden selbst ist in seiner Zusammensetzung größten Schwankungen unterworfen; er kommt aus Tiefen bis zu 80 m und bietet sich als Gemisch von Magdeburger Grünsand, Ton, Lehm, Sand und Grobkies mit teilweise erheblicher Steinbeimengung dar; Böden aus Kohlennähe enthalten oft Beimischung von Kohle und Markasit (Schwefelkies).

Alle Kippenböden zeichnen sich anfangs durch außerordentliche Lockerheit aus. Wasserführende Horizonte, Wasser- und Luftkanäle gibt es anfangs nicht; wohl ist der ganze Boden gut durchlüftet und hat einen günstigen Feuchtigkeitsgehalt. Es fehlen aber noch fast alle biologischen und physiologischen Gegebenheiten. Der Kulturboden muß sich aus dem Kippenboden erst allmählich entwickeln. Durch das völlige Fehlen jeglicher Humusstoffe mangelt es auch an Bodenbakterien. Das Porenvolumen ist abhängig von der Bodenart, die Kappillarität ist mehr oder weniger gestört und stellt sich erst nach einer Reihe von Jahren bis zu einem gewissen Grade wieder ein; die wasserhaltende Kraft des Bodens ist jedoch zum großen Teil von Anfang an wohl als Folge des lockeren Bodengefüges recht gut.

Eine besondere Beachtung verdient der pH-Wert des Bodens, der bis zu 1,8 hinabgeht. Wo dieser jedoch unter 3 liegt, ist zunächst nicht viel zu erwarten. Allmähliche Auslaugung löst die Säuren, und nach vielen Jahren wird derart saurer Boden allmählich kulturfähiger. Durch Kalkung kann hier der Erfolg beschleunigt werden.

In diesem Zusammenhang ist die Frage zu betrachten, ob es sich empfiehlt, auch die Hänge mit Mutterboden zu überkippen. Vorweg sei erwähnt, daß die Auflage wenigstens 1 m stark sein müßte, da sonst die Pflanze zu flach steht, denn



M 1 : 100 000

Angefertigt in der Markscheiderei der Braunschweigischen Kohlen-Bergwerke 1958 Ker.

sie geht mit ihren Wurzeln nicht in den darunter liegenden sauren, sterilen Rohboden hinein. Die Überkippung stößt auf mancherlei Schwierigkeiten, das Porenvolumen des Rohbodens ist um ein Beträchtliches geringer, als das des humosen Mutterbodens; infolgedessen erfolgt keine innige Verbindung beider Böden und es besteht die Gefahr des Abrutschens oder Schiebens. Durch eng nebeneinander senkrecht hangabwärts gezogene flache Wasserableitungsrinnen konnte hier Abhilfe geschaffen werden, diese Rinnen verhindern, daß die Oberflächenwasser zu stark in den Boden eindringen und diesen durchfeuchten, so daß in der Verbindungsschicht zwischen beiden Böden der aufgebrauchte Mutterboden zu stark durchnäßt wird. Ferner verhindern sie, daß irgendwo an einer Stelle größere Wassermengen hangabwärts fließen und reißen. Legt man nun die Pflanzreihen jeweils zwischen die Rinnen, so ist zugleich die Gefahr der Herausspülung von Pflanzen in erträgliche Grenzen herabgemindert.

Da die Böden sehr oft im Untergrund feucht sind, treffen wir häufig Schachtelhalme und Huflattich an. Aus der Vielzahl der stark verbreiteten Unkräuter finden sich bald ein: Ackerdistel, Vogelknöterich, Ackersenf, Pfeilkresse, Melde, Klatschmohn und das Kanadische Berufkraut.

Später gesellen sich noch hinzu: Spitz- und Breitwegerich, Habichtskraut, Nachtkerze, Hundszunge, Kreuzkraut, Löwenzahn, Ackerwinde, Windenknöterich und andere mehr.

Die Ausarbeitung der Rinnen soll ungleichmäßig und mit vereinzelter Stufen erfolgen, um den Wasserlauf zu unterbrechen. Freilich, gegen einen Wolkenbruch kann auch dieses Verfahren keinen absoluten Schutz bieten, aber da ist bei einem Hochkippenhang ohnehin nicht allzuviel zu machen.

Ein Wasserverlust ist für den Boden nicht zu befürchten, da der Kippenboden sich zunächst wie ein Schwamm vollsaugt, und nur der Überfluß fließt, nun aber geordnet, ab.

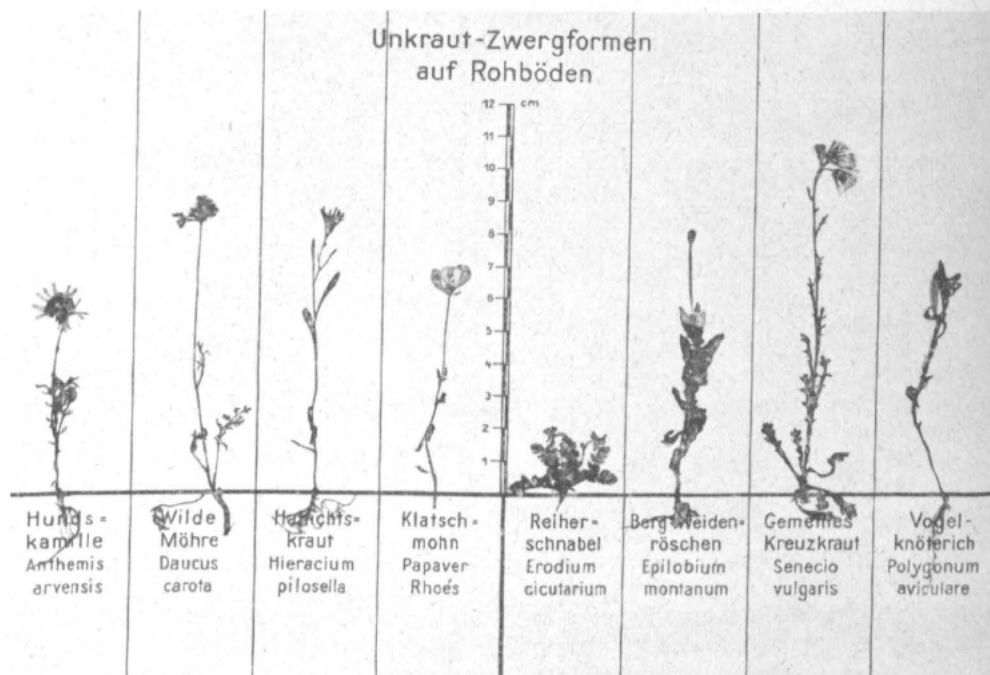
Zur Lage sei erwähnt, daß die Höhe über NN. im Vergleich zum gewachsenen Boden praktisch bedeutungslos ist, jedoch muß die Hangrichtung bei der Wahl der Holzarten entsprechend den allgemeinen Waldbauregeln berücksichtigt werden.

Die erste Unkrautvegetation auf den Rohböden ist wie der Boden selbst noch völlig ungeordnet. Die erstbesiedelnden Unkräuter stellen noch keine bestimmte Pflanzengesellschaft dar, sondern sie sind eben ausgesprochene Erstbesiedler, andere hingegen typische Ruderalpflanzen.

Die Unkräuter stehen zunächst aber noch so durcheinander, daß aus dem Unkrautbestand kein sicherer Schluß auf die Bodenbeschaffenheit gezogen werden kann.

Findet sich auf den Rohböden überhaupt schon eine Unkrautflora ein, so besagt diese Tatsache, daß die Wasserstoff-Ionen-Aktivität des Bodens (pH) eine Bepflanzung zuläßt.

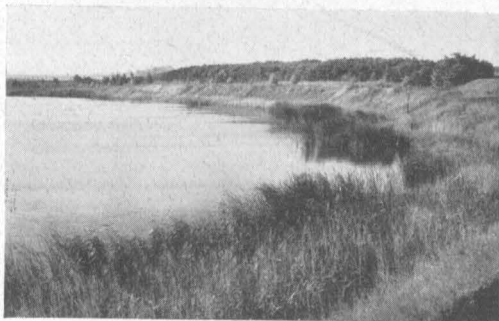
Die erreichte Durchschnittshöhe des gesamten Unkrautbestandes läßt nach bisherigen Beobachtungen vielleicht einen Schluß über Bodenzustand und Nährstoffgehalt zu. Es finden sich Stellen, wo Mohn, Ackersenf, Hundskamille, Habichtskraut, Kreuzkraut und andere, die eine Normalhöhe von 30—50 cm erreichen, schon bei einer Größe von 4—10 cm eine Blüte ansetzen, die Mohnblüte ist dann z. B. nicht größer als die des Ackergauchheil.



Auswahl einiger, in Zwergform blühender und samentragender Unkräuter von Neulandböden

Blick von der Straße
Reinsdorf — Hohnsleben
zum Tagebausee Anna-Nord

Aufn. Bildarchiv BKB



Bleibt ein Unkrautwuchs zunächst aus, so kann dieses verschiedene Gründe haben. Es könnte sein, daß, wie schon erwähnt, der Boden völlig steril und pflanzenfeindlich ist. Ebenso gut kann aber auch durch exponierte Windlage jedes Unkrautsamenkörnchen von der Fläche hinweggeweht werden oder der Keimling vertrocknet im Winde bzw. er geht durch Staubüberwehung wieder zu Grunde. Hier muß zunächst einmal die Bodenuntersuchung (Feststellung der pH-Zahl) eine Klärung schaffen. Weiterhin kann man die bei der Dreschmaschine anfallenden Unkrautsamen sorgfältig an einigen Stellen in den Boden einarbeiten und nun einmal abwarten, ob diese auflaufen. Aus beiden Versuchen geht hervor, ob der Boden noch Substanzen enthält, die vorerst eine Begrünung unmöglich machen. Durch weitere Ausdehnung dieser Versuche kann dann auch ermittelt werden, wie weit eine geeignete Behandlung mit Kalk und Handelsdünger eine Bepflanzung ermöglichen kann. Unter Umständen kann zwischen den Versuchen und der Bepflanzung eine längere Zeit — bis zu einigen Jahren vergehen, bevor eine Kultur einige Aussicht auf Erfolg hat.

Die forstliche Nutzbarmachung der Kippengebiete hat vorerst die Schaffung eines „Schutzwaldes“ als Ziel. Es sollen die unvermeidbaren Wunden, die der Bergbau der Landschaft zufügen mußte, weitgehend verdeckt und durch harmonische Abwechslung von Acker, Wald und Seen neue — manchmal schönere — Landschaftsbilder geschaffen werden. Ein reizvolles Bild vermittelt ein Blick von der Straße Reinsdorf / Hohnsleben zum ehemaligen Tagebau Anna-Nord, der sich durch die bewaldete Umgebung und seine Verlandungszonen schon jetzt sehr gut in das Landschaftsbild einfügt und den unbefangenen Beschauer nicht mehr vermuten läßt, daß diese Landschaft künstlich geschaffen worden ist.

Das vorerwähnte Gebiet stellt eines der ornithologisch interessantesten Gebiete des Braunschweiger Landes dar. Es ist zur Zugzeit ein viel benutzter Rastplatz von mancherlei Sumpf- und Wasservogelarten und bietet den Sommer über einer großen Anzahl von Vögeln ausgezeichnete Brutplätze. So sind in jedem Jahre einige Haubentaucherpaare hier ständige Gäste — die einzigen Brutpaare im weiteren Gebiet.

Der Wald soll allgemein auf seine nähere und weitere Umgebung einen günstigen Einfluß ausüben. Er soll zunächst den Boden aufschließen und binden, die Rutschungs- und Erosionsgefahr mindern, sowie die Wasserableitung und den gesamten Wasserhaushalt regeln und nicht zuletzt die schädlichen, aushagernden Winde abschwächen.

Fortsetzung folgt

Ehrung des Heimatforschers Karl Rose in Schöningen

Präsident Dr. Knost hat am 14. August 1959 im Rathaus zu Schöningen dem Mittelschulrektor i. R. Karl Rose in Schöningen, Salinenweg 40, das Bundesverdienstkreuz am Bande im Namen des Bundespräsidenten überreicht. In einer warmherzigen Ansprache betonte Dr. Knost, daß mit der Auszeichnung der Dank und die Anerkennung für die langjährigen Leistungen Karl Roses für die Allgemeinheit öffentlich bezeugt seien. Der Redner hob ferner Daten aus dem Leben des verdienten Mannes hervor:

Karl Rose ist in Ottenstein (Kr. Holzminden) geboren. In Braunschweig besuchte er das Realgymnasium und das Lehrerseminar. Von 1907 bis 1910 unterrichtete er in der 5klassigen Schule in Deensen, verlebte anschließend zwei glückliche Jahre als Hauslehrer und Konsultssekretär bei dem deutschen Vizekonsul in Las Palmas auf Gran Canaria und erhielt 1912 eine Lehrerstelle in Rübeland im Harz.

Schon im nächsten Jahre wurde er an der Realschule in Schöningen angestellt. Es war ihm beschieden, an diesem Orte bis zum 31. September 1951 im Schuldienst tätig zu sein. Eine Unterbrechung brachten Sprachstudien gelegentlich eines Ferienkursus an der Universität Grenoble sowie die Teilnahme am Weltkrieg von 1916 bis 1918. 1945 wurde er zum Mittelschulrektor ernannt und mit der Leitung sowie dem Wiederaufbau der Schöninger Mittelschule betraut.

Karl Rose widmete seine Freizeit der Erforschung der Heimat, besonders der Stadt Schöningen und ihrer engeren Umgebung. Er konnte u. a. ein 7bändiges „Heimatsbuch der Salzstadt Schöningen“ herausgeben, ferner eine „Schöninger Chronik“ (1924), außerdem auch noch die „Elmheimat“ (1925 bis 1935).

Auch für die umliegenden Dörfer, wie Büddenstedt, Alversdorf, Reinsdorf, Runstedt und Hoiersdorf hat er wertvolle Dorfchroniken verfaßt. Die Zahl der Aufsätze in heimatkundlichen Zeitschriften und Zeitungen ist sehr groß.

1927 gründete er in Schöningen einen Heimatverein und gleichzeitig ein Heimatmuseum, das einen trefflichen Ruf erlangt hat. Es erfüllt uns mit Genugtuung, daß Karl Rose eine verdiente Ehrung empfangen hat, zumal da er zu den ältesten Mitgliedern des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz gehört.

Neues heimatliches Schrifttum

Unter Bezugnahme auf ein Goethewort „Man sollte weniger sprechen und mehr zeichnen“ hat der verdienstvolle Verfasser nunmehr in zweiter Auflage ein Heimatwerk erscheinen lassen, das die Aufmerksamkeit aller Fachleute und Heimatfreunde beanspruchen darf.

Hügel bewährt sich als hervorragender Pädagoge, der es versteht, mit knappem Text und zahlreichen, von ihm gezeichneten Illustrationen dem Leser das Wesen unserer Heimat zu veranschaulichen. So wird die Entwicklung der Städte Braunschweig, Helmstedt, Wolfenbüttel und Gandersheim übersichtlich unter Verzicht auf nebensäch-

liche Stoff-Fülle dargestellt. Brauchtum, Gewerbe und Technik werden sinnvoll und sinnfällig erläutert, Handel und Verkehr zu Wasser und zu Lande verständlich gemacht sowie Sorgen einer Stadt für Nahrung, Gesundheit, Sicherheit und Kultur nahe gebracht. Das Buch ist eine Fundgrube für Lehrer und Schüler sowie jeden Heimatfreund. Pestalozzis berühmtes Wort erweist seine Richtigkeit, daß nämlich Anschauung das Fundament aller Erkenntnis ist.

Zu loben ist auch das handliche Format des Buches, das eine Mitnahme auf Wanderungen sehr erleichtert.

H. M.



STAATSBANK
Landesparkasse

DIE BANK UND SPARKASSE FÜR JEDERMANN

ELEKTROGERÄT + BELEUCHTUNG

Hans Scholz

CASPARISTRASSE

FACHTECHNISCHE BERATUNG



HANS GERSCHLER

Das alte Fachgeschäft für

Spielwaren

BRAUNSCHWEIG · KLEINEBURG 2 UND 14



**MÄNTEL
Heinbach**
BRAUNSCHWEIG · PAPIENSTIEG 8

immer führend in der Mode!

SUCHEN SIE GUTE ANLAGEWERTE?

Wir beraten Sie fachmännisch beim Kauf und Verkauf
von Wertpapieren
und erteilen Auskunft in allen Geldangelegenheiten

VEREINIGUNG BRAUNSCHWEIGISCHER BANKEN UND BANKIERS

COMMERZBANK

Aktiengesellschaft
Filiale Braunschweig

DEUTSCHE BANK

Aktiengesellschaft
Filiale Braunschweig

DRESDNER BANK

Aktiengesellschaft
in Braunschweig

GEBRÜDER LÖBBECKE & CO.

Braunschweig

BANK FÜR GEMEINWIRTSCHAFT

Aktiengesellschaft
Niederlassung Braunschweig

C. L. SEELIGER

Wolfenbüttel

Braunschweigische Heimat



1959

45. Jahrgang · Heft 4

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Alte Namen für Feldabteilungen und Ackermaße in Ostfalen	
Von Dr. Werner Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6	105
Ambergau oder Ammergau?	
Von Konrektor i. R. Ernst Rabe, Hamburg-Harburg, Heinfelder Straße 20	112
Wie stand die braunschweigische Herzogin Philippine Charlotte zu ihrem Bruder Friedrich dem Großen?	
Von Helene Matthies, Braunschweig, Wilhelm-Bode-Straße 38	117
Aus dem alten Rábke	
Von Karl Böhme, weiland Pastor in Rábke	119
Zeugnisse der Gefangenenkunst im Braunschweiger Raum	
Von Stud.-Rat. Dr. Siegfried Hardung, Braunschweig, Kleine Campestraße 6a	125
Aus der Heimatpflege:	
Die Aufforstung von Kippen als Beispiel für praktische Landschaftspflege im Helmstedter Braunkohlenrevier	
Von Revierförster Otto Homuth, Neu-Büddenstedt, Dr.-Heinrich-Jasper-Straße 8	131
Neues heimatliches Schrifttum	136
<hr/>	
Postscheck-Konto: Hannover Nr. 440 65, Bankkonto: Brschwg. Staatsbank Nr. 1273, Braunschweig	



H. BÜSSING & SOHN
BRAUNSCHWEIG

- ▶ Fabrik für Bahnbedarf
- ▶ Gleis- und Drehscheibenbau
- ▶ Karosseriebau

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag
Bezugspreis (-Mitgliedsbeitrag) 6,- DM · Postscheck-Konto: Hannover Nr. 440 65

45. Jahrgang

Dezember 1959

Heft 4

Alte Namen für Feldabteilungen und Ackermaße in Ostfalen

von Werner Flechsig

(Schluß)

10. Acker

Erwiesen sich schon Vorling, Drön(e) und Gartling durch ihr frühes Schwinden aus dem lebendigen Sprachgebrauch und durch ihre mittelalterlichen Bezeugungen als recht altertümliche, in Ostfalen bodenständige Namen für Ackermaße, so muß die Verwendung des Wortes *Acker* als Landmaß bei uns in noch frühere Zeiten zurückgehen. Gesenius kannte es um 1800 nur noch aus schriftlichen Quellen als ein altes, nicht mehr gebräuchliches Ackermaß und eminte: „Es scheint ohngefähr die Größe eines Morgens gehabt zu haben“¹⁾. In Obersachsen hielt ein *Acker* nach der von Gesenius zitierten Angabe bei Adelong 300 Quadratruten. Der niederhessische Acker war nach Vilmar²⁾ dagegen nur 150 Quadratruten groß. In der Mindener Gegend maß nach Frederking³⁾ ein *Acker* anderthalb Morgen. Für die Lüneburger Heide und die Altmark wie für die Soester Börde und Thüringen bieten die Wörterbücher von Kück, Danneil, Schmoeckel-Blesgen und Hertel keine Angaben darüber, ob dort ebenfalls früher *Acker* als Landmaß gegolten habe und wie groß es gewesen sei. Das Schleswig-Holsteinische Wörterbuch liefert für unsere Frage nur eine einzige Nachricht von 1795 aus dem schleswighischen Eiderstedt, wonach dort *Acker* „die einzelnen Stücke Landes eines Feldes, gewöhnlich 36 Fuß breit, auch die Gartenbeete“ bezeichnet hat⁴⁾. Alle diese so uneinheitlichen Angaben aus anderen nieder- und mitteldeutschen Landschaften verschaffen uns keine Gewißheit darüber, wie groß denn in Ostfalen ursprünglich ein Acker gewesen sein mag. Daß dieses Wort hierzulande aber als Ackermaß einmal gebräuchlich gewesen sein muß, geht eindeutig aus den zahlreichen Flurnamen mit dem Grundwort *Acker* hervor.

Häufig ist die Bezeichnung „In den Ackern“, „In den langen Ackern“, „In den kurzen Ackern“, „In den krummen Ackern“, „Die schmalen Äcker“ und ähnliche Bildungen die auf Größe oder Form des Landstückes hindeuten. Nicht selten treffen wir aber auch auf Zahlenangaben, die noch deutlicher die Verwendung des Grundwortes als Maßeinheit erkennen lassen, z. B. „In den 5 Ackern“ bei Jerze, Ortshausen und Ackenhäusen im Kr. Gandersheim, „In den 7 Ackern“ bei Lutter im gleichen Kreise und Almstedt, Kr. Alfeld, oder „In den 9 Ackern“ bei Lütgenholzen im Kr. Holzminden. Im übrigen treten die verschiedenartigsten Bestimmungswörter zum Grundwort *Acker*, wie z. B. *Stain*-, *Holt*-, *Maur*-, *Grund*-, *Dal*-, *Dreck*-, *Burch*-, *Kuhl*-, *Meer*-, *Spring*-,

Born=, Winkel=, Stieg=, Linnen=, Kohl=, Boiken=, Eschen=, Böm=, Hain=, Balken=, Ossen=, Katten=, Ütschen= usw. Leider haben die Flurnamensammler nur selten die Größe so benannter Landstücke angegeben. Wo es aber geschah, fehlt uns der rechte Maßstab, um erkennen zu können, wie groß ein „Acker“ war, da die Flurnamen sich meist auf eine ungenannte Anzahl von „Äckern“ beziehen, so „In den langen Äckern“ bei Apelnstedt 21 Morgen, „In den Taläckern“ ebendort 26 Morgen, „In den Ackern“ ebendort 38 Morgen, „In den Ackern“ bei Hordorf 47 Morgen, „In’n Sprinkackern“ bei Mascherode 69 Morgen, „In den kurzen Ackern“ ebendort 89 Morgen, „De langen Acker“ ebendort 110 Morgen, „In den Taläckern“ bei Volzum 91 Morgen, „In’n Ackern“ bei Broitzem 103 Morgen. Nur einmal fand ich bisher eine Größenangabe für einen Flurnamen in der Einzahlform: Der *Dälacker* bei Ippensen im Kr. Gandersheim mißt etwa 15 Ar. Ich möchte glauben, daß „Acker“ ursprünglich den Anteil eines jeden Hofes an einer „Wanne“ bezeichnete und zwar an der zuerst urbar gemachten Wanne. Flurnamen mit „Acker“ scheinen nämlich jeweils nur auf der Kernflur eines Dorfes vorzukommen.

Bezeugt sind Flurnamen mit *Acker* als Grundwort in Ostfalen bisher aus den Kreisen Wanzleben, Staßfurt, Haldensleben, Halberstadt, Wernigerode, Helmstedt, Braunschweig, Wolfenbüttel, Goslar, Stadtkr. Salzgitter, Peine, Hildesheim-Marienburg, Alfeld, Gandersheim, Holzminden, Osterode, Northeim, Göttingen, Münden und Neustadt, also von der Mittelelbe bis zur Oberweser. Wo sie in den Kreisen Burgdorf, Hannover, Springe und Hameln noch nicht nachgewiesen wurden, werden sie ebenfalls zu finden sein, sobald die noch ausstehenden Flurnamensammlungen aus diesen Teilen Ostfalens vorliegen. Zweifelhafter ist das im Kr. Gifhorn nördlich der Aller, da derartige Namen auch im Vorsfelder Werder nördlich der Aller sowie nach Ausweis des Celler Flurnamenbuches im Kr. Celle gänzlich fehlen. Auch in anderen Teilen der Lüneburger Heide scheint „Acker“ sehr selten unter den Flurnamen bezeugt zu sein. Kück gibt in seinem Lüneburger Wörterbuche an, das Wort komme nur „noch in älteren Überlieferungen vor, so in einigen Flur- und Ortsnamen“⁵⁾. In Schleswig-Holstein sind nach Mensings Wörterbuch Flurnamen mit „Acker“ auf die Gegend um Itzehoe, Pinneberg, Rendsburg und Segeberg im mittleren Holstein beschränkt⁶⁾. Demnach scheint Acker als Landmaß im Nordniedersächsischen nicht so allgemein bekannt gewesen zu sein wie in Ostfalen und den angrenzenden Gebietsteilen Südwestfalens und Hessens. Um diese Frage zu klären, bedarf es allerdings noch einer eingehenden Durchforschung des bisher erst sehr wenig erfaßten Flurnamenbestandes der Bezirke Lüneburg, Stade, Aurich, Oldenburg, Hannover, Osnabrück und Münster.

Ostfalen nimmt übrigens in der Bedeutungsgeschichte des Wortes „Acker“ insofern noch eine Sonderstellung innerhalb Niederdeutschlands ein, als hier der ursprünglichste, bis in die indogermanische Urzeit zurückreichende Sinn ‚Trift, Weideland‘ an einer bemerkenswerten Stelle bis heute bewahrt geblieben ist, nämlich in dem 1298 zuerst urkundlich erwähnten langen Bergrücken namens Acker zwischen dem Bruchberg und Osterode im Harz. Der fast 10 km lange, von Hochmooren bedeckte Kamm dieses beiderseits steil abfallenden Bergrückens ist so unwirtlich, daß er nicht einmal forstlich ordnungsmäßig genutzt werden kann. Seine Nutzung für den Ackerbau war zu allen Zeiten wegen der widrigen Naturverhältnisse völlig unmöglich. Wohl aber konnte er dem Weidegange dienen, wie sein Name andeutet. Das germanische Wort *akkar* ist urverwandt mit dem lateinischen Zeitwort *agere* ‚treiben‘, und erst später, aber immer noch in vorgeschichtlicher Zeit, nahm es die veränderte Bedeutung ‚Saatland‘ an.

11. Fläge, Plän, Koppel, Slach

Fläge wurde von Schambach von 100 Jahren in seinem Wörterbuch für Göttingen und Grubenhagen als „die Strecke, Fläche, das ebene Feld, die Lage als Abteilung einer Feldmark“ erklärt⁷⁾. Die Frage im 10. Mundartfragebogen des Br. Landesmuseums, ob Fläge oder Flä'e als ‚zusammenhängende Ackerfläche‘ bekannt sei, wurde für 119 Orte in den Kreisen Helmstedt, Gifhorn, Burgdorf, Braunschweig, Wolfenbüttel, Stadt Salzgitter, Goslar, Peine, Hildesheim=Marienburg, Alfeld, Gandersheim, Holzminden, Einbeck und Osterode bejaht, allerdings ohne Zusätze, die erkennen ließen, ob damit Flächen von bestimmter Größe gemeint sind. 52 Gewährsleute nannten statt Fläge das junge Lehnwort „Plan“, einige andere „Koppel“, „Kamp“, „Slach“, „Placken“, „Lager“ und „Braie“. Als Flurname begegnet uns Fläge nur selten in Ostfalen, so z. B. bei Braunschweig=Lehndorf, Uhrde im Kr. Wolfenbüttel (Fläenstücke) und Grone, Kr. Göttingen (7 Zusammensetzungen mit Flagge). Als Ackermaß von bestimmter Größe scheint es demnach nicht gebraucht worden zu sein.

Neuzeitlich bezeugt fand ich Fläge außerhalb Ostfalens bisher westlich der Weser nur bei Hahlen im Kr. Minden („*twintig Morgen in äinen Flage*“)⁸⁾, Diekbrok im Kr. Herford („*die Flage*“ als Flurname)⁹⁾ und Rischenau im Kr. Detmold („*im Flage*“ als Flurname)¹⁰⁾, östlich der Weser aber am Nordrande Ostfalens sechsmal im Kr. Celle (als Flurname bei Beckmar=Hasselhorst, Bockelskamp, Dohnsen, Evensen, Oppershausen, Sandlingen)¹¹⁾, dreimal im Kr. Neustadt (Eilvese, Laderholz, Wulfelade)¹²⁾ und nördlich weit davon entfernt in Baden, Kr. Verden (Flaaoge s. ‚Fläche Landes‘)¹³⁾. Aus jener Gegend stammt vielleicht auch der Beleg für „*ene Flage Landes*“ im Bremer Wörterbuch von 1767. Das Mittelniederdeutsche Wörterbuch von Schiller=Lübben bietet auch einen mittelalterlichen Beleg aus der Bremer Gegend (*eyne houe van 40 morghen unde de licht in ener vlaghe*) und drei Belege aus Oldenburger Urkunden von 1410, 1447 und 1550.

Fläge scheint jedoch nicht der ganzen nordniedersächsischen Sprachlandschaft anzugehören, sondern fehlt nach Ausweis der Wörterbücher von Kück, Danneil und Mensing gerade den nordniedersächsischen Kerngebieten, der Lüneburger Heide, der Altmark und Schleswig-Holstein. Das Schleswig-Holsteinische Wörterbuch hat statt Fläge w. nur Flach mit kurzem oder – seltener – mit langem a und Flack s. ‚Fläche‘. Dazu gehört das schon von Richey im 18. Jahrhundert gebuchte hamburgische *flak* und das holländische *vlak*, auf das Schambach vergleichend zu seinem ostfälischen *fläge* hingewiesen hat. Die Formen *vlach* und *vlak* s. sind in der Bedeutung ‚Ausdehnung in die Länge, Fläche, Strecke, Stück Landes‘ nach Schiller=Lübben schon mittelalterlich bezeugt. Es könnte sich also um bodenständige nordniedersächsische Formen handeln, die sich in ihrem Geltungsbereich abheben von dem der ostfälisch-bremisch-oldenburgischen Form Fläge. Gegen eine solche dialektgeographische Scheidung sprechen nicht unbedingt die beiden Belege für *vlage* aus der Dithmarscher Chronik des Neocorus und aus den ältesten Lübecker Zunftrollen im Mittelniederdeutschen Wörterbuch. Neocorus hatte enge Beziehungen zu Ostfalen und stammt vielleicht sogar von hier, das deutsche Lübeck aber ist im 12. Jahrhundert von Braunschweig aus gegründet worden. Um so bemerkenswerter ist die wortgeographische Verbindung Ostfalens zum bremisch-oldenburgischen Raume unter Ausschluß des nordniedersächsischen Kerngebietes, die uns ja bereits bei dem Ackermaß *Drön(e)/Dröm* aufgefallen ist. Leider konnte ich nicht feststellen, ob im südlichen Westfalen Fläge oder Flack bzw. Flach bekannt ist, weil keine

dieser Formen in der Bedeutung ‚Fläche Landes‘ von Woeste=Nörrenberg, Schmoeckel-Blesgen und Bauer in ihren Wörterbüchern verzeichnet ist. Zu erwarten wäre ein südwestfälisches Fläk oder Flack, da Schambach für Göttingen=Grubenhagen neben *fläge* auch die Ausgleichsform *fläke* aufführt, die gewiß durch die westfälische Nachbarschaft beeinflußt ist. Ohne eine klare Abgrenzung des Fläge=Bereichs nach Westen und Norden läßt sich jedoch die Frage noch nicht entscheiden, ob *Fläge* w. zu den kennzeichnenden Eigenwörtern der ostfälischen Sprachlandschaft gehört.

12. Balken und Bank

Besondere Bezeichnungen für die streifenförmigen Anteile der Höfe an einer Wanne können wir für das Mittelalter nicht mit Sicherheit nachweisen. Vielleicht hießen sie *Balken*. Heute nennt man in Ostfalen die erhöhten langen Spargelbeete und die Reihen von Hackfruchtstauden auf den Feldern *Balken* oder *Bank*. Bei einer Umfrage im Rahmen des 10. Mundartfragebogens unseres Landesmuseums 1959 ergaben sich 41 Belege für Balken, 252 für Bank aus 17 Kreisen. Während Bank in ostfälischen Flurnamen gar nicht erscheint, kommt Balken als Grundwort in ostfälischen Flur- und Forstortsnamen schon gelegentlich im 16. und ziemlich häufig im 18. Jahrhundert vor, als der Kartoffelbau eben erst begann und der Spargel- und Zuckerrübenbau noch keine Rolle spielte. Balken muß demnach früher etwas anderes bedeutet haben als heute. Da meist lange, schmale, baumbestandene Streifen im Wald- oder Odlande als Balken bezeichnet werden, liegt der Gedanke nahe, daß es sich um ehemalige Hochäcker wüstgewordener Dörfer handelt, die nur durch den Schutz des Waldes in ihrer ursprünglichen Form bewahrt geblieben sind. Auch die Längsstreifen der alten Wannen müssen ja den Hochäckern und breiten Spargelbeeten ähnlich gewesen sein, pflögte doch der Bauer seine Ackerstreifen, um sie von denen der Nachbarn säuberlich zu trennen, nach der Mitte zusammenzupflügen, so daß an den Rändern tiefere Furchen entstanden, während die Mitte erhöht war. Ob die Deutung des Wortes Balken als Name für alte Hochäcker richtig ist, wird sich erst klären lassen, wenn jedes Flur- und Waldstück mit dem Flurnamen Balken auf seine örtlichen Verhältnisse hin genau untersucht ist. In den Mundartwörterbüchern für Schleswig-Holstein, die Altmark und die Bremer Gegend ist Balken in der ostfälischen Bedeutung übrigens ebenso wenig bezeugt wie für Westfalen, Hessen und Thüringen. In der Lüneburger Heide nennt man „ein längeres Stück der Flur zwischen unbebautem gepflügtem Land“ *Bulk'n*¹⁴⁾.

Ergebnisse

Bei der Behandlung der Namen für Feldabteilungen und Ackermaße erwies sich Ostfalen erneut als ein in sich ziemlich geschlossener Kulturkreis, wie es schon bei manchen anderen wortgraphischen Untersuchungen zu erkennen gewesen war¹⁵⁾. Mit „*Feld*“, „*Wanne*“, „*Morgen*“, „*Vorling*“, „*Gartling*“, „*Acker*“ und „*Fläge*“ hebt sich Ostfalen deutlich vom Nordniedersächsischen und Nordwestfälischen ab, wo diese Wörter entweder ganz

fehlen oder – im Falle des „Morgens“ in den Elb- und Wesermärschen – als spätmittelalterliches Einfuhrgut bei der Betrachtung des altbodenständigen Wortbestandes außer Betracht bleiben müssen. Schon die Kreise Gifhorn, Celle und Neustadt, die mit ihren südlichen Teilen sprachlich noch zum Nordostfälischen gehören und mit ihren nördlichen Teilen ein sprachlich gemischtes Übergangsgebiet zwischen Ostfalen und Nordniedersachsen bilden, haben an den genannten Wörtern zumeist keinen Anteil. „Feld“ und *Flåge* kommen noch in den Kreisen Gifhorn, Celle und Neustadt vor, „Wanne“, „Vorling“ und „Acker“ nur bei 3 bzw. 2 bzw. 7 Orten des Kr. Neustadt, „Morgen“ mehrfach und „Gartling“ einmal nur im Kr. Gifhorn, *Flåge* sechsmal im Kr. Celle. Sogar der Nordteil des Kr. Peine steht mit den meisten seiner Orte schon außerhalb des Geltungsbereiches der Mehrzahl dieser ostfälischen Eigenwörter, soweit dafür ausreichende Unterlagen beschafft werden konnten, wie das bei Wanne, Vorling und Gartling geschehen ist.

Nach Westen hin ist die Abgrenzung der Wortbereiche noch nicht so gut möglich, weil Unterlagen aus den Kreisen Hameln und Hörter ganz fehlen und das ostwestfälische Flurnamenmaterial mit Ausnahme des Lipper Landes und der Grafschaft Ravensberg noch nicht erarbeitet ist. Für die auch sonst hervortretende wortgeographische Zugehörigkeit des Ostteils des Lipper Landes zu Ostfalen ist es bezeichnend, daß Lippe in seinen Flurnamen „Feld“, „Wanne“, „Morgen“, „Vorling“, „Gartling“, „Acker“ und „*Flåge*“ besitzt. Die Grafschaft Ravensberg ist daran nur mit je einem Beleg für *Feld*, *Acker* und *Flage* unter den von Jessinghaus veröffentlichten Flurnamen vertreten, während die anderen 4 Wörter ganz zu fehlen scheinen. Im nordhessischen Kr. Hofgeismar ist bisher nur „Vorling“ nachgewiesen, weil nach den anderen Wörtern noch nicht gesucht wurde. Noch weiter westlich erscheinen im Waldeckischen *Wanne*, *Morgen*, *Vorling*, *Gart* statt Gartling und *Acker* als Landmaß, im Kr. Soest *Feld*, *Morgen* und *Acker*, aber nicht Wanne, Vorling und Gartling.

Nach brieflicher Auskunft von Herrn Dr. Felix Wortmann, dem Leiter der Westfälischen Wörterbuchstelle in Münster, dem ich auch an dieser Stelle für seine schon mehrfach bewiesene selbstlose Hilfsbereitschaft danken möchte, ist Wanne noch aus dem südwestfälischen Kreise Warburg bezeugt, und zwar als Flurname „In der Wanne“ bei Wevelsburg, *Gart* als Ackermaß für $\frac{1}{8}$ Morgen im Kr. Hörter, für $1\frac{1}{2}$ Morgen im Kr. Büren, als Flurname bei Hahlen im Kr. Minden, *Drön* als Straßename „Auf dem Draun“ in der Stadt Münster. F. Wortmann wies mir auch zwei mittelalterliche Belege für Vorling aus dem östlichen Westfalen nach, und zwar „*pars agrorum que vulgo vorlanch dicitur*“ in einer Urkunde von 1239, die Everhardus von Ervitte im Kr. Lippstadt über Landbesitz bei Göttingen im Kr. Beckum ausstellte, und „*drey vorlinghe, dey lighet in der mernh bi Ufelen*“ aus einer Urkunde Lubberts van Ufelen (Uffeln im Kr. Minden) von 1344. Die erste Urkunde ist im Westfälischen Urkundenbuch Bd. 3, Nr. 362 veröffentlicht, die andere im Urkundenbuch zur Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogtums Westfalen, herausgegeben von Seibert, Bd. 2, 333, Nr. 690.

Eine Sonderstellung nimmt Drön(e) ein. Dieses Ackermaß ist zwar im westlichen Ostfalen sehr selten und fehlt anscheinend völlig im Kr. Hofgeismar, im Waldeckischen und im Lippischen, erscheint aber weiter entfernt wieder in den Kreisen Soest und Herford, in Münster, im Oldenburgischen und in den Niederlanden, während die Lüneburger Heide und Schleswig-Holstein bisher keine Belege erbracht haben.

Einer besonderen Erklärung bedarf das Fehlen der Wörter *Wanne*, *Vorling* und *Gartling* in großen Teilen des östlichen Ostfalens. *Wanne* ist bisher östlich von den Kreisen Helmstedt und Halberstadt nur bei 6 Orten nachgewiesen, nämlich Ohrleben im Kr. Oschersleben, Ostingersleben im Kr. Haldensleben, Ottersleben, Gr. und Kl. Germersleben im Kr. Haldensleben, Magdeburg=Neustadt und Wolmirstedt, also in Kreisen, deren Flurnamenbestand schon mehr oder weniger vollständig gesammelt vorliegt. Für *Vorling* und *Gartling* gibt es in den Kreisen Wolmirstedt, Wanzleben, Oschersleben und Haldensleben überhaupt keine Belege, und sogar im Kr. Halberstadt nur einen *Vorling* und 3 *Gartlinge*. Ist diese auffällige Erscheinung darauf zurückzuführen, daß in der Magdeburger Börde und den angrenzenden Landesteilen des Bezirks Magdeburg der früher sehr starke Anteil des Großgrundbesitzes an der gesamten Ackerfläche der Ausbildung oder Erhaltung der Wanneneinteilung und der kleinen Flächenmaße nicht günstig war? Eine solche Erklärung würde befriedigen, wenn auch *Drön(e)* in diesem Gebiete fehlte. Das trifft jedoch, wie ich gezeigt habe, nicht zu.

Deutete das nicht darauf hin, daß die Bevölkerung im Bezirk Magdeburg anders zusammengesetzt ist als im mittleren und westlichen Ostfalen, wenn wir sehen, daß in jenen Landstrichen manche sicher hochaltertümliche Namen für Feldeinteilungen und Ackermaße ganz oder größtenteils fremd sind? Es mag verwegen erscheinen, hierbei an die Nordleute zu denken, die während der Völkerwanderungszeit im nördlichen, östlichen und südlichen Harzvorlande die Ortsnamen auf =leben prägten. Aber so ganz abwegig ist der Gedanke doch nicht. Hans Kuhn hat erst kürzlich in einem Vortrage über vor- und frühgermanische Namen um den Harz darauf hingewiesen, daß offensichtlich durch jene Einwandererwelle der Namenbestand der alteingesessenen Bevölkerung im Bereich der =leben=Orte weitgehend getilgt worden sein muß¹⁵⁾. Die meisten Ortsnamentypen der ältesten Schicht, die im mittleren und westlichen Ostfalen zwischen Elm und Leine sehr zahlreich sind, fehlen zwischen Elm und MittelElbe so gut wie ganz. Westliche Ortsnamen auf =heim und östliche auf =leben schließen sich in ihrer Verbreitung gegenseitig aus, und auch hochaltertümliche Berg- und Gewässernamen sind im östlichen Ostfalen sehr selten im Vergleich zum Westen. Ich selbst habe 1958 in dieser Zeitschrift bei der Behandlung des Rätsels der Klinte gezeigt, daß der Flurname *Klint*, der gewiß in die germanische Landnahmezeit zurückreicht, gerade im Bereich der =leben=Orte fast gar nicht vorkommt. Warum sollten außer Orts-, Flur- und Gewässernamen der alteingesessenen Bevölkerung nicht auch Appellativa ihres landschaftseigenen Wortschatzes wie etwa Namen für Feldabteilungen und Ackermaße durch jene Einwanderer verdrängt worden sein, die sich in den Besitz des östlichen Ostfalens setzten und mit der Ausübung der politischen Herrschaft zugleich sprachlich „tonangebend“ wurden? Wenn die neuen Herren des Landes vielleicht eine andere Art der Bewirtschaftung des Ackerslandes mitbrachten, lag es nahe, daß mit den früher landesüblichen Feldeinteilungen und =messungen auch deren Namen verschwanden.

Um diesen Fragen weiter nachgehen zu können, müssen wir aber zunächst den Flurnamenschatz der Nachbargebiete, vor allem Thüringens, Westfalens und der Lüneburger Heide ebenso eingehend nach den Namen für Feldabteilungen und Ackermaße durchsuchen, wie es jetzt für einen großen Teil Ostfalens geschehen ist. Das aber ist, da die Flurnamensammlung in jenen Gebieten leider in den Kinderschuhen stecken geblieben ist, noch ein weites Feld.

- ¹⁾ Carl Gesenius: Das Meisterrecht mit vorzüglicher Hinsicht auf den Wolfenbüttel-schen Theil des Herzogthums Braunschweig-Lüneburg. 2. Bd. Wolfenbüttel 1803; hier S. 31.
- ²⁾ A. F. C. Vilmar: Idiotikon von Kurhessen. 1868; hier S. 7.
- ³⁾ Chr. Frederking: Wörterbuch des Dorfes Hahlen b. Minden. 1925; hier S. 1.
- ⁴⁾ Otto Mensing: Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch. Bd. 1, 1925; hier Sp. 39 f.
- ⁵⁾ Eduard Kück: Lüneburger Wörterbuch. Bd. 1, 1942; hier Sp. 13.
- ⁶⁾ a. a. O. wie ⁴⁾).
- ⁷⁾ Georg Schambach: Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstentümer Göttingen und Grubenhagen. 1858; hier S. 270.
- ⁸⁾ a. a. O. wie ³⁾); hier S. 35.
- ⁹⁾ Otto Preuß: Die lippischen Flurnamen. 1893; hier S. 32.
- ¹⁰⁾ H. Jellinghaus: Ravensbergische Flurnamen (in: 19. Jahresbericht des Historischen Vereins f. d. Grafschaft Ravensberg, 1904, S. 1—48).
- ¹¹⁾ Paul Alpers u. Friedrich Barnscheer: Celler Flurnamenbuch, Celle 1952; hier S. 28, 29, 36, 41, 79, 83.
- ¹²⁾ Kurt Heckscher: Die Volkskunde des Kreises Neustadt am Rübenberge. 1930; hier S. 257.
- ¹³⁾ Brüne u. Dietrich Westermann: Wörterbuch des Dorfes Baden (Bd. 1 der Schriften des Niedersächsischen Heimatbundes). Oldenburg 1941; hier S. 27.
- ¹⁴⁾ a. a. O. wie ⁵⁾); hier Sp. 100.
- ¹⁵⁾ Werner Flechsig: Ostfälische Volksiumsgrenzen im Lichte der Dialekt- und Flurnamengeographie (in: Braunschweigische Heimat, 36. Jahrg. 1950, S. 53—89). — Derselbe: Die Fleischwürste und ihre Namen in Ostfalen (in: Braunsch. Heimat, 43. Jahrg. 1957, S. 36—44 u. 74—80). — Ders.: Der Schlag mit der Lebensruie. Wortgeographische Untersuchungen über einen ostfälischen Fasselabendsbrauch (Br. Heimat, 44. Jahrg., 1958, S. 11—17). — Ders.: Das Rätsel der Klinte. Ein namenkundlicher Beitrag zur frühen Besiedlungsgeschichte Ostfalens (Br. Heimat, 44. Jahrg., 1958, S. 36—44). — Ders.: Alte ostfälische Erntegeräte. Wortgeographische Beiträge zur ostfälischen Stammeskunde (Br. Heimat 1958, S. 70—77 u. 105—111). — Ders.: Die Volkssprache des Kr. Helmstedt (in: Der Landkreis Helmstedt, herausg. vom Niedersächs. Amt f. Landesplanung u. Statistik, Hannover 1957; hier Abschnitt „Eigenheiten des Wortschatzes“ S. 254 ff.). — Ders.: Die Volkssprache des Kr. Alfeld (in: Der Landkreis Alfeld, herausg. vom Niedersächs. Amt f. Landesplanung u. Statistik, Hannover 1957; hier Abschnitt „Der Wortschatz“ S. 290 ff.). — Ders.: Die Volkssprache im Kr. Einbeck (in: 22. Jahresbericht des Vereins f. Geschichte u. Altertums-kunde der Stadt Einbeck 1955/56, Einbeck 1958, S. 71—59); hier Abschnitt „Wortschatz“ S. 88 ff. — Ders.: Leitwörter der ostfälischen Flurnamengeographie (Vortrag auf dem Niederdeutschen Symposion im Haus Sonnenberg 5./10. April 1959, als Manuskript veröffentlicht in dem vom deutschen Seminar der Universität Göttingen vervielfältigten Tagungsbericht, S. 47—52).
- ¹⁶⁾ Hans Kuhn: Alte Ortsnamen rund um den Harz (Vortrag auf dem 2. niederdeutschen Symposion im Haus Sonnenberg, als Manuskript veröffentlicht in dem vom deutschen Seminar der Universität Göttingen vervielfältigten Tagungsbericht, S. 16—20).

Ambergau oder Ammergau?

Von Ernst Rabe

Unter den Gauen unseres Vaterlandes ist der Ambergau einer der wenigen, dessen Name sich seit über einem Jahrtausend bis in die Gegenwart hinein im Volksmunde lebendig erhalten hat. Ein Jahrtausend! Das sind ungefähr 30 Geschlechterfolgen! Nur ein einziger hat diese Zeit überdauert, der — wurzelnd im Urväterboden — die Brücke schlägt aus Widukinds Tagen in unsere Zeit: das ist der alte Tie- und Marienbaum des Dorfes Upstedt, die „dicke Linde“, von der später noch einmal die Rede sein kann.

„Kundige Leute“ haben in neuerer Zeit, gegen Anfang des Jahrhunderts hin, ihr den Namen „Tilly-Linde“ aufpfropfen wollen und zwar unter der Begründung, der gefürchtete Feldherr der Liga habe während seines Durchzuges im Ambergau im Jahre 1626, in dem er zeitweise in Bockenem sein Hauptquartier hatte, einmal im hohlen Stamm des Baumes übernachtet oder — nach einer andern Lesart — darin mit seinen Offizieren Karten gespielt — eine Behauptung, die sicher nicht auf allzu festen Füßen stehen dürfte. Und selbst, wenn dem so wäre, läge trotzdem noch keine Veranlassung vor, den Namen des altehrwürdigen Baumes mit dem Namen jenes Mannes zu verbinden, dessen Anwesenheit im Ambergau diesem nicht gerade zum Segen gereicht hat.

Und merkwürdig, ähnlich wie der Linde ergeht es dem Gau selbst: auch er führt einen Doppelnamen. Und die Meinung darüber, welcher der beiden Namen denn nun der richtige sei, ist längst nicht einhellig. Im Volksmunde — das heißt, von den plattdeutsch sprechenden Bewohnern — wird er Ammergau genannt. In der Schriftsprache und auf den amtlichen Kartenwerken aber heißt er Ambergau. Was ist nun richtig, und was ist falsch? Versuchen wir, die Frage zu beantworten und sehen wir zu, ob uns „die große Lehrmeisterin der Menschheit“, die Geschichte, dabei irgendeinen Hinweis geben kann.

Besiedelt war das Gebiet schon lange vor der Zeitenwende. Das beweisen die mancherlei Bodenfunde, die die „Wissenschaft des Spatens“ auch hier zutage gebracht hat. Bereits im Anfange des 9. Jahrhunderts — um 830 herum — werden Upstedt, Astenbeck, Rhene, Rhüden u. a. urkundlich erwähnt. Das 822 gegründete Corvey, von dem die Christianisierung des Sachsenlandes ausging, erwarb damals im Bereich dieser Ortschaften einen ansehnlichen Grundbesitz von je einer oder mehreren Hufen Landes. (1 Hufe = 30 Morgen). Die Gaueinteilung ist von dem Frankenkaiser Karl nach seiner Eroberung des Gebietes noch früher vorgenommen worden und geschah in den Jahren 780—782.

Bei der Benennung der neugeschaffenen Verwaltungsbezirke knüpfte man entweder an alte, für die Landschaft gebräuchliche Bezeichnungen an oder schuf neue, wobei sicherlich nicht der Zufall waltete, sondern der Name des hier wohnenden Volksstammes, ein hervorstechender Berg, ein Fluß u. a. ausschlaggebend waren. Namen wie Bardengau, Ostfala, Suitbergi (Sülberggau, nach dem Sülberge bei Sülbeck), Rittengau (nach dem Ritteberge in der Nähe von Northeim), Wikanafelde (nach der ehemaligen Feste Wikanafeldisten über der heutigen Domäne Wickensen bei Eschershausen) u. a. belegen das ganz deutlich.

Unser Gau heißt 974 Ambergawa (Ambergaua), 1009 Ambraga, 1021 Ommergawi (Ammergau), 1521 ist von einem Ammergericht die Rede, zu dem die Ortschaften Nette, Upstedt und Bültum gehören. Im Jahre 1800 umfaßt das Amt Wohldenberg drei Vogteien: die Vogtei Ammergau (mit den Dörfern um Bockenem), die Vogtei Holle (mit Holle als Mittelpunkt) und die Vogtei Obergau (mit den Ortschaften um Sehlde, östlich des Hainberges). Die Benennung wechselt also zwischen Ambergau und Ammergau, wie noch heute. Eine Urkunde aus dem Jahre 1384 nennt Oltike Mundeke (Ulrich Münneke) — wahrscheinlich der letzte Gograf des Amberg — den „ghogrewe der gho to Bonnigem up dem Amberge vor Bockenem“. Hier hören wir als dritte Bezeichnung den Namen „Gau zu Bön-nien auf dem Amberge vor Bockenem“.

Ist nun der Ambergau der Gau an der Ammer oder der Gau am Amberge? Und wer ist die Ammer, und wer ist der Berg? Der Amberg vor Bönningen oder ein anderer? Und wie kommt der Berg zu seinem Namen, was bedeutet er?

Lüntzel sagt in seiner 1837 erschienenen Schrift „Aeltere Diözese Hildesheim“ darüber: „Bei dem Namen des Gaues darf man nicht etwa an die Chamaven (Volksstamm der Cherusker, der ältesten Besiedler des Gaues) denken, sondern muß denselben entweder von dem A m b e r g e bei Bönningen, wo das Gaugericht gehalten wurde, oder von der Lage des Gaues überhaupt ableiten, die man am besten auf dem N e t t e r b e r g e zwischen Söder und Nette überblickt. Berg hebt sich über Berg, und auf alle blickt der ehrwürdige B r o c k e n herab.“ (Die Sperrung ist von mir.) Der Verfasser läßt also die Frage offen, eine Antwort gibt er nicht. Auch geht aus seinen Worten nicht klar hervor, ob er mit der Lage des Gaues die am Weinberge über Nette meint, von dem man ja wirklich eine bezaubernd schöne Rundschau über das ganze Nettetal genießt, oder die Lage zu den im Süden sich erhebenden Bergen des Harzes mit dem Vater Brocken als überragender Krönung des Ganzen. Wahrscheinlich ist das letztere.

Nun reicht unser Gau im Süden mit der Stadt Seesen, die freilich vom Blickpunkt des Weinberges aus immerhin noch 18 km in der Luftlinie entfernt liegt, unmittelbar an den NW- Rand des Harzes heran, und Bornum, ja selbst Bockenem (9 bzw. 15 km vor Seesen) nennen sich gern „am Harz“. Trotzdem ist nicht ohne weiteres einzusehen, weshalb nun gerade dieser Gau der „Gau am Berge“ sein soll. Die ähnlich gelegenen Nachbargaue hätten doch denselben Anspruch darauf.

Lehnt man die Namengebung des Gaues seiner Lage zum Harz wegen ab, so käme nach Lüntzel — wenn wir vom Weinberge ganz absehen — noch der Amberg in Frage. Der Amberg war die Hauptmalstätte des Gaues, die Stätte des Grafendings, des alten Volksgerichts. Dreimal im Jahr rief der allgemeine „Land-schrei“, d. h. die öffentlich erfolgte Bekanntmachung, die wehrfähige Mannschaft des gesamten Gaues unter dem Vorsitz des vom Könige ernannten Gaugrafen zusammen, der hier im Namen seines erhabenen Herrn Recht sprach, die waffenfähigen Männer musterte und Verwaltungsmaßnahmen sonstiger Art traf. Dieser Berg war also nicht nur jedem Angehörigen des Gaues wie kaum ein anderer bekannt, sondern oft auch durch die hier getroffene Entscheidung für sein ganzes Leben von richtunggebender und einschneidender Bedeutung.

Im übrigen ist der Amberg keine auffallende Erhebung, die — wie vielleicht in andern Gauen — die Umgebung beherrscht und als markanter Punkt weithin

in Erscheinung tritt. Im Gegenteil, er ist vielmehr nur eine nach der Nette hin merklich abfallende Bodenwelle, die mit 124 m nur 15 m höher liegt als die Stelle, wo die sog. „Hochbrücke“ den Fluß am Beginn des Berganstiegs überquert. Immerhin waren die Frachtfuhrleute vergangener Zeiten froh, wenn sie diese Steigung — und noch mehr die am Weinberge hinauf — glücklich hinter sich hatten.

Den Namen „Amberg“ hört man heute übrigens nicht mehr, der Berg wird allgemein als „Gallberg“ bezeichnet. Sein alter Name ist verschwunden und wäre sicherlich überhaupt vergessen, hätte ihn uns die geschichtliche Überlieferung nicht bis auf unsere Tage bewahrt. Der Name „Gallberg“ soll nach Grimm soviel bedeuten wie „Götzenberg“. Das wird schon stimmen, denn er war wie der nahegelegene Dillsgraben und die Hubertushöhle im Hainberg wohl eine Stätte alt-sächsischer Gottesverehrung, wo man Wode und Donar opferte und ihren Segen erbat. Für unsere Vorfahren war aber die religiöse Kultstätte zugleich auch die des höchsten Gerichts. Und so nimmt es denn nicht wunder, wenn nach der Annahme der christlichen Religion auch das neue Volksgericht hier seinen Platz fand.

Auffällig bleibt nur, daß das erste christliche Gotteshaus dieser Gegend, die St.-Pankratiuskirche in Bockenem, die Mutterkirche der übrigen Kirchen des Gaues, auf der dem Amberge gegenüberliegenden Erhebung am rechten Netterufer errichtet wurde, obwohl diese der ersteren sowohl an relativer als auch an absoluter Höhe nichts voraus hat. Denn wie man damals die christlichen Feiertage mit den bisher begangenen „heidnischen“ Festen zeitlich zusammenlegte, so errichtete man auch die neuen Kirchen und Kapellen auf dem Platze der alten Opferstätten, „damit“, wie Papst Gregor I. sagte, „das Volk an den Oertern, wohin es einmal gewöhnt, um so leichter zusammen komme“. Weshalb man hier davon abwich, ist nicht ohne weiteres verständlich. Zentral liegt die Kirche so freilich.

Die Deutung vom Gallberg als Götzenberg ist nun nicht die einzige. Andere meinen, der Name sei eine Umformung von „Galgenberg“, ähnlich wie z. B. in Frankfurt a. M. das Gallustor und die Gallusstraße eigentlich das Galgentor und die Galgenstraße seien. Im nahen Hildesheim wie auch in Wetzlar gibt es noch heute einen Galgenberg. Da nun 1384 der heutige Gallberg urkundlich noch als „Amberg“ bezeichnet wird, wie schon oben gesagt wurde, so ist in unserm Falle die Erklärung als Galgenberg wohl die wahrscheinlichste. Denn es klingt glaubhafter, die später hier erfolgte Errichtung eines Galgens für die Umbenennung verantwortlich zu machen, als die um diese Zeit sicher schon verblaßte Erinnerung an die hier einst stattgefundene heidnische Gottesverehrung. Immerhin, mag nun die Deutung „Galgenberg“ oder „Götzenberg“ richtig sein, es kommt das erst in zweiter Linie in Betracht. Hier handelt es sich zu allererst um die Frage, wie der Berg zu seinem Namen **A m b e r g** gekommen und wie **d i e s e r** zu deuten ist.

Bislang habe ich eine Erklärung dafür nicht gefunden. Für mich steht jedoch fest, daß mit dem Amberg nur der Berg an der Ammer gemeint sein kann. Die Ammer aber ist die Nette, d. h. das Flößchen, das den Gau in seiner ganzen Ausdehnung durchfließt. Was spricht für die Richtigkeit dieser Behauptung? Nun, es gibt in unserm Vaterlande noch einen Amberg und auch noch eine Ammer. Und was dort richtig ist, dürfte bei uns nicht falsch sein. Die Beckenlandschaft der

Oberpfalz in Bayern wird von der Vils durchflossen, die sich bei Regensburg in die Donau ergießt. „Da, wo der Ammerbach in die Vils mündet, liegt Ammerberg, das ist Amberg.“ (A. von Hofmann, Das Deutsche Land und die Deutsche Geschichte, S. 539.) Amberg wurde erst im 13. Jahrhundert zur Stadt und ist aus mehreren Burgen entstanden. Die Stadt verdankt also ihren Namen ihrer Höhenlage an der Ammer. Wir haben hier den Parallelvorgang. Nur tritt an die Stelle des Berges die Burg und spätere Stadt, die hier den gleichen Namen erhält, wie bei uns der Berg, nämlich „Amberg“.

Amberg ist also die aus der Burg entstandene Stadt an der Ammer, der Berg Amberg der Berg an der Ammer, und der Ambergau der Gau an der Ammer, d. h. der Flußgau. Der Fluß aber ist, wie schon gesagt, die Nette, die in ihrem 25 km langen Lauf ihm ganz angehört und mit ihrer Quelle einerseits und der Mündung andererseits die Süd- bzw. die Nordgrenze des Gaus fast erreicht. Um sie herum legt sich das Talbecken, das sie in vorgeschichtlicher Zeit mit schaffen half und das sie heute noch — wirtschaftlich und verkehrstechnisch gesehen — maßgebend beeinflusst. Zu ihr eilen all die Wasser und Wässerchen des Gaus wie die Küchlein zu ihrer Mutter. In ihrem Tal windet sich die alte Heerstraße entlang, die vom Rhein und von Frankfurt a. M. her durch das Weser- und Leinetal über Hildesheim und Braunschweig nach der Nord- und Ostsee führte, und seit 1887 endlich auch der Schienenweg der Eisenbahn.

Von der Quelle bei Herrhausen an bis zur Mündung bei Astenbeck in die Innerste ist sie das bestimmende und belebende Element des Gaus. Sie allein öffnete den ersten Siedlern, die vielleicht von Norden her in das Tal der Innerste nach hier vordrangen, den Weg in das neue Jagd- und spätere Wohngebiet und lieferte ihnen in ihrem Fischreichtum willkommene Speise, verwandelte aber auch das tiefgelegene Tal zeitweise in einen See und zwang sie so, ihre Wohnstätten mehr auf der günstiger gelegenen Höhe anzulegen. Sie bestimmte also auch Wohnplatz und Feldmark derer, die hier ihre Hütten aufschlugen.

Aber warum nun „Ammergau“ und nicht „Nettegau“? Nun, wir treffen hier auf einen ähnlichen Vorgang, wie wir ihn schon vom Gallberge und Amberge her kennen. Dort war der Name Amberg, hier ist der Name „Ammer“ verlorengegangen. Das Wort „Ammer“ ist indogermanischen Ursprungs und heißt dort „ambr“, was soviel wie „Fluß“ schlechthin bedeutet. Die Bezeichnung „Ammer“ ist also ein Gattungsname, kein Eigennamen. In manchen Gegenden ist aber dieser Gattungsname zum Eigennamen geworden und so noch heute als Flußname erhalten.

Der Ammerbach (was also eigentlich „Flußbach“, das „Fließende“ heißen würde) wurde schon erwähnt. Auch das Land Württemberg hat eine Ammer, die sich bei Tübingen in den Neckar ergießt, Oldenburg hat den Namen „Ammerland“.

Bekannter ist die 127 km lange Ammer, die nach Durchfließung des Ammersees ihren Namen ändert und als Amper in die Isar fließt. An ihrer beckenartigen Erweiterung innerhalb der bayrischen Alpen liegt mitten im (bayrischen) Ammergau das durch seine alle 10 Jahre aufgeführten Passionsspiele in aller Welt berühmt gewordene Städtchen Ober-Ammergau, an Größe ungefähr dem in der Mitte unsers Gaus gelegenen Bockenem gleich. Hier und in den andern vorhin genannten Beispielen hat sich also der alte Wortstamm in der Fluß- und Gaubezeichnung bis in unsere Tage hinübergerettet, während er bei uns als Fluß-

name verlorengegangen ist und nur im Namen des Gaues selbst — wenn auch auf den ersten Blick nicht gleich sichtbar — erhalten blieb.

Sicher hat der mittlere und größte Teil des Ambergaues, der Talgrund von Bockenem, schon zur Zeit der Bildung des Gaues aus den drei sächsischen Ländern oder Markgenossenschaften den Namen „amberg“ oder „ammerg“ geführt, und diese Bezeichnung ist dann auf den neuen Gesamtgau übernommen. Die alte „ammerg“ war und ist also das Kern- und Stammland des Gaues. Es ist deshalb auch folgerichtig, daß ihre Malstätte von nun an zur Hauptmalstätte des ganzen Gaues erhoben wurde. Hier, aber auch nur hier — nämlich in Bockenem — gibt es deswegen ein Hotel Ambergau und eine Molkerei gleichen Namens, nicht aber in Holle, Rhüden oder Seesen etwa. Und wenn die Karte des Deutschen Reiches nur d i e s e m Gebiet den Namen Ambergau gibt, so ist das gewiß berechtigt.

Die Bezeichnung „Nette“ als Eigenname für die ältere „Ammer“, für den Fluß also, ist neueren Datums. Es fragt sich nun, wann und von wem unsere Ammer diesen Namen erhalten hat. Beide Fragen sind nicht ohne weiteres zu beantworten, da zuverlässige Nachrichten darüber fehlen. Förstemann meint in seinem „Artdeutschen Namenbuch, Teil II, Ortsnamen“, der Name „Ammer“ sei verlorengegangen, als der Frankenkaiser nach der Besitzergreifung dieses Gebietes einen Teil der Bewohner weggeführt — und zwar nach den Ardennen und an ihrer Stelle fränkische Untertanen von dort her wieder umgesiedelt habe. Die Tatsache der strafweisen Umsiedlung der Sachsen aus gewissen Teilen ihres bisherigen Wohnsitzes durch Karl steht fest und war damals nichts Ungewöhnliches. Ob aber die neu nach hier verpflanzten land- und volksfremden Ansiedler nun — wie auch Nord in seinem Schriftchen „Die Stadt Bockenem 1131—1931“ meint, den Namen „Nette“ als Bezeichnung für die bisherige Ammer eingeführt haben, ist vorläufig noch unbewiesen. Unmöglich ist es ja nicht.

Das Wort „Nette“ bedeutet nach Prof. Bückmann-Lüneburg soviel wie „Niedrungswasser“, Talfluß, und ist von „Nitissa“ abgeleitet. Auffällig ist nun, daß sich hier im Ambergau dieser Name noch einmal findet, und zwar als Benennung eines Dorfes, das am Fuße des schon genannten Weinberges, 75 m niedriger freilich als dieser, aber immerhin noch 45 m höher als der Fluß gleichen Namens und 2½ km von ihm entfernt liegt. Ein Wasser fließt hier freilich nicht, wohl aber hat der Ort eine Wasserstraße. Sie wird früher das Sammelbecken der bei starken Regengüssen vom Weinberge niedergehenden Bergwässer und deshalb recht sumpfig gewesen sein. An ihr hatte das Geschlecht derer von Nette seinen Sattelhof. Ob nun die ersten Ansiedler ihre Niederlassung nach der sumpfigen Beschaffenheit dieser Stelle gewählt haben, das sei dahingestellt.

So mag es denn, solange keine verbürgten Nachrichten vorliegen, vorläufig auf sich beruhen, wann und von wem unsere Ammer den Namen „Nette“ erhalten hat. Eins aber steht meiner Meinung nach fest: Von den Namen Ambergau und Ammergau ist nicht der eine richtig und der andere falsch, auch ist nicht der eine die plattdeutsche und der andere die hochdeutsche Form, obwohl es auf den ersten Blick vielleicht so scheinen könnte. Der eine schließt den andern nicht aus. Beide gehen vielmehr auf den gleichen Ursprung zurück, nämlich auf den Fluß, die Ammer. Der Name „Ambergau“ ist also die ursprüngliche und „Ammergau“ die abgeleitete Form. Beide weisen mit ihrer Entstehung in eine längst vergangene Zeit. Geblieben aber ist die Liebe und Treue.

Wie stand die braunschweigische Herzogin Philippine Charlotte zu ihrem Bruder Friedrich dem Großen?

von Helene Matthies

Auf diese Frage bin ich gestoßen durch eine Besprechung meines neuen Buches „Lottine“, worin Herr Peter Lufft in „Salve Hospes“ schreibt: „Vielleicht ging hier Liebe und Verehrung nur von der einen Seite aus“; gemeint ist von seiten Lottines.

Es ist vielleicht eine müßige Streitfrage, wer die Lieblingsschwester Friedrichs d. Gr. gewesen ist. Die bisherige Antwort lautete eindeutig: Wilhelmine von Bayreuth (1709—1759). Aber die Erschließung der größtenteils ungedruckten (französischen) Briefe, auf denen mein Buch sich aufbaut, dürften das Bild zugunsten Philippine Charlottes verschieben, denn sie zeigen uns das innige Verhältnis zu dieser Schwester, die fast 85 Jahre alt geworden ist. Dieser Briefwechsel währte 54 Jahre ohne jede Spannung auf beiden Seiten. Demgegenüber stellen wir gleich zu Anfang fest, daß zwischen Wilhelmine, die nur 50 Jahre alt wurde, und ihrem Bruder eine siebenjährige Entfremdung eintrat, so daß Friedrich „durch ihren Freundschaftsbund einen Strich“ machte (nach Fester „Wilhelmine von Bayreuth“ S. 86). In ihren Memoiren schreibt Wilhelmine, daß das Verhältnis nur zwei Jahre getrübt gewesen sei. Doch Fester gibt zu, daß Wilhelmine lügt (S. 152) und sich oft verstellt. Und doch war sein Bestreben, ein günstigeres Bild von Wilhelmine zu entwerfen, als es die Allgemeine Deutsche Biographie darstellt. Darin heißt es: „Die Memoiren sind historisch völlig wertlos. Ihre Verfasserin ist ein entarteter Sprößling des Hohenzollernstammes“ usw. Fester sagt S. 20: „Der gedruckte Briefwechsel der Geschwister gibt ein ganz falsches Bild ihres Austausches. Friedrich ist darin mit 302, Wilhelmine (fleißige Schreiberin!) mit nur 54 Schreiben vertreten. Er, der Wilhelmine ein Denkmal setzen will, nennt sie gehässig (S. 172) und kleinlich (S. 174). Carlyle und Koser halten vieles in Wilhelmines Memoiren für unglaublich. Voltaire hat nichts Weibliches an ihr außer ihrer Schönheit bemerkt, Lavissee hat an ihrem Wesen nur männliche Züge entdeckt.“

Die Memoiren erschienen bei Vieweg 1845, das Buch von Fester „Die Bayreuther Schwester Friedrichs d. Gr.“ im Jahre 1902. Wir ziehen noch ein anderes Werk heran: „Friedrich der Große und Wilhelmine von Bayreuth“, herausgegeben und eingeleitet von Gustav Berthold Volz. Deutsch von Fr. v. Oppeln-Bronikowski. Verlag v. Koehler, Berlin und Leipzig 1926.

Darin heißt es: Bd. 1, S. 47: „Die „Denkwürdigkeiten“ verdrehen die Tatsachen. Aber so viel steht fest, daß sich die Stellung der Geschwister zueinander allmählich gewandelt hat; nur ist diese Wandlung nicht, wie Wilhelmine will, auf eine ungünstige Änderung des Charakters ihres Bruders zurückzuführen“, S. 51: „Wo ihre Kenntnis aufhört, beginnt das lebhaftes Spiel ihrer Phantasie, die oft die Dinge geradezu auf den Kopf stellt.“ S. 54: „Dazu kam für Wilhelmine die unwiderstehliche Versuchung, ihren Geist leuchten zu lassen . . . ihrem Esprit bringt sie jedes Opfer. Und mit dem Esprit geht ihre Phantasie Hand in Hand.“ S. 55: „Die Braunschweiger Fassung schlägt eine gehässige Tonart gegen Friedrich II. an. . . Das Zerwürfnis kam 1744 zum offenen Bruch.“ S. 57: „Es handelt sich um ein Zerrbild, das nur psychopathisch zu erklären ist, . . . man kann es fast auf Verfolgungswahn deuten.“ Bd. II S. 14: „Auch was Wilhelmine sonst in ihren

Denkwürdigkeiten von Personen und Vorgängen erzählt, entspricht der Wahrheit nur in bescheidenem Maße. So stellten wir bereits in der Einleitung zum 1. Briefbande fest, wie sie von dem Charakter ihres Bruders ein gehässiges Bild zeichnet. Ähnliches gilt von dem Bilde ihres Gemahls." S. 15: „Dieser ganze Bericht (über 1739/40) der Denkwürdigkeiten steht im stärksten Widerspruch mit den Briefen an ihren Bruder . . . So liefert auch die Darstellung dieser Vorgänge (1744) einen neuen Beweis für die Unglaubwürdigkeit ihrer Memoiren."

Daß Friedrich in seiner Jugend, besonders zur Zeit der Flucht, sich vor allem an Wilhelmine hielt, lag nahe; denn sie war drei Jahre älter als er und auch durch den Haß dem Vater gegenüber mit dem Bruder verbunden, während Lottine mit ihren damals 13 Jahren noch ein Kind war. In den sieben Jahren der gegenseitigen Entfremdung bringt Wilhelmine es fertig, mit seiner Feindin Maria Theresia eine Begegnung zu haben, was Friedrich ihr sehr verübelte. Wenn er sich später mit ihr aussöhnte, so deshalb, weil sie, die immer kränklich war, nun durch ihren ersten Krankheitszustand in seinem weichen Gemüt (von beiden Schwestern bezeugt!) das Mitleid geweckt hatte. Und „alle ihre Gedanken klammerten sich an den Bruder" (Fester S. 155).

Wie ganz anders Philippine Charlotte! Sie bewahrt die Selbständigkeit ihres Wesens in allen Lebenslagen, so daß Friedrich ihre „Geistesstärke und Abgeklärtheit" rühmt (Briefe Friedrichs d. Gr.), sie mit Cornelia, der Mutter der Gracchen, vergleicht. Sie hat gegenüber seiner „freien" Anschauung ihren festen Glauben nie geleugnet, gegenüber seiner Vorliebe für französische Literatur die deutsche Dichtung geliebt und gefördert. Und doch hat sie an ihm mit grenzenloser Verehrung, ja Liebe gehangen. Und diese wurde von ihm erwidert. Nennen wir aus den wenigen erhaltenen Briefen nur einige Stellen: Vous êtes ma soeur fidèle. — Une tendre amie comme vous est un trésor. — Je trouve tout en vous, esprit, vertu, tendresse, et l'indulgent supporte qu' exige ma vieillesse. (In euch ich alles finde, Geist, Tugend, Güte, auch was mein Alter fordert: geduldig tragen fein). Er nennt sie „das Glück seines Lebens". Der letzte Brief, den er überhaupt schreibt, ist an seine „verehrungswürdige Schwester" gerichtet und schließt mit den Worten: „Mein Herz bleibt dir unveränderlich zugetan." Auf das Wort „unveränderlich" müssen wir Wert legen. In ihrem ganzen Leben gab es zwischen ihnen keine Entfremdung; häufige Besuche hin und her waren Beweise ihres Verbundenseins.

Lottine hat keine Memoiren geschrieben, dazu fand sie bei ihren dreizehn Kindern wohl kaum Zeit, während Wilhelmine die ihren für die Öffentlichkeit berechnet hat. Nur die Briefe Lottines, die noch im Hausarchiv zu Charlottenburg ruhen, sind ein lebendiges Zeugnis geschwisterlicher Treue. Auf diese etwa achthundert französischen Briefe, von denen Abschriften sich in dem Wolfenbütteler Staatsarchiv finden, gründet sich das Lebensbild meines Buches „Lottine"; in über 200 Anmerkungen habe ich auf die Quellen hingewiesen. So dürfte es ein völliger Irrtum sein, wenn Peter Lufft zu sagen beliebt, daß „eine heillose Vermischung von Dichtung und Wahrheit entsteht." Wie anders klingt es dagegen, wenn die mir bisher unbekannte Urenkelin des Leibarztes der Philippine Charlotte schreibt: „Das Lebensbild dieser prachtvollen Frau, das Sie aus ihren Briefen so lebendig und packend nachzeichnen, muß jeden Leser in seinen Bann ziehen . . . Ergriffen hat mich dieses Frauenleben in seiner Größe, Warmherzigkeit, Klugheit und Güte . . ."

Aus dem alten Rábke

Von Karl Böhme

6. Geburten und Taufen

Aus den Zusammenstellungen über die Geburten geht leider nicht hervor, wie groß die Anzahl der Bewohner von Rábke jeweils gewesen ist. Nur die Größe der Zunahme läßt sich ermitteln. Auch die Anzahl der unehelich Geborenen kann man errechnen, da sie getrennt für sich aufgeführt sind.

1630—1700 sind 1086 Geburten verzeichnet, davon 17 uneheliche oder etwa 1,5 %, 1701—1800 sind 1905 Geburten verzeichnet, davon 77 uneheliche oder etwa 4 %, 1801—1900 sind 2264 Geburten verzeichnet, davon 328 uneheliche oder etwa 14,4 %.

Von den insgesamt $1086 + 1905 + 2264 = 5255$ Geburten sind im Jan. 529, Febr. 467, März 511, April 427, Mai 395, Juni 439, Juli 395, Aug. 434, Sept. 370, Okt. 434, Nov. 417, Dez. 437 erfolgt, während von den insgesamt $17 + 77 + 328 = 422$ unehelichen im Jan. 54, Febr. 31, März 34, April 36, Mai 28, Juni 29, Juli 28, Aug. 29, Sept. 29, Okt. 31, Nov. 34, Dez. 49 vermerkt sind. Die Aufzeichnungen zeigen, daß sich die meisten Geburten in den Wintermonaten ereignet haben. Dabei ist zu bemerken, daß uneheliche Geburten seit 1700 und vor allem seit 1800 ganz erheblich angestiegen sind. Doch ist nach der Entwicklung in den letzten Jahren anzunehmen, daß sich die Häufigkeit der unehelichen Geburten neuerdings wieder verringern wird.

Für die Taufen werden 2—5 Gevattern gewählt, doch kommen auch 1 oder 6 Gevattern vor, aber nur selten. Dem Kinde, das den Gevatterbrief bringt, gab man 50 Pfg. Trinkgeld, „Wegegeld“. Wo Kindermädchen vorhanden, wurden diesem einige Groschen gegeben. Bei der Taufe wurden von jedem Gevatter als Geschenk 3 Mk „inneknut“, d. h. in rechteckiges oder quadratisches Stück des Gevatterbriefes mit seinem Bande umwickelt und in einem zu diesem Zweck aufgestellten Zinnteller gelegt, wenn bei der Taufe nur Kaffee gegeben wurde. Wenn aber abends Braten gereicht wurde, dann waren 5 Mk angemessen. An die Hebamme wurden von jedem Gevatter 50 Pfg. entrichtet. Außerdem kam in den Armenstock der Kirche auch noch eine Gabe. Die jungen Mädchen kauften, wenn sie Gevatter standen, einen Strauß aus künstlichen bunten Blumen mit roten Bandschleifen $1\frac{1}{2}$ Ellen, früher 3 Ellen lang. Der Strauß wurde an die Brust gesteckt, wo er bis zum Schluß blieb. Die jungen Mädchen trugen früher als Vaddersche „Sneure“ auf dem Kopfe (Brautkrone, wenn sie noch in Ehren standen. Gevattern durften bei der Rüstung zum Kirchwege und auf diesem nicht pissen. Deshalb mußten sie es tun, ehe sie sich zurechtmachten. Nach der Taufe waren sie wieder frei. Früher fanden die Taufen immer am Sonntag statt. Die Gevattern hatten das Taufkind abwechselnd auf dem Arm, der jüngste Gevatter trug das Kind um den Altar, sein Gesangbuch wurde in die Wiege gelegt unter das Kopfkissen. Die Kinder wurden $\frac{3}{4}$ —1 Jahr, selten länger gestillt. Wenn ein Mädchen den ersten Zahn fand, erhielt es 3 Mark oder ein Kleid. Wenn die Nägel lang gewachsen waren, so wurden sie im ersten Vierteljahr von der Mutter abgebissen.

Es war üblich, daß am ersten Weihnachtstage die Gevattern ein Kleid schenkten. Nachher bis zur Konfirmation gab der Gevatter jede Weihnachten ein Ge-

schenk von etwa einer Mk. Am ersten Weihnachtstage laufen die Kinder im Dorfe umher, um Geschenke von Paten zu holen. Da sieht man frohe Gesichter, Packen im Arm, neue Sachen an. Kleine Kinder werden von größeren geführt.

7. Tracht

Gleichmäßigkeit zeigt auch die Tracht der alten Rübker. Zwar nicht in dem Sinn, daß sie den wechselnden Zeiten keine Änderung gebracht hätten. Denn was hier bis ins 19. Jahrhundert hinein zu sehen war, haben die Jahre vor 1750 schwerlich gekannt. Aber die Gleichmäßigkeit ist darin unverkennbar, daß die einmal angenommene Weise lange beibehalten wurde, die letzte etwa 200 Jahre, und daß der Einzelne keine Freiheit hatte oder auch nur verlangte, von der Regel abzuweichen.

Was sich daraus ergab, kann man nicht als einförmig, öde und langweilig tadeln und ihm gegenüber den unsteten Wesen der Neuzeit den Vorrang zusprechen, als wäre darin die größere Formenschönheit und Farbenpracht. Im Gegenteil, nicht nur bunter, sondern auch kleidsamer trugen sich die Alten, ganz entschieden erfreulicher für den Beobachter. Und wenn die vordem üblichen Kleidungsstücke an sich keineswegs billig waren, so darf man das nicht tadeln. Denn der höhere Preis bedingte die Gediegenheit und Haltbarkeit der Stoffe und des Machwerks; diese Vorzüge aber konnte man ausnutzen, weil man an jedem Stücke lange etwas hatte, ohne befürchten zu müssen, daß es gänzlich veraltete oder wenigstens mit neuen Zutaten umgearbeitet werden mußte. Die teuren Sachen wurden ja wieder billig durch ihre Dauer.

Die Tracht war hier im wesentlichen dieselbe, wie sonst im nördlichen Teile des Braunschweiger Landes. Es mag deshalb genügen, folgendes zu bemerken. Alles Gesagte bezieht sich übrigens auf die Zeit nach 1750. Das Frühere wird durch die Überlieferung nicht mehr erreicht.

Die Knaben erhielten die männliche Tracht erst spät; bis zum 6. oder 7. Jahre gingen sie ohne Hosen und bis zum Ende der Schulzeit für gewöhnlich barhäuptig. Von da an wurden ihnen auch lederne Hosen gegeben. Diese waren bei den Männern hauptsächlich während des Winters im Gebrauch; im Sommer zog man leinene vor. Die Lederhosen, aus Wild- oder Kalbleder gefertigt, grau oder weiß, zuletzt auch braun oder grün, — diese Farbe besonders für die Jungen — auf dem Latz oft bunt gestickt, reichten etwas über die Knie; die Leinenhosen weiß, an den Seiten zugeknöpft mit Hornknöpfen von 23 mm Durchmesser, an heißen Tagen aber offen getragen, waren länger. Beide Arten wurden unten über den Strümpfen zugebunden. Die ledernen Hosen hielten lange, 5 Jahre für die Sonntage — bei etwaiger Arbeit am Sonntage zog man übrigens zum Schutz Leinenhosen über — und die gleiche Zeit noch für die Alltage. Sie waren aber auch teuer. Man kaufte sie in der Stadt, entweder bei den Handschuhmachern, und zwar um 1830 am besten in Schöppenstedt, oder auf den Märkten, besonders dem Helmstedter Martinimarkt und dem Schöppenstedter Oktobermarkt. Da fanden die Landleute ganze Buden voll Hosen; was sie aussuchten, paßten sie gleich am Platze ab. Ausbessern, Waschen und Aufkollern wurde hier von den Dorfschneidern gemacht, zuletzt vom alten Waterlookämpfer Wahnschape. Die Strümpfe standen mit ihrer blauen Farbe in einem augenerfreulichen Gegensatz zu den Beinkleidern. Noch

Tafel I

Das Breite Tor zu Goslar

ein wichtiges Glied
in der mittel-
alterlichen Stadt-
befestigung



Hospital Grobes Heiliges Kreuz in Goslar

jenseits der Königsbrücke gelegen,
eine Stiftung von 1254, im Innern
schöne alte Däle mit wertvoller
mittelalterlicher Ausstattung.

Die Bilder (8) wurden dankens-
werterweise vom Verkehrsamt der
Stadt Goslar zur Verfügung gestellt.



Tafel II

Klosterkirche
Neuwerk in Goslar

aus spätromanischer Zeit mit reich
verziertem Chorabschluß.



Blick in die
Frankberger Kirche.

romanisch mit gotischen Anbauten,
im Innenraum reiche barocke
Schnitzarbeit.

Tafel III

Holzgeschnitzte
Plastik der Mutter
Gottes mit dem
Leichnam Christi
(Pietà)

in der Jakobikirche zu Goslar,
ein schönes Zeugnis spätgotischer
Bildschnitzerkunst Hans Witten.



Rathaus zu Goslar, Huldigungssaal

Dieses reiche Schnitzwerk, das sich an der Nordwand findet, zeigt uraltes Brauchtum: Das Streck-
katzenziehen der Heckenmänner.





Ehemalige Klosterkirche Riechenberg zwischen Goslar und Astfeld

Die Krypta (12. Jahrhundert) mit ihren reich verzierten Säulen und Kapitellen im Stile der Schule von Königsutter, ist allein erhalten geblieben. Von der Klosterkirche selbst, einer geräumigen dreischiffigen Basilika, stehen nur noch einzelne Mauern.

Klosterkirche des ehemals bedeutenden Augustiner-Chorherrenstiftes Grauhof zwischen Goslar und Hahndorf

heute Niederlassung der Franziskaner, 1717 von Fr. Mitta begonnen, mit reicher Barock-Ausstattung in künstlerischer Großzügigkeit.



bunter wurde das Bild, wenn sie mit andersfarbigen Linien vorn und hinten gestrickt waren, eine Verzierung, die beliebt war.

Über die Hose und die oberen Strumpfen, also bis zu den Waden hinab fielen die langen Schöße der mit roten Wollstoffen gefütterten Röcke oder Kittel, die man von weißem Drell trug zur Arbeit, an Sonn- und Festtagen aber von dunkelblauem Tuch, beide mit Hornknöpfen besetzt und hinten am Schoßansatz eng gefaltet. Der reinweiße Arbeitskittel war nicht in der ganzen Gegend üblich. In Lelm z. B. sah man alltags die Männer „stripig“ gehen: ihr weißer Kittel hatte schmale blaue Streifen. Die Röcke und Kittel ließen sich bis zum Halse hinauf schließen, wie die ärmellosen Westen, die „Bostdäuker“, darunter, die aus verschiedenen, gern wieder bunten Stoffen gemacht und mit vielen Knöpfen besetzt waren. Den Hals umschlang man mit einem schwarzen Halstuche, über dem sonntags die frischen Hemdkragen sichtbar wurden. Bei den Knaben ließen die Mütter die Kragen mit blauen oder roten Zacken, den sogenannten Potthenkeln, hervorstehen. Zum Tanz oder bei ähnlichen Gelegenheiten wurden kurze Jacken aus helleren buntgeblühten Stoffen mit langen Ärmeln und vielen „gluen“ Knöpfen angelegt, zuknöpfbar bis zum Halse hinauf. Mäntel oder auch nur ähnliches zum Überziehen kannte man noch nicht.

Von den Hirten wird erzählt, daß sie sonntags unter dem blauen Tuchrocke noch ein „Futterhemd“ getragen hätten aus leichterem blauen Stoffe, auch langschönig, vorn mit einer Reihe von Knöpfen.

Die Fußbekleidung bestand aus Schnür- oder Schnallenschuhen. Schaftstiefel, einnähtig, blank gewichst, wohl mit einer Troddel an der Seite und bis zum Knie reichend, kamen erst auf, als die alte Zeit zu Ende ging. Für sie nahm man die Lederhosen länger, sogar mit Steg unter den Füßen. Auch ließ man bei ihnen andersfarbige Strümpfe an der Stelle der blauen treten. Aber das alte Rábke hat das kaum gesehen.

Von den Kopfbedeckungen der Männer ist vor allem der große schwarze dreitütige Filzhut zu nennen, der durch überspannte Schnüre in der Form gehalten wurde. „Für gut“ also sonntags beim Kirchgang, wurde eine Spitze nach vorn, zwei nach hinten gewendet, bei der Arbeit aber umgekehrt und dann vorn die breite Krempe als Schirm heruntergebogen. Der Filz war so dicht, daß man mit dem Hute Wasser schöpfen konnte. Die Verwendung der „Dreitütigen“ war also vielseitig. Doch neben ihnen hatte man für die Köpfe noch manches andere. So die „sommitschen“ Mützen, oben mit einem grünen Samt- oder Seidendeckel, ringsum mit Pelz besetzt und inwendig mit Lammfell gefüttert. Die Handwerker trugen sie bei der Arbeit, obgleich sie für beides, wenigstens im Sommer zu sehr wärmten. Ähnlich waren die „Dippsmützen“, die man aufsetzte, wenn man auf dem Felde arbeiten wollte, während man die großen Filzhüte nicht mit aufs Feld nahm. Diese Mützen waren ohne Schirm von Samtmanchester, ringsum mit Litze eingefast und mit einer seitwärts vom graden Deckel herabhängenden Troddel. Vereinzelt kamen zuletzt auch schon leichte Schirmmützen vor, die Kappen genannt wurden. Ob die hohen, nach oben breiter werdenden Filzhüte, die die Handwerker sonntags und bei feierlichen Gelegenheiten am Ausgang der alten Zeit trugen, weiter zurückreichen, erscheint zweifelhaft. Dagegen werden die Zipfelmützen, die „Tipfelmützen“ älteren Ursprungs sein, die bei alten Leuten für die Nacht, aber auch sonst beliebt waren.

8. Bräuche des Jahreslaufes

a) Schlachtfest

Früher wurde zwar weniger eingeschachtet, aber das Schlachtfest ist mehr gefeiert worden. Früher waren mehr Helfer hauptsächlich wegen des Hackens und des Wurstmachens nötig. Dazu wurden Verwandte, Nachbarn und auch Freunde eingeladen, die dann auch bewirtet wurden. Dabei gab es auch Schnaps und andere Getränke. Und wenn dann freie Zeit dazwischen eintrat, dann wurde diese ausgefüllt mit Kartenspielen. Das trat in der neuesten Zeit immer häufiger ein, da mehr und mehr Arbeit durch die Maschine getan wurde. Jetzt fielen die Einladungen immer mehr fort, und es blieb das Schlachtfest nur noch ein Fest für die Kinder, die ihre Freude an dem besseren Essen hatten. Auch sind sie ausgezeichnet durch kleine Scherze, wie das Anhängen des Schwanzes und dadurch, daß für sie kleine Würste gemacht wurden, die sie sich von Nachbarn und Verwandten holten. Das Schlachtfest war oft ein Grund für das Fernbleiben von der Schule.

b) Silvester und Neujahr

Silvester und Neujahr gaben Veranlassung zum Feiern. Silvester sangen wohl alle Schulkinder um am Tage: „Nun treten wir ins Neujahr, Herr Jesu Christ, der uns bewahr, gib Glück und Heil, gib Fried und Ruh und gib die Seligkeit dazu“. „Wir wünschen ein frohes, neues Jahr“. Die Kinder gingen im ganzen Dorf herum. Sie erhielten Äpfel, Braatjen, auch wohl 2 Pfg. jeder, von Vaddern oder Verwandten auch mehr. Zuletzt traten abends auch die P ä r j u n g e n s auf. Sie sangen beim Läuten, früher auch an der Kirche, nachher im Dorfe herum. Ihr Glückwunschlied lautete:

„Grün ist die Wintersaat
In diesem neuen Jahre,
Für den, der was zu Felde hat,
Daß Gott sie ihm bewahre,
Vom Tage bis zum Jahre.
Viel Glück zum neuen Jahre.“

Neujahrsabend taten sich junge Leute oder auch größere Schulkinder in kleineren Gruppen zu Geldsammlungen zusammen und kauften Weißbrot, Gehacktes, Punsch oder anderen Alkohol, das sie abends verzehrten. Es dauerte bis weit über 12 Uhr.

c) HänseIn der jungen Knechte oder der jungen Leute

Eigentliches Alter war 18 Jahre. Wer aber Geld hatte, ließ sich schon vorher unter die Gehänselten aufnehmen. Wer nicht gehänselet war, der durfte nicht auf Tanzböden, in Spinnstuben, im Krug und auf der Straße rauchen. Wenn ihn ein Knecht doch mit einer Zigarre traf, gab er ihm eine Ohrfeige und schlug ihm die Zigarre aus der Hand oder aus dem Mund. Am ersten Sonntag nach Neujahr, Musik war dann am Sonntag nach dem Heiligen-Dreikönigs-Tag, fanden sich Knechte und die, die sich hänseIn lassen wollten, im Krug ein. Der Altknecht mit einer Schärpe, die ihm die Mädchen gemacht hatten, hatte den Vorsitz, aber keine sonstigen Obliegenheiten. Der letzte Altknecht war Hallermann bis 1876, wo er sich nach Süpplingen verheiratete. Die jungen Leute setzten sich vorn zu-

sammen an dem sogenannten *Taternischt*. Der Altknecht fragte: „*Wo komet ji hier-kär? Wo kümt ji jüch erdriesten, bi üsch te sitten? Dat mott bestraft weren!*“ Dann mußten die noch nicht 18jährigen etwa 3 oder 4 Mk jeder zahlen, dazu das Eintrittsgeld, ebensoviel für Trinken und dergleichen, im ganzen für zu junge 10 Mk, für 18-jährige etwas weniger. Sie wurden vom Altknecht unterwiesen, wenn sie — halb noch auf der Treppe — sagten: „Wir wollen Knechte werden“, so dürften sie wiederkommen. Dann wurden sie nach ihrem Alter gefragt. Die zu jungen mußten weiter hinten gehen. Aber halb auf der Treppe wurde ihnen gesagt: „Mit Geld ist vieles zu machen“. Wenn sie sich bereit erklärten, zu zahlen, so durften sie wiederkommen. Zuletzt wurde ihnen gesagt, daß sie zum Heiligen-Dreikönigstanz mit Mädchen zu kommen hätten.

Die Jungmannen mußten zur Aufnahme ein Glas Schnaps auf einen Zug leeren. Konnten sie es nicht, so galt es 50 Pfg. Strafe. Das geleerte Glas wurde umgedreht auf den Tisch gestellt. War noch zuviel darin, daß sich auf der Tischplatte ein Ring bildete, so kostete es 10 Pfg. Strafe. Ließ sich noch einmal ein Ring bilden, so nochmals die gleiche Strafe usw. Als Mittel um das zu verhüten, galt, daß man in das geleerte Glas hineinhauchte.

Dann wurde gesungen und getrunken, wobei es immer darauf ankam, den Jungen Geld abzunehmen. So bei dem Liede: „Ich nehm' mein Gläschen in die Hand“. Wenn das Glas nicht so gehalten wurde, wie der Altknecht es vormachte, so waren jedesmal 10 Pfg. Strafe schuldig. Darauf wurde wieder gesungen: „Wer will nun mein Schenker sein?“; da mußte nun der, dessen Name genannt wurde, eine Runde ausgeben. So wurde jeder eingesegnet. Es kamen oft mehr als 100 Mk zusammen, so daß der ganze Betrag nicht an einem Abend verzehrt werden konnte. In diesem Falle setzte der Altknecht einen zweiten Abend an. Er behielt auch wohl einen Teil zurück, den sie dann während des Winters im Krüge vertaten.

Mitte der achtziger Jahre kam das Hänseln ab. Die einheimischen jungen Leute gingen fort, es dienten fast nur noch Fremde. Diese hatten vorher 1 Mk bezahlt, um zu der Knechtsgesellschaft gerechnet zu werden, weil sie sich nicht mehr hänseln lassen wollten mit allen sachlichen Unbequemlichkeiten.

d) Spinnstuben

Die Spinnstuben kamen während der Zeit um 1880 ab. Ungefähr 5—6 Mädchen bildeten einen *Rott*. Sie kamen abwechselnd in den Häusern bei den Eltern oder den Herrschaften zusammen, abends um 7 oder 7½ Uhr, dazu ebensoviel junge Burschen. Es ging nach dem Alter, ohne Rücksicht auf den Stand zu nehmen. Die Mädchen mußten fleißig spinnen. Reiß der Faden, so wurde die Dieße weggenommen. Nun „barmten“ die Mädchen sehr, sie mußten sich durch einen Kuß lösen. Zuweilen ging es wild her. Besonders *Silvester* und beim *Fastnachtfußwaschen*. In *Lelm*, wo das Fußwaschen zum Fasselabend auf dem Saale stattfand, mußten Mädchen, die nicht wollten, 25—50 Pfg. Lösegeld bezahlen. So lösten sich die Töchter von den Höfen. Junge Burschen, die „ein Mädchen sitzen hatten“ oder junge Mädchen, die ein Kind hatten, also „angebrannt“ waren, waren von den Spinnstuben ausgeschlossen. Solche jungen Leute durften auch nicht auf den Tanzboden und in die Knechtsgesellschaft.

Zuletzt wurden die Lichte ausgepustet, dann wurden die Mädchen auf den Schoß der jungen Männer genommen, und auf Stühlen wurden Liebesbezeugungen aus-

getauscht. Die Mädchen freuten sich jedenfalls, wenn sie einen „flinken Bengel“ hatten. Denn manchmal strich dabei jemand ein Streichholz an, daß ein großes Geschrei wurde. Also ist offenbar dabei eine große Unsitte eingerissen. Aber es kam kein Austausch oder Wechsel vor, es blieben immer dieselben Paare.

Daß so alte Sitten sich in Rábke so lange halten konnten, erklärt sich aus dem Fehlen von Fabriken und von Eisenbahnen, aus der späteren Separation und der verhältnismäßig großen Entfernung der Städte. „Bessere“ junge Mädchen gehen jeden Sonntag, Dienstag und Donnerstag abwechselnd abends aus und besuchen einander, wohl auch mit jungen Männern, manchmal auch Sonntagsnachmittags. Das Zusammenkommen war auf die Gemütlichkeit abgestellt. Zur Bewirtung gab es abends, nachdem sie alle gleich nach 8 Uhr erschienen waren, erst um $1\frac{1}{2}$ 10 Uhr Kaffee und Gebäck. Zunächst stand nichts auf dem Tische. Erst wenn getrunken werden sollte, wurden die Tassen aufgesetzt. Wenn die erste Tasse eingeschenkt war, wurde die erste Sorte Gebäck auf den Tisch gestellt. Nach einigen Minuten wurde gesagt: „Nehmet an.“ Zur zweiten Tasse wurde die zweite Sorte Gebäck angeboten, und zur dritten Tasse beide Sorten Gebäck. Zwischendurch wurden *H a n d a r b e i t e n* gemacht, gehäkelt, früher gestrickt, meist für die Aussteuer.

Bei Frauen war es ähnlich. Manchmal ging es sehr einfach her. Es gab auch nur eine Sorte Gebäck. Sonntags, vielleicht auch mittwochs, gehen die Frauen im Winter mit ihren Männern in der Klasse (Rott oder Klub) am Abend aus. Die Männer kriegen gleich Bier, die Frauen wohl auch etwas vor dem Kaffee. Außerdem wird im Winter auch an anderen Abenden hin und her eingeladen, oft fast jeden Abend. Sonntagnachmittags luden sich die Frauen auch ein zu Kaffee, selten jedoch alltags. Um 1890 ging die feinste Gesellschaft zum Krüge. Und die Honoratiönstöchter und gleich geachtete junge Mädchen gingen für sich zusammen aus.

Es gab früher zwei Feste, eins im Sommer und eins am Heiligendreikönigstage. Die „Sommermusik“ bezahlten die Mädchen. Auf dem Tie wurde auf dem Rasen getanzt. Der Wirt hatte nur einen Tisch und eine Bank für Braunbier und Schnaps. Die Heiligendreikönigs-Musik bezahlten die jungen Leute. Das Fest war ringsum berühmt. Es wurden Hirten (Rinder-, Schweine-, Pferde-, Gänse-Hirten) gemietet. Diese wurden wie die anderen gefragt, ob sie mithalten wollten bei Brantweinkaltschale am Abend. Jeder, der wollte, mußte 2 Ggr. zahlen. Als Empfangsbescheinigung wurde ihm schräg über dem Rücken auf den Tuchrock ein Kreidestrich gezogen. Daher ging damals ringsum die Rede: „Die Rábker haben alle einen Strich.“ Oben auf dem Saal wurde getanzt, getrunken auf der großen Kammer über der Gaststube. Früher waren vom Saal noch zwei Kammern abgetrennt an der Schmalseite der Treppe gegenüber. Der Raum zum Tanzen war also sehr klein. Unten in der Gaststube wurde Brennewienkaltschale gemacht aus Brantwein, Honigkuchen und Zucker in einem Napf. Brantwein mit Honigkuchen wurde mit Löffeln gegessen. Die letztverheirateten Ehepaare mußten zur Brantweinkaltschale bezahlen, die Arbeiter etwa 5 Gr., die anderen mehr. Auch mußten die letztverheirateten Ehepaare ein Faß Bier geben unten in der Stube, wo die Brantweinkaltschale stand. Dann mußten ihnen die anderen Tänzer oben zu einigen Tänzen Platz machen, denn oben konnten nur Tänzer, aber keine Zuschauer sein. Gegessen wurde rottenweise in einer kleinen Stube unten. Am 8. Januar 1882 fand zum letzten Male der Heiligendreikönigstanz im Krüge statt.

Zeugnisse der Gefangenenkunst im Braunschweiger Raum

— Ein Beitrag zur rechtlichen Volkskunde —

von Siegfried Hardung

1. Die „Wolfenbütteler Gefängnisbank“ des Braunschweigischen Landesmuseums im Rahmen der bildnerischen Betätigung von Strafgefangenen

Ein Glanzstück der Rechtsabteilung des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum, das die staunende Bewunderung jedes Besuchers hervorruft, ist eine Gefängnisbank aus Wolfenbüttel, die reichhaltige Schnitzereien aufweist. Sie ist das Werk des Helmstedter Huf- und Waffenschmiedgesellen E. Stodtmeister, der sie in den beiden ersten Jahren seiner Wolfenbütteler Haftzeit (Juli 1841 bis Herbst 1849), teils mit dem Taschenmesser, teils mit einem zugespitzten Nagel angefertigt hat.

Diese Bank sowie die Persönlichkeit des Schnitzers sind von O. Schütte im „Braunschweigischen Magazin“ (1910 S. 26/28) eingehend beschrieben und gewürdigt worden. Einzelne Bildszenen wurden auch schon in den Braunschweiger Tageszeitungen veröffentlicht.

Die Tatsache, daß dieses meisterhafte Werk nicht die Arbeit eines Bildschnitzers, sondern eines Schmiedegesellen ist, rechtfertigt m. E. den Versuch, diese Bank mit ihren Bildmotiven im Rahmen der bildnerischen Gestaltung ungebübter Strafgefangener vergleichend zu betrachten. Das Vergleichsmaterial wird einmal in dem Buche von Hans Prinzhorn, Bildnerei der Gefangenen, Berlin 1926, dargeboten. Zum andern habe ich persönlich insbesondere den Braunschweiger Raum, der bei H. Prinzhorn unberücksichtigt blieb, auf diese Fragen durchforscht.



ABBILDUNG 1



ABBILDUNG 2

Die Sitzbank ist 220 cm lang und 30 cm breit. Die hier besprochenen Bildszenen befinden sich auf der Oberseite, auf der Unterseite finden wir neben drei eingeritzten Spielfeldern und dem Namen eines anderen Häftlings auch die ersten tastenden Versuche E. Stodtmeisters, bevor er die obere Seite in Angriff nahm. Zwei Beine dieser Bank, die noch im Original erhalten sind, hat St. wie Bindepflöcke gestaltet.

Die gesamte Bankfläche ist in drei Teilfelder aufgegliedert: ein Mittelfeld mit 3 Gruppen und zwei Außenfelder. Im Mittelstück fällt dem Beschauer zuerst das herausgehobene Brustbild eines nach links blickenden Mannes mit Bart auf. Der linke gewinkelte Arm hält einen Hammer. Die Ebenbildlichkeit der Darstellung ist nicht etwa nur durch die Inschrift unter dem Bart: „Mein Brustbild — E. Stodtmeister“, sondern auch durch den Vergleich mit einem späteren Bild, das O. Schütte vorlag, gesichert. In das Bildnis selbst, vor allem aber um dieses, sind Mitteilungen und Betrachtungen in Prosa und Reimform eingeschnitzt.

Unter diesem Selbstbildnis ist ein Kruzifix angebracht, neben dem ein betender Mann (Stodtmeister) kniet (= Abb. 1).

Darunter befindet sich eine Gruppe, die sich um einen auf der Pritsche liegenden, grübelnden Häftling aufbaut. Er schaut auf eine Uhr, die 11¹⁵ h zeigt; über dieser ist ein Totenkopf mit gekreuzten Knochen angebracht. Links davon schnitzte St. einen Kerker, zu dem eine Treppe hinaufführt, wie sie damals im Helmstedter Gefängnis vorhanden war. Auf der rechten Bildseite ist ein Sarg (oder Sockel) mit Kreuz und einer brennenden, aber schon abgeschnittenen Kerze zu sehen (= Abb. 2).

Das Außenfeld oberhalb des Mittelstückes (= Abb. 3) wird durch eine Gerichtssitzung ausgefüllt. Am Richtertisch sitzen der Richter und ein Schreiber. Der Richter hält ein Aktenstück: „In Sachen des Angeklagten“, während der Schreiber gerade „Er leugn (et)“ notiert. Links vom Tisch steht in Ketten der Angeklagte. Über der Szene schwebt ein Engel mit der Waage des Gerichtes in der Linken, Zirkel und Richtmaß in der Rechten.

Das gegenüberliegende Außenfeld (= Abb. 4) grenzt mit seiner unteren Bildlinie an das Mittelstück an; es dürfte die zuletzt entstandene Szene sein. Dargestellt ist eine Richtstätte. Links außen hat St. ein Rad auf einer hohen Stange eingeschnitzt, zu dem eine Leiter hinaufführt. Rechts davon sitzt in beobachtender Erwartung seines Endes „ein Deliquinte“. Eine Inschrift trennt diese linke von der rechten Gruppe: dem Henker mit breitem Richtschwert, auf dem MORS (= Tod) zu lesen ist, sowie einem zweirädrigen Armsünderkarren. Auf diese ganze Szene strahlt die Sonne durch die Wolken hernieder. Doch ein fliegender Rabe wartet schon gierig auf das Opfer.

Die Betrachtung dieser Bildgruppen ergibt eindeutig, daß es sich keineswegs etwa um eine lockere Folge zusammenhangloser Motive handelt. Es zeigt sich im Gegenteil klar, daß die Darstellungsfolge die ichbezogene Gefühls- und Gedankenwelt dieses Strafgefangenen wiedergibt: seine Selbstbespiegelung, den Alldruck der Verhöre und Verhandlungen, den Kummer der schlaflosen Nächte, übersteigerte Furchtgedanken, Wunschphantasien und Trostbedürfnis. Die vergleichende Betrachtung dieser Bildmotive mit den Darstellungen anderer Strafgefangener wird

erweisen, daß zwar unsere Gefängnisbank in ihrer künstlerischen Gestaltung als einzigartig anzusprechen ist, die dahinterstehende Gedanken- und Gefühlswelt aber sich durchaus mit der anderer Strafgefangener weitgehend deckt. Damit wird keineswegs die Bedeutung dieses Glanzstückes geschmälert, sondern diese Gefängnisbank wird sogar zu einem exemplarischen Schau- und Beweisstück für das ganze Problem.

Selbstbespiegelung

„Am 6. Juli 1841 bin ich aretirt um Verdagt (= Verdacht), zur Untersuchung abgeführt. Ed. Stodmeister aus Helmstedt. Therethischer Huf- und Waffen

Schmid.“ Daß der Name der Unglückstag oder das Jahr verzeichnet wird, kommt auch sonst häufig vor, sehr oft aber wird der Verhaftungsgrund mitangegeben¹⁾ oder gar bildnerisch dargestellt²⁾. Auffällig ist, daß unsere Bank weder eine schriftliche, noch bildnerische Erwähnung seiner Straftat enthält. (Herstellung falscher Münzen und Einbrecherwerkzeuge für eine Diebesbande sowie Teilnahme an zwei Einbrüchen.) Wahrscheinlich hängt dieses Verschweigen damit zusammen, daß Stodmeister während der Anfertigungszeit der Bank immer noch in Untersuchungshaft war, da er beständig leugnete und deshalb erst 1845 verurteilt werden konnte. Es könnte aber auch sein, daß das Bewußtsein seiner Schuld noch ganz durch die Aufbäumung gegen sein „Pech“ und die anklagende Haltung gegen die „Freiheitsberaubung“ verdeckt war. In der Anmerkung A (links vom Selbstbildnis steht sein Aufschrei: „Eingekaerkert wie wilde Thiere und Affen / hat mir denn Gott darzu erschaffen? / Wozu hab ich Vernunft und Wissen / blos zu Qual und Pein / da wolte ich lieber nicht erschaffen sein.“

„Bin ja erst zwanzig (= 29) Jahr, sol schon ligen“, schnitzt er, sich selbst bemitleidend, ein, ebenso „Am... must ich als Inkulpat erscheinen / an meinem Grabe sol man es noch beweinen.“ Diese Selbstbemitleidung springt bisweilen in ironischen Galgenhumor um. So ist über der Tür des dargestellten Kerkers (= Abb. 2) und unter seinem Bart zu lesen: „Salve Hospes in Car“ (= Herzlich willkommen, Gastfreund, im Karzer, Kerker). Ähnlicher Einstellung entspringt es, wenn ein Häftling um das Guckloch seiner Zelle (Wien) einkratzt: „Blick in die Zukunft“. Auf der gleichen Ebene liegt es, wenn italienische Häftlinge die weihevollen Worte Dantes (Eingang zur Hölle) parodierend in ihrer Zelle anbringen: „Lasciate ogni speranza o voi ch' entrate“ (= Laßt alle Hoffnung, die Ihr hier Euch nahet)³⁾. Mit der Hölle ist übrigens auch auf unserer Bank das



Gefängnis verglichen. Auf ihrer Unterseite heißt es nämlich: „Hir ist die Löwenhölle“. Der Ausdruck Hölle ist in der U. H. A., Braunschweig, folgendermaßen näher erläutert: „Hier ist die Hölle auf Erden, nichts zu rauchen, wenig zu essen, kein Geld.“ Zur Illustration des Begriffes „Löwenhölle“ finden wir auf der Unterseite der Bank einen geschnitzten löwenähnlichen Kater. Aus dem Selbstvergleich des Häftlings mit dieser stets mißtrauisch-lauernden, angriffslustigen und freiheitsliebenden Tiergattung spricht einmal die Mahnung zur wachsamen Vorsicht, aber auch der unbändige Wille zur Selbstbehauptung. St. ist überzeugt, daß er ein tüchtiger Kerl ist und bleiben wird. Um dies auch den anderen zu beweisen, fertigt er diese Schnitzarbeit an. Als Sinnbild all seiner Hoffnungen, daß alles wieder einmal gut werden wird, bringt er über seinem Selbstbildnis auf der Bank einen Anker, das uralte Sinnbild der Hoffnung, an⁴⁾). Seine Hoffnungen haben sich übrigens erfüllt: er hat später in den USA als geachteter Bürger und gesuchter Handwerksmeister gelebt.

Der Alldruck (Abb. 3)

Die Bildgruppe stellt die Szene dar, um die des Häftlings Gedanken wohl am meisten kreisen: Das Verhör durch den Untersuchungsrichter. Was wird man noch Neues ausfindig machen? Welche Fragen können auftauchen, auf die ich nicht gefaßt bin? Wird man vielleicht doch noch deutliche Beweise finden, so daß mein bisheriges Leugnen nichts mehr hilft? Haben die Richter recht, wenn sie sagen: „Die Wahrheit rede stets und fang nicht an zu lügen / Deine Richter denkst Du wohl, aber niemals Gott betrügen.“ ... „Glaube! Got ist der letzte Richter, er bestrafet die Lügen der Schlegten (Schlechten).“

Die Darstellung Gottes als Hüter des Rechtes und letzter (= Oberster) Richter ist mir bei meinem Vergleichsmaterial sonst nicht begegnet. Sie ist aber trotzdem nicht Eigenvorstellung Stadtmeisters, sondern überkommenes Bildgut, das Jahrhunderte hindurch in Kirchen, Gerichtshäusern, Schöffensälen, Ratsstuben und Gemeindehäusern auf Gemälden oder buntfarbigen Glasfenstern Volk, Obrigkeit und Richter mahnen und warnen sollte⁵⁾). Von der Möglichkeit, daß Gott selbst jederzeit in die irdische Gerichtsbarkeit eingreifen kann, hat das Volk auch durch Sagen, Märchen und sonstiges überliefertes Erzählgut Kenntnis. Die Vorstellung von einem Engel als göttlichem Gerichtshelfer mit der Waage der Gerechtigkeit läßt sich über die biblische bis in die ägyptische Glaubenswelt zurückverfolgen.

Die Darstellung von Verhören und Gerichtsverhandlungen ist dagegen bei den Strafgefangenen bekannt und verbreitet. Mit Bleistift, Farbstift, Tinte, Pinsel, Schnitzmesser und Knetmasse werden die betreffenden Motive wiedergegeben⁶⁾). Sie beweisen den nachhaltigen Eindruck, den diese Atmosphäre auf die Häftlinge ausübt. Die innere Einstellung hierzu ist natürlich nicht immer positiv. Das zeigt sich z. B. bei der Anklage, die Stadtmeister neben seinem Selbstbildnis einschneidet: „Wer ist es, der mir quälet / mein Vorgesetzter; ein Mensch, der mir befiehlt.“ (Anm. B.).

Sonst enthalten diesbezügliche Bemerkungen meist auch gehässige Schimpfwörter oder gar Drohungen, wie z. B.: „XY, du Schweinehund, dich bring ich noch dahin, wo du hingehörst!“ (Wolfenbüttel). Auch politisch zugespitzte Anklagen kommen bisweilen vor (Brschw.). Ein unter einem Zellenfenster in Wolfenbüttel eingeritzter Galgen darf wohl gleichfalls in diesem Drohsinne gedeutet werden.

Kummer schlafloser Nächte

Zu den Gedanken, die um Verhör und Urteil kreisen, gesellen sich in schlaflosen Nachtstunden noch weitere, wie es Stodtmeister in dieser Bildgruppe dargestellt hat. „Ach mancher schlummert hier kurzen Schlummer, / man erwagt (= erwacht von Gram, Elend, Kummer“ 7). — „Von der Menschheit abgeschieden, versenket zu modern Schlunde / wann schlägt die Freiheitsstunde?“ Zag keimende Hoffnung wechselt mit Verzweiflung: „O du junges Blut, lieber tot als elend leiden!“ Daß solche Gedanken an den Tod auch sonst bei erregbaren Häftlingen auftauchen, mag die Szene an der Gefängniswand in Tondern/Schlesw. beweisen, wo 4 Männer einen durchsichtigen Sarg mit einem verstorbenen Häftling tragen. Es kann sogar auch vorkommen, daß ein Häftling ankündigt, er ziehe den Tod vor, um Ruhe zu haben, — und kurze Zeit später legt er Hand an sich 9).



Übersteigerte Furchtphantasien (Abb. 4)

Sehr aufschlußreich für die gesteigerte seelische Erregbarkeit der Häftlinge sind die Zeugnisse, in denen sie die Schrecknisse der Hinrichtung sich und uns vor Augen führen, auch wenn sie selbst wissen, daß ihnen dieses Schicksal nicht bevorsteht. Einmal mögen solche Darstellungen einem gewissen Grauen und zugleich der Sympathie mit betroffenen Mithäftlingen entspringen, zum andern könnten sie aber auch Warnung für ihren späteren Lebensweg bedeuten. Vergleichbar mit der Stodtmeisterschen Bildgruppe ist die Hinrichtungsphantasie eines Bautzener Zuchthausinsassen, der wegen Mordes zu 15 Jahren Haft verurteilt war. Dieser komponiert freilich nicht so einheitlich wie E. Stodtmeister. Unter der Überschrift: „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an — und erfüllet mich mit Grausen“ breitet er eine Fülle von Hinrichtungsarten und Werkzeugen aus: Einen Henker mit Beil und Schwert, eine Hinrichtung durch Fallbeil, eine weitere durch Erhängen, einen Richtblock, andere Hinrichtungswerkzeuge und Ketten, einen gefesselten und enthäupteten Häftling. Schließlich sind noch ein Strafgesetzbuch, ein Hinrichtungsbefehl und ein Sarg auf dieser Zeichnung zu sehen 9). Wie eitel — wichtigtuersich und geschwätzig gerade dieser Zuchthausinsasse mit solchen Gedanken spielte, zeigen auch seine Darstellungen zum Thema: Der Gefangene und der Tod. Hier tritt der personifizierte Tod in die Zelle, um den Gefangenen zum letzten Gang zu führen 10). Es ist interessant, daß der

Bautzener Insasse zwar seine Vorstellungsbilder der Hinrichtungsarten der zeitgenössischen Rechtswirksamkeit (1. Weltkrieg) entnimmt. Die Methode der Darstellung aber entspricht Abbildungen in älteren Rechtsbüchern.

Im Gegensatz hierzu läßt Stodtmeister das aus der Rechtswirklichkeit seiner Zeit längst verschwundene Rad erscheinen. Dies könnte ebenfalls auf die Kenntnis älteren Bildgutes zurückzuführen sein, es könnte aber auch aus der Märchenüberlieferung herrühren, in der hauptsächlich die Hinrichtungsarten ihren Niederschlag gefunden haben, die vor allem die Phantasie anregen wie u. a. auch Rädern oder aufs Rad flechten ¹¹⁾.

Wunschträume

„Ich Eduard, o Cologunde / ach manche betrübte Stunde / ich verzagte nie.“ Diese Worte sind der einzige Ausdruck, wo die liebende Sehnsucht Stodtmeisters angedeutet ist. Seine Zurückhaltung steht im Gegensatz zu der Art, in welcher allzu oft der Eros bei Häftlingen ungezügelt seinen Niederschlag findet. Die Spannweite der Darstellung geht von Herzen als Sinnbild der Liebe — ohne und mit zwei durchbohenden Pfeilen — über Tierallegorien, Frauengestalten bis zu grobsexuellen Wiedergaben ¹²⁾. Nach der Gefängnisordnung müssen derartige Wunschbilder selbstverständlich sofort entfernt werden. Daraus ergibt sich, daß Funde auf diesem Gebiet stets Zufallstreffer bleiben werden.

Auf dem Wunsch, der derzeitig grauen Wirklichkeit zu entfliehen, basiert wohl auch die Tatsache, daß immer wieder exotische oder abenteuerliche Szenen gestaltet werden ¹³⁾. Das beliebte Basteln von Schiffen und Flugzeugen könnte z. T. ebenfalls davon beeinflusst sein.

Trost

Aus dieser Bildgruppe geht einleuchtend hervor, wie die betrachtende Versenkung in das stellvertretende, unschuldige Leiden des Gottessohnes Stodtmeister und manch anderem Häftling Trost zu spenden vermag. Die Bildanordnung selbst steht in der Tradition von Grabmälern, Gemälden und Holzschnitten. Die Sprüche und Gebete sind meist der Bibel oder den Predigten des Anstaltspfarrers entnommen.

Bezeichnend ist aber auch, daß St. die Frage aufwirft: „Wer kann sehen mir in mein Herz, ob dieses sei gerechter Schmerz?“ M. E. zeugt das sowohl für seine Ehrlichkeit, wie auch für sein Wissen um das so oft nur taktisch genutzte Interesse der Mithäftlinge für Gottesdienst, Andachten und den Anstaltsgeistlichen ¹⁴⁾.

Zur Geschichte dieser Bank muß noch einmal hervorgehoben werden, daß E. Stodtmeister seine Arbeit illegal angefangen hat, sie aber dann wohl mit Duldung weiterführen und vollenden durfte. Sie wurde nach Fertigstellung Herzog Wilhelm gezeigt, der dem Künstler ein Geldgeschenk überreichen ließ. Die Bank selbst wurde dem Herzoglichen Museum überwiesen, von wo sie schließlich in das „Vaterländische Museum“, das jetzige Landesmuseum für Geschichte und Volkstum gelangt ist. Das Vergleichsmaterial, das für diesen Artikel herangezogen wurde, ist ebenfalls größtenteils illegal entstanden. Sein Vorhandensein ist verständnisvollen Anstaltsleitern und Anstaltsgeistlichen zu danken, die diese freiwillige Betätigung der Häftlinge zu werten wußten. Heute steht man der Bedeut-

samkeit der bildnerischen Gestaltung in den Strafanstalten noch aufgeschlossener gegenüber. In einem weiteren Artikel werde ich die heutigen Verhältnisse im Braunschweiger Raum näher schildern.

Ich möchte aber jetzt schon dem Herrn Braunschweigischen Generalstaatsanwalt Dank sagen für seine aufgeschlossene Unterstützung meiner Nachforschungen in den Gefängnissen. Mein Dank gilt auch den Herren Vorständen des Strafgefängnisses Wolfenbüttel und der Untersuchungshaftanstalt Braunschweig.

¹⁾ H. Prinzhorn, Bilderei der Gefangenen, Berlin 1926, Abb. 11, 30, 32—34. — Besonders geschwätzig sind in dieser Beziehung inhaftierte Jugendliche (UHA. Braunschweig).

²⁾ H. Prinzhorn, Abb. 2, 3, 11, 13, 29, 30, 50.

³⁾ H. Prinzhorn, S. 52.

⁴⁾ Anker finden sich oft als Zelleneinritzungen, öfter noch als Tätowierungen. In einer Zelle der UHA. Braunschweig konnte ich einen Anker mit Herz und Schlange feststellen.

⁵⁾ S. Hardung, Vorladung vor Gottes Gericht, Bühl/Bd. 1934, S. 50 ff.

⁶⁾ H. Prinzhorn, Abb. 11, 52, 55.

⁷⁾ Vgl. dazu auch die Selbstdarstellung eines Gefangenen auf einem Tonkrug (Turin). H. Prinzhorn, Abb. 56.

⁸⁾ H. Prinzhorn, Abb. 33, 56 und S. 52.

⁹⁾ H. Prinzhorn, Abb. 16.

¹⁰⁾ H. Prinzhorn, Abb. 14, 15.

¹¹⁾ Vergl. dazu O. Ludwig, Richter und Gericht im deutschen Märchen, Bühl/Bd. 1935.

¹²⁾ H. Prinzhorn, Abb. 1, 22, 26, 34, 36, 40, 42, 54, 74 u. a.

¹³⁾ H. Prinzhorn, Abb. 17, 23, 24.

¹⁴⁾ In diesem Sinne deute ich die Beischrift auf dem Aquarell *Ecce homo* (Mannheim): „Das bleibt hängen, wenn Er auch nicht kommt!“ H. Prinzhorn, Abb. 8. Für religiöse Tarnung spricht auch das Kruzifix, in dem ein scharf geschliffener Dolch verborgen ist (Turin). H. Prinzhorn, Abb. 51.

AUS DER *HEIMATPFLEGE*

Die Aufforstung von Kippen als Beispiel für praktische Landschaftspflege im Helmstedter Braunkohlenrevier

von Otto Homuth

(Schluß)

Der Übergang vom reinen Schutzwald zum Nutzwald, der die verpflanzten Kippen durch die Holzerzeugung noch wertvoller macht, muß früher oder später, je nach Boden und Bestand angestrebt werden. Stellenweise kann, wenn der „Standort“ es zuläßt, auch sofort die Begründung eines Nutzwaldes erfolgen. So konnte z. B. auf der Esbecker Kippe ein Mischbestand aus Fichte und Lärche als Erstbepflanzung auf einer ca. 35—40 m hochgelegenen Kippenebene begründet werden.



Mischbestand aus Roterle / Robinie im 3. Jahr nach der Pflanzung

Handelt es sich jedoch, wie in den meisten Fällen, um noch unaufgeschlossenen Boden, so muß versucht werden, so schnell als möglich einen Bestand zu schaffen, der den Boden beschattet. Die Wahl der hierbei zu verwendenden Holzarten ist von Fall zu Fall zu entscheiden, jedoch sind solche zu bevorzugen, die in Symbiose mit Knöllchen-Bakterien leben und dadurch die Nitrifikation im Boden einleiten. Besonders geeignet sind Robinie und Schwarzerle, die Weißerle ist wegen ihres hohen Vermögens, Wurzelbrut zu treiben, weniger empfehlenswert. Die Tatsache, daß die Schwarzerle auf den häufig armen und sandigen Kippenböden gedeiht, setzt den mit der Materie weniger Vertrauten oft in Erstaunen, weil er sich die Schwarzerle als Baum des Bruches und der Bachniederung vorstellt und von ihr nicht erwarten kann, daß sie auf diesen Böden noch vorankommt, ja darüber hinaus erstaunliche Wuchsleistungen zeigt. Nachstehende Bildergruppe zeigt eine einjährige, eine zweijährige und eine dreijährige Bepflanzung von Kippenhängen mit Robinie und Schwarzerle in reihenweiser Mischung.

Unter normalen Verhältnissen schließt sich dieser Bestand in der 3. Vegetationsperiode nach der Pflanzung. Die Unkräuter gehen nun infolge Lichtmangels zurück, ihre Masse und der Laubabfall reichern den Boden mit Humus an. Die Nitrifikation ist eingeleitet, es kommt die Schattengare und aus dem rohen Kippenboden wird ein kräftiger, tätiger Waldboden. Unterstützen und fördern kann man diese Entwicklung noch durch das Einbringen der blauen perenierenden Lupine, die außerdem während der Blüte der Landschaft ein freundliches Bild verleiht.

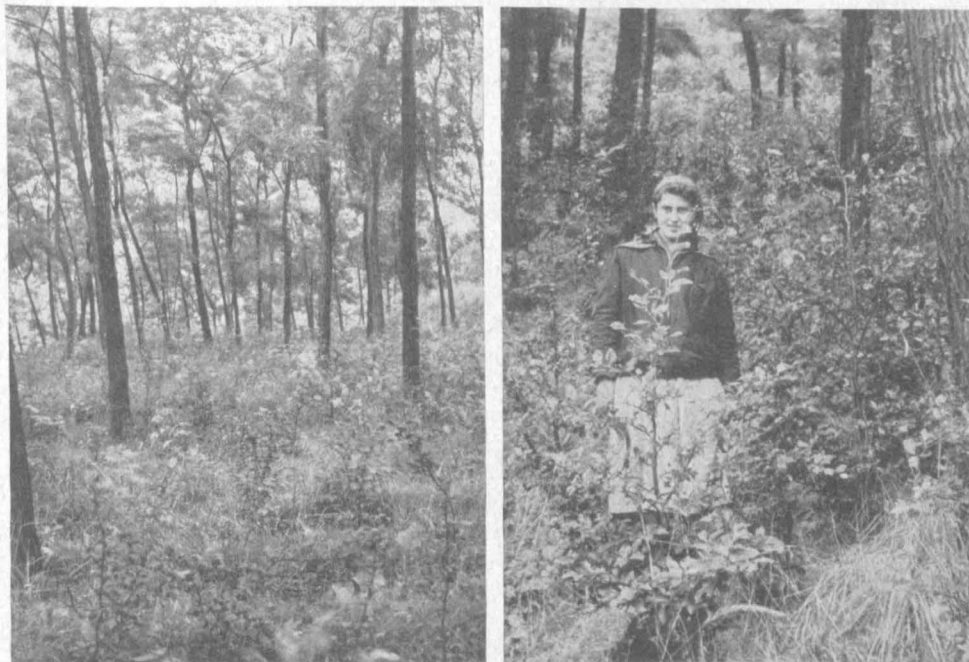
Nach einer Reihe von Jahren haben also die Bestände der Erstbepflanzung, die z. T. nur ausgesprochenen Vorwaldcharakter haben, die biologische Ordnung im Boden so weit hergestellt, daß daran gedacht werden kann, sie durch geeignete

Maßnahmen umzuwandeln. Wenn das Kronendach sich wieder etwas gelichtet hat, der Bestand also in das angehende Baumholzalter kommt, findet sich eine Bodenflora ein, die nun schon Fingerzeige für die 2. Waldgeneration geben kann. An einigen Beispielen soll die Umwandlung der Erstbestände kurz erläutert werden. Ein 40jähriger Robinienbestand, der stark mit Holunder bewachsen war, wurde nach Wegräumung aller schlechten Stammformen und des Holunders mit Rotbuche unterbaut.

Weiterhin wurde ebenfalls auf der Esbecker Kippe ein ca. 30jähriger Birkenbestand nach geeigneter Vorbereitung mit Winterlinde unterbaut, einmal um die Fläche besser ausnutzen zu können, zum anderen, um dem Boden durch die Linde die Pflege zukommen zu lassen, die die Birke dem Boden von sich aus nicht geben kann. Einen Blick in dieses Waldbild vermittelt das nebenstehende Bild.

Die technische Ausführung der Kippenbepflanzung weicht z. T. von den üblichen Regeln des Waldbaues und der Arbeitstechnik ab. Wie überall im Walde bildet auch hier die Schaffung eines Einteilungs- und Wegenetzes die Wirtschaftsgrundlage, jedoch ist es möglich, generelle Betriebspläne auf lange Sicht aufzustellen. Alle Wirtschaftsunterlagen, also Karten, Lagerbücher und Revierchronik müssen entsprechend den Eigenarten des aufbauenden Betriebes angelegt werden. Sie haben sich in allen Teilen den Interessen der übergeordneten Industriebetriebe weitgehend anzupassen.

Der größte Teil aller Arbeiten muß von Hand ausgeführt werden, da die Kippenböschungen die Verwendung von Bodenbearbeitungsmaschinen naturgemäß ausschließen.



40jähriger Robinienbestand auf der Esbecker Kippe, links $2\frac{1}{2}$, rechts $4\frac{1}{4}$ Jahre nach Unterbau mit Rotbuche

Der Reihenverlauf an den Hängen ist im Gegensatz zu den herkömmlichen Regeln des Waldbaues senkrecht zu wählen. Eine waagerechte Reihenführung würde eine terrassenförmige Ausarbeitung bedingen. Da der Boden aber, im Vergleich zum gewachsenen Boden locker und außerdem im natürlichen Böschungswinkel (steiler geht es nicht!) liegt, würden die Terrassen mit fast senkrechten Wänden entstehen und weder an der Ab- noch an der Auftragsseite zur Ruhe kommen, bis die Witterungseinflüsse den alten Zustand wieder geschaffen hätten. Hinzu kommt die Gefahr der Wasseransammlung bei einer gegeneinander liegenden Neigung der Terrassen und dadurch verursachte Ausrachelung, also Abspülung größerer Bodenmassen.

Als Pflanzzeit ist das Frühjahr zu bevorzugen, jedoch können auch bestimmte Holzarten auf günstig gelegenen Flächen im Herbst gepflanzt werden.

Die Pflanzung auf der Freifläche geschieht in der üblichen Form, als Klemmpflanzung mit Keil- oder Hohlsparthen bzw. als Lochpflanzung mit Spaten und Pflanzhacke. Die Wahl der Pflanzmethode hängt von Ausformung und Zustand des Bodens ab.



Eine wichtige Aufgabe nach der Aufforstung ist die Kurzhaltung des Unkrautes. Wie erwähnt, finden sich zuerst Samenunkräuter durch Anflug ein. Um zu verhindern, daß der Wind von hier die Samen auf die umliegenden Ackerflächen weiter verstreut, und zur Vermeidung von Verdämmungen und des Nährstoffentzuges müssen die Flächen durch Ausjäten, Hacken und Sticheln weitgehendst unkrautfrei gehalten werden. Aus dem erstgenannten Grunde werden diese Arbeiten stellenweise noch über die waldbaulich notwendige Zeit ausgeführt.

Die Entscheidung, ob Sämling oder Verschulpflanze, hängt vom Grad der zu erwartenden Verunkrautung bzw. von der verwendeten Holzart selbst ab. Je kürzer der Zeitraum ist, in dem die Bepflanzung den Kippgeräten folgen kann, um so schwächer ist auch der Unkrautbestand — eine noch mäßige Unkrautdicke läßt also durchaus die Sämlingspflanzung zu.

Um einen Überblick zu geben, in welchem Rahmen im Bereich des Helmstedter Braunkohlenrevieres seit 1951 aufgeforstet worden ist, werden nachstehend einige Zahlen gegeben:

1951:	11,70 ha	ca. 82 000 Pflanzen
1952:	25,01 ha	ca. 295 000 Pflanzen
1953:	23,33 ha	ca. 370 000 Pflanzen
1954:	8,38 ha	ca. 249 000 Pflanzen

1955:	11,57 ha	ca. 258 000 Pflanzen
1956:	19,30 ha	ca. 320 000 Pflanzen
1957:	9,94 ha	ca. 150 000 Pflanzen
1958:	12,02 ha	ca. 230 000 Pflanzen (nur Frühjahr)

Die erforderlichen Pflanzen werden in einem zum Betriebe gehörenden Pflanzgarten von etwa 1 ha Größe zu 35—40 % des Bedarfes selbst angezogen. Da nur auf kurze Sicht vorausgeplant werden kann, muß jährlich eine beträchtliche Anzahl Pflanzen hinzugekauft werden. Die eigene Anzucht hat jedoch große Vorteile, da die Pflanzen sofort zur Verfügung stehen, wenn die Böden soweit abgetrocknet sind, daß mit den Pflanzarbeiten begonnen werden kann. Das Anwachsergebnis selbstangezogener Pflanzen ist immer ein günstigeres, da diese Pflanzen keinen langen Transport zu überstehen haben.

Im Pflanzgarten werden vorwiegend Saaten und Verschulungen von Kiefern, Fichten, Lärchen, Roteichen und Robinien, sowie die Nachzucht von einigen Pappelsorten, die sich für hiesige Verhältnisse besonders gut eignen, durchgeführt.

Ein neues Vogelschutzgehölz in Salzgitter-Lichtenberg

Im Herbst 1958 wurde von interessierten Kreisen angeregt, am Ostrande von Salzgitter-Lichtenberg eine bisher von den Bewohnern als Müllablageplatz benutzte Parzelle zu bepflanzen, um künftig dem Vogelschutz zu dienen. Das Gelände mit dem Flurnamen „Schierke“ liegt zwischen Salzg.-Lichtenberg und dem Landschaftsschutzgebiet Sukoppsmühle. Es verläuft in nordsüdlicher Richtung an einem Wassergraben entlang und ist etwa 250 m lang und rund 50 m breit. Der obere südliche Teil stellt eine Art von Odlfläche dar, während der untere nördliche Teil verhältnismäßig sumpfig ist und von einem Schilfgürtel mit Weiden-, Schlehen- und Holundergebüsch eingenommen wird.

Man kann den Zugang zu dieser Stelle nicht verfehlen, wenn man von Lichtenberg aus den beschilderten Feldweg „Zingel“ einschlägt und sich bei der Gabelung links hält. Als Richtpunkt kann dann eine einzelstehende Risen-Eiche dienen, in deren unmittelbarer Nachbarschaft sich das gemeinte Gelände befindet. Das Grundstück gehört der Stadt Salzgitter und wurde von ihr weder landwirtschaftlich noch forstwirtschaftlich benutzt. Die Vogelschutzstation Braunschweig hat sich ebenfalls für die Anlage eines Vogelschutzgehölzes an dieser Stelle ausgesprochen, weil hier schon immer auffallend viele Vögel beobachtet wurden, freilich meistens Durchzügler.

Da aus städtischen Mitteln erfreulicherweise Gelder bereitgestellt wurden, konnte das Tiefbauamt — Garten- und Friedhofsabteilung — schon im Herbst 1958 die Bepflanzungen vornehmen. Es wurden gepflanzt: Eiche, Hainbuche, Ahorn, Esche, Birke, Eberesche, Wildobst, Weiß- und Schwarzdorn, Rotdorn, schwarzer Hollunder, Wildrose, Erlen und noch einige andere Gehölze. Stadtamtmann Aschmann hat mit Unterstützung von Revierförster Lochte einen vielversprechenden Anfang geschaffen. Die abnorme Trockenheit dieses Jahres hat sich allerdings ungünstig ausgewirkt. Immerhin konnten in kürzester Zeit folgende Vogelarten beobachtet werden: Stare, Buchfinken, Grünlinge, Bluthänflinge, Stieglitze, Goldammern, Sing-, Rot- und Schwarzdrosseln. Die Weiterentwicklung der schätzenswerten Anlage werden wir mit Interesse verfolgen.

Heinz Mollenhauer

Neues heimatliches Schrifttum

Louis Wille: Der Harz, unsere Heimat. Darstellungen aus der Geschichte, dem Volkstum und dem Berufsleben des Harzes. Bad Harzburg 1959 im Selbstverlag des Verfassers.

Der verdiente Verfasser der „Harzer Volkskunde“, der vor einigen Jahren aus Halberstadt nach Bad Harzburg übersiedelte, hat auf Anregung von Heimatfreunden aus dem Ostharz seine inzwischen entstandenen neuen Aufsätze zur Besiedlungsgeschichte und Volkskunde des Harzes gesammelt in Buchform herausgegeben. Auf 52 Seiten berichtet er hauptsächlich „Von den Mundarten“, „Von Trachten und Tänzen“, „Vom Brauchtum“ und „Aus dem Berufsleben“. Manches davon kennen wir bereits aus seiner „Harzer Volkskunde“, doch da die 1937/40 erschienenen ersten 4 Hefte der leider unvollendet gebliebenen „Harzer Volkskunde“ vergriffen sind, wird es allen Harzfreunden willkommen sein, daß auf diese Weise das wichtigste daraus erneut zugänglich gemacht wird. Neues bringen hauptsächlich die Abschnitte über die Tracht und aus dem Berufsleben mit den fesselnden Berichten über Köhler, Holzhauer und den letzten Kuhglockenschmied. Weniger gelungen ist der erste kurze Abschnitt über die Stammesgeschichte, des Harzlandes, der die neuesten Ergebnisse der Vorgeschichts- und Sprachforscher nicht berücksichtigt, anfechtbar die Ansicht des Verfassers über den Anteil der Nordalbinger am Bau der Harzburg und an der Gründung von Benneckenstein, unbefriedigend auch die Darstellung der Mundartunterschiede im Harz. Durch diese kleinen Mängel wird der Gesamtwert des Büchleins jedoch nicht entscheidend gemindert. Es wird sowohl im heimatkundlichen Unterricht der Schulen wie in der Kulturarbeit der Harzklub-Zweigvereine eine gute Hilfe sein.

Fl.

Richard Moderhack, Hans Jürgen Querfurth und Gerhard Stoletzki: Stadtarchiv und Stadtbibliothek Braunschweig (Heft 6 der Reihe „Städte, Landschaften und Kultur zwischen Harz und Heide“). Verlag Gerhard Stoletzki, Wolfenbüttel 1960.

Wer noch nie die periodisch wechselnden Ausstellungen des Stadtarchivs und der Stadtbibliothek in Braunschweig besucht hat, ahnt gar nicht, welche Schätze beide Insti-

tute bergen. Darunter sind nicht nur Schätze für den forschenden Geist der Wissenschaftler, sondern auch Schätze für das Auge des kulturgeschichtlich interessierten „Laien“. Eine Auswahl solcher Kostbarkeiten wird in dem jetzt erschienenen Bildbande auf 54 Kunstdrucktafeln mit einer vierseitigen Einleitung über die Entwicklung der beiden Institute der breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Dem Lichtbildner Stoletzki gebührt dankbare Anerkennung für seine meisterhaften Aufnahmen von alten Bucheinbänden, Bilderhandschriften, Urkunden, Frühdrucken, Briefen bedeutender Persönlichkeiten und anderen Zeitdokumenten, Dank auch für den verlegerischen Mut, mit dem er den Bildband in vorzüglicher Ausstattung herausgebracht hat. Stadtarchivdirektor Dr. Moderhack und Stadtarchivrat Dr. Querfurth haben die Einleitung beigezeichnet und sich vor allem der schwierigen Aufgabe unterzogen, aus der riesigen Fülle ihrer Archiv- und Bibliotheksschätze das auszuwählen, was nicht nur inhaltlich Fachleute wie Laien zu fesseln geeignet ist, sondern zugleich auch das Auge ästhetisch befriedigt. Dieser zweite Gesichtspunkt war wohl ausschlaggebend dafür, daß auch einige Dokumente im Bilde vorgeführt werden, die mit der Geschichte und dem Kulturleben der Stadt Braunschweig nur in einem lockeren oder gar keinem Zusammenhang stehen, wie die Abbildungen auf den Seiten 10, 14–17, 26, 27, 33, 47 und 57. Sollten sich unter den Beständen der beiden Institute noch Stücke finden lassen, die gleich sehenswert sind wie diese und zugleich bedeutsamer für die heimische Geschichte, so würde ein Austausch der Bilder auf den betreffenden Seiten bei einer zweiten Auflage des Bildbandes seinen Inhalt noch weiter vereinheitlichen und ihn zu einem wirklichen, von den beiden Archivbeamten verfaßten Bilderbuch der Stadtgeschichte machen. Die wohlgedachten Bildunterschriften, die dem Zwecke dienen, jedes Dokument in einen größeren zeitgeschichtlichen Zusammenhang zu stellen, würden gewiß an Einprägsamkeit noch gewinnen, wenn sich der Verleger dazu entschließen könnte, bei einer zweiten Auflage ein paar zusätzliche Seiten für verbindende Texte zu bewilligen. Auch in der vorliegenden Form aber ist der Bildband schon eine höchst verdienstvolle Neuerscheinung unter dem heimatkundlichen Schrifttum.

Fl.



MÄNTEL
Heinbach
BRAUNSCHWEIG · PAPENSTIEG 8

immer führend in der Mode!

So wird im Hause Heimbs & Sohn Kaffee aerotherm geröstet



Der Kaffee kommt bei diesem Röstprozeß nur oder nahezu ausschließlich mit reiner indirekt erhitzter atmosphärischer Luft in Berührung. Dieses Verfahren garantiert den sauberen, klaren Geschmack, das volle Aroma und die von vielen Magen-, Galle-, Herz- und Kreislauf-Empfindlichen anerkannte Bekömmlichkeit von aerotherm geröstetem Heimbs Kaffee. Die seit 1954 eingeführte Aerotherm-Röstung wurde im Hause Heimbs & Sohn, Braunschweig, erdacht und entwickelt.

**Heimbs
Kaffee**

aerotherm geröstet

Heimbs & Sohn Kaffeegroßrösterei Braunschweig



Bernhard Mackels

HEIZUNG UND LÜFTUNG

BRAUNSCHWEIG · JASPERALLEE 4 · FERNRUF 21646/47

KUNSTHANDWERK
MÖBEL · WOHNBEDARF
RAUMGESTALTUNG

HEIMATWERK NIEDERSACHSEN

TH. KÖRNER · BRAUNSCHWEIG · AM MAGNITORE 3

Burgen und Schlösser des Braunschweiger Landes

Text und Bild von Dr. H. A. Schultz

- ① **Burg Dankwarderode
zu Braunschweig**
- ② **Reichsfeste Harzburg**
- ③ **Die Burgen zu Warberg**
- ④ **Die Asseburg**
- ⑤ **Burg Lichtenberg**
- ⑥ **Deutschordenskommende
Lucklum**
- ⑨ **Burg Seesen**



WAISENHAUS - BUCHDRUCKEREI
UND VERLAG BRAUNSCHWEIG

Landgrebe 

Reinigt · Färbt

Ihr Vorteil:
einfach zur »einfachreinigung«

Filialen in allen Stadtteilen

Ruf 30983-84